

Maik Wunder
(Hrsg.)

Digitalisierung und Soziale Arbeit

Transformationen und Herausforderungen

Wunder
Digitalisierung und Soziale Arbeit

Für Emma Valentina

Maik Wunder
(Hrsg.)

Digitalisierung und Soziale Arbeit

Transformationen und Herausforderungen

Verlag Julius Klinkhardt
Bad Heilbrunn • 2021

k

Die Open Access-Publikation dieses Titels wurde durch Mittel des Forschungsschwerpunktes digitale_kultur der FernUniversität in Hagen finanziert.

Dieser Titel wurde in das Programm des Verlages mittels eines Peer-Review-Verfahrens aufgenommen. Für weitere Informationen siehe www.klinkhardt.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>.

2021.h. © by Julius Klinkhardt.

Grafik Umschlagseite 1: © Miriam Tölgyesi (Rechte beim Herausgeber)

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten.

Printed in Germany 2021.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier.



Die Publikation (mit Ausnahme aller Fotos, Grafiken und Abbildungen) ist veröffentlicht unter der Creative Commons-Lizenz: CC BY-NC-SA 4.0 International
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/>

ISBN 978-3-7815-5911-0 digital

doi.org/10.35468/5911

ISBN 978-3-7815-2473-6 print

Inhaltsverzeichnis

Maik Wunder

Einleitung in den Band9

I Digitalisierung und Veränderung Sozialer Arbeit

Udo Seelmeyer und Nadja Kutscher

Zum Digitalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit:
Befunde – Fragen – Perspektiven17

Maik Wunder

Streiflichter durch Theorien zur Digitalisierung –
Digitalisierung als Gesellschafts-, Sozial- und Kulturtheorie
und deren mögliche Relevanz für die Soziale Arbeit31

Alexander Unger

Digitalisierung oder Mediatisierung?
Ein analytischer Blick auf die Transformation
sozialpädagogischer Arbeitsfelder50

Marc Witzel

Sozialpädagogische Orte im digitalen Raum68

Philipp Waag

Digitalisierung als komplexer Gestaltungsspielraum:
Eine systemtheoretische Bestimmung disziplinärer und praktischer
Herausforderungen in der Sozialen Arbeit80

II Digitalisierung und sozialarbeiterische Profession

Fabian Hoose, Katrin Schneiders und Anna-Lena Schönauer

Von Robotern und Smartphones.
Stand und Akzeptanz der Digitalisierung im Sozialsektor97

Anna-Sophie Brandt

Digitalisierung in der Gemeinwesenarbeit –
Bedarfe und Herausforderungen von Fachkräften in der Sozialen Arbeit110

Diana Schneider

Ein Schritt in Richtung De-Professionalisierung?
Plädoyer für eine intensive Diskussion über algorithmische Systeme
in der professionellen Praxis122

III Digitalisierung und Adressat*innen von Sozialer Arbeit

Frieda Heinzelmann, Tanja Holzmeyer, Katrin Proschek und Frank Sowa

Digitalisierung als Projektionsfläche für Sehnsüchte und Ängste
in Narrativen von wohnungslosen Menschen143

Eva Maria Bäcker, Markus Grottko und Andreas König

Chancen digitaler Technologien für die Sozialen Arbeit?
Überlegungen zu Social Entrepreneurship unter Einsatz von digitalen
Lerntechnologien, virtuellem Kontext, New Work und
Selbstkontrollmechanismen157

Anke Lang

Digitalisierung in der Kita – Bildung und Teilhabe für alle Kinder!172

IV Digitalisierung und sozialarbeiterische Ausbildung

Martin Stummbaum und Kirsten Rusert

Zukünfte Sozialer Arbeit – digital und wie bei Ikea
Szenarien Sozialer Arbeit in der Digitalisierung191

Joachim K. Rennstich

Neue Tricks für alte Hunde?
Digitalisierung als Herausforderung in Lehrvermittlung und Forschung201

Jaqueline Veenker und Melanie Kubandt

Digitalisierung in Kindertagesstätten – Perspektiven von Lehrkräften
an (Berufs-)Fachschulen für Sozialpädagogik215

V Digitalisierung und Forschung zu Sozialer Arbeit

Angela Tillmann und André Weßel

Digitalisierung in der stationären Kinder- und Jugendhilfe –
zur Relevanz von digitalen Medien und Medienbildung
in einem vernachlässigten Bildungskontext229

Christian Ghanem, Markus Eckl, Robert Lehmann und Jean-Pierre Widerhold

„Irgendwie fühle ich mich als Angehörige alleine gelassen“.
Eine automatisierte Analyse eines Onlineforums
für Angehörige von Inhaftierten240

Almut Leh, Annabel Walz, Felix Engel und Matthias Hemmje

Historische Biografieforschung und Soziale Arbeit.
Interdisziplinäre Begegnungen im digitalen Raum255

Autor*innenverzeichnis268

Maik Wunder

Einleitung in den Band

Digitalisierung scheint, dies verdeutlicht die Pandemie durch COVID-19 in einem erheblichen Maße, ein wichtiger Faktor in sämtlichen gesellschaftlichen Funktionsbereichen zu sein. Innerhalb der Diskurslandschaft spricht man von einer Transformation des Arbeitsmarktes, des Verkehrswesens, des politischen, des öffentlichen Raumes und des Freizeitverhaltens durch Digitalisierung. Dirk Baecker verweist in seiner Beschreibung des Digitalen darauf, dass gesellschaftliche Umbrüche stets an Medienkatastrophen gekoppelt waren. Gegenwärtig vollzieht sich eine Medienkatastrophe, so Baecker, welche die Buchgesellschaft, die in Funktionssysteme ausdifferenziert ist, in eine Netzwerkgesellschaft transformiert (Baecker 2018, 26ff.). Folgt man in diesem Zusammenhang der Medienontologie von Friedrich Kittler, zeigt sich, dass menschliches Verhalten und Fähigkeiten massiv mit der Architektur von Medien verwoben sind. „Medien bestimmen unsere Lage, [...]“ (Kittler 1986, 3). Blickt man auf die Nutzer*innendaten von digitalen Angeboten, haben 84% der Deutschen Zugang zu digitalen Medien (Iske & Kutscher 2020, 116), die Lebenswelt der Jugendlichen ist weitestgehend digitalisiert. Im Jahr 2016 besaßen ein Drittel der 6- bis 13-Jährigen und 97% der 12- bis 19-Jährigen ein Smartphone. Dieses hat mit 94% den größten Stellenwert in der täglichen Mediennutzung (Tillmann 2020, 91). Aufwachsen, so könnte man sagen, findet heute nicht mehr mit, sondern im digitalen Medium statt (Jörisen & Münte-Goussar 2015, 6).

Die Soziale Arbeit hat dieses Phänomen zur Kenntnis genommen, weil Fachkräfte zum einen in ihrer Freizeit selbst in digitalen Umwelten agieren und zum anderen in ihrem alltäglichen professionellen Handeln zunehmend mit der Digitalisierung konfrontiert werden. Sei es durch sich ergebende Probleme von Klient*innen, sei es durch administrative Arbeiten, die digital erledigt werden müssen etc. Auf der Ebene der Träger stellen sich ebenso Fragen nach einer digitalen Infrastruktur, sei es in Bezug auf die Organisation der täglichen Arbeit, der Vernetzung mit anderen Institutionen, der Implementierung von Angeboten und eines gewissen politischen Drucks, Schritte in Richtung mehr Digitalisierung zu gehen. Neben diesen Reaktionen in der Praxis auf das Phänomen regiert auch die Disziplin auf dieses. So erschien letztes Jahr eigens ein 659 Seiten dickes Handbuch „Soziale Arbeit und Digitalisierung“ (Kutscher u.a. 2020). In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, dass in der Wissenssoziologie Handbücher als Instrumente angesehen werden, die einen Gegenstand für die Fachwelt als zentral konstruieren,

weil dieser stabil und damit über einen längeren Zeitraum als beachtenswert erscheint (Fleck 1993). Aber auch die Einrichtung von speziellen Professuren an Hochschulen im Bereich Soziale Arbeit mit einem Digitalisierungsschwerpunkt sowie die Durchführung von zahlreichen Tagungen, die sich mit dem Thema befassen, zeigt die offenbare Wichtigkeit an, sich mit Digitalisierung in der Sozialen Arbeit auseinanderzusetzen. Die Diskurslage zur Digitalisierung von pädagogischen Feldern zeigt hierbei eine Hegemonie von diskursiven Formationen, die progressive Digitalisierung vorantreiben. So wird Digitalisierung im Diskurs meist als eine Naturgesetzlichkeit verhandelt, die sich entweder langsam ausbreitet und ihre Wirkungen zeigt oder aber als ein zerstörerisches und gewaltsames Naturereignis über die bis dato analog operierende pädagogische Welt hereinbricht und diese einer schöpferischen Zerstörung unterwirft. Will die Zukunft sowohl für Organisationen wie auch für Subjekte erfolgreich gemeistert werden, stellt sich die Digitalisierung als alternativloses Unterfangen, als eine gesellschaftliche Notwendigkeit dar. Insbesondere wird der Digitalisierung die Fähigkeit zugesprochen, Adressat*innen von pädagogischen Angeboten individuell und lebensweltlich zu erreichen. Zugleich werden diese häufig als Produzent*innen und als effektiv arbeitende Akteur*innen angerufen. Institutionen können sich durch die Digitalisierung auf einem Quasi-Markt behaupten, indem sie mit ihren digitalen Lösungen und Strategien sich einen Wettbewerbsvorteil verschaffen können, sei es bei der Akquise von Personen, der pädagogischen Arbeit und der Generierung von pädagogischen Erfolgen. In diesem Zusammenhang kann kurz und knapp resümiert werden, dass nur digital arrangierte pädagogische Arbeit als gute Arbeit stilisiert wird und analog operierende Akteur*innen sowohl auf internationaler Ebene wie auch im Kontext der Gesamtheit der Moderne abgehängt zu werden drohen (Wunder 2018, 91ff.). Kurzum: Digitalisierung erscheint im Diskurs als eine Art Heilslehre, die Menschen, das Zusammenleben untereinander und die gesellschaftlichen Organisationen etc. besser macht (Lankau 2017). Neben diesem euphorischen Diskurs existiert ein nicht so lautstarker Gegendiskurs, der zum einen von technikskeptischen Positionen getragen ist. Hier wird befürchtet, dass eine Dehumanisierung des Menschen einsetzt, wenn dieser insbesondere in pädagogischen Arrangements mit zu viel Technik konfrontiert ist. Zum anderen wird der Diskurs aus ökonomiekritischen Positionen gespeist, die darauf insistieren, dass durch Digitalisierung sich dem pädagogischen Feld fremde Logiken einschreiben, die sich an ökonomischen Kalkülen wie Effizienz, Berechenbarkeit, Vorhersagbarkeit und Kontrolle orientieren (Wunder 2018, 115ff.; Leineweber & Wunder 2021). Diese dichotome Diskurslage lädt geradezu zu einem oppositionellen Denken ein, bei dem man entweder den digitalen Heilsversprechen in einer technikeuphorischen Zukunftshoffnung bis hin zu transhumanen Phantasien folgt oder diese durch Modernisierungsskepsis, Rekurrieren auf das Humanum und Abstellen auf das interpersonelle Element von Sozialer Arbeit ablehnt. Der vorlie-

gende Band möchte entsprechende Antagonismen nicht bedienen, sondern sich auf eine Grenze zwischen den beiden Optionen stellen. „Die Grenze“, so schreibt Paul Tillich in seinen Lebenserinnerungen, „ist der eigentlich fruchtbare Ort der Erkenntnis.“ (Tillich 1962, 13) Mögen daher die unterschiedlichen Perspektiven die in diesem Band verhandelt werden, einen Beitrag leisten, um Transformationen und Herausforderungen der Sozialen Arbeit durch Digitalisierung zu erfassen und ein erweitertes Problembewusstsein zu entwickeln.

Hierzu werden fünf verschiedenen Themenblöcke aufgespannt. Der *erste Themenblock* behandelt Fragen nach einer möglichen Veränderung der Sozialen Arbeit durch Digitalisierung. *Nadja Kutscher und Udo Seelmeyer* zeichnen im Eröffnungsbeitrag ihre Beobachtungen zum Digitalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit nach. Hierzu rekonstruieren sie verschiedene historisch gewachsene Diskursstränge, denen allesamt gewisse programmatische und normative Orientierungen zugrunde liegen. Sie problematisieren hierbei, dass sich eine eigenständige Theoriebildung und Empirie zur Digitalisierung der Sozialen Arbeit bislang nur schemenhaft zeigt. *Maik Wunder* greift nachfolgend diese Problemanzeige auf und stellt drei verschiedene Theorieansätze zur Beschreibung des Digitalen vor, die allesamt nicht von der Technik als treibender Kraft ausgehen, sondern gesellschaftliche, soziale oder kulturelle Faktoren für Digitalisierungsprozesse verantwortlich machen. Die einzelnen Theorien werden zudem nach ihrer möglichen Relevanz für die Soziale Arbeit befragt. Im Anschluss daran setzt sich *Alexander Unger* kritisch mit dem Digitalisierungsphänomen auseinander, indem er diese durch die Brille der Mediatisierungstheorie liest. Er regt an durch diese Perspektive alternative Gestaltungsoptionen für die Soziale Arbeit abzuleiten. Im Beitrag von *Marc Witzel* wird der digitale Raum als sozialpädagogischer Raum problematisiert. Hierbei stehen Fragen nach Ein- und Ausschluss im Digitalen sowie einer omnipräsenten Gegenwart des Digitalen im Zentrum der Überlegungen. *Philipp Waag* diskutiert unter einer systemtheoretischen Perspektive Digitalisierung als einen komplexen Gestaltungsspielraum sowohl für die Disziplin wie auch für die Praxis.

Der *zweite Themenblock* im Band fokussiert Fragestellungen zur sozialarbeiterischen Profession im Kontext der Digitalisierung. *Fabian Hoose, Katrin Schneiders und Anna-Lena Schönauer* geben in ihrem Beitrag Einblicke in ihre Forschung zur Akzeptanz von digitaler Technologie in professionellen Settings in der Sozialen Arbeit. Hierbei konstatieren sie eine weitestgehend positive Einstellung von Professionellen zu digitalen Artefakten. *Sophie Brandt* zeichnet auf Basis von empirischen Befunden nach, welche Herausforderungen sich für Sozialarbeiter*innen im Kontext einer sich digital organisierenden Gemeinwesenarbeit ergeben. Unter anderem stellen sich hier Fragen nach der digitalen Spaltung oder der Persistenz von gängigen Narrationen zur Digitalisierung. Inwieweit sich die Profession durch algorithmisch arbeitende Systeme deprofessionalisiert, diskutiert

Diana Schneider unter Rückgriff auf die Professionalisierungstheorie von Andrew Abbott. Sie plädiert für die Implementierung von Fachwissen zu statistischen Verfahren in sozialarbeiterischer Ausbildung sowie für eine Auseinandersetzung mit ethischen Fragen, die sich im Kontext von numerisch generierten Ordnungen ergeben.

Der *dritte Themenblock* beschäftigt sich mit Adressat*innen von Sozialer Arbeit und deren (potenziellem) Umgang mit Digitalisierung sowie mit der digitalen Gestaltung von spezifischen sozialarbeiterischen Handlungsfeldern. *Frieda Heinzelmann, Tanja Holzmeyer, Katrin Proschek und Frank Sowa* konstatieren, dass wohnungslose Menschen ebenso von digitaler Spaltung betroffen sind wie Menschen mit festem Wohnsitz. Zugleich rekonstruieren sie aber spezifische Narrative von wohnungslosen Menschen, die zwischen Angst vor Überwachung und utopischen Hoffnungen oszillieren. Der Beitrag von *Eva Maria Bäcker, Markus Grottko und Andreas König* systematisiert das Potenzial digitaler Technologie für Adressat*innen von Sozialer Arbeit. So wird dafür plädiert, digitale Artefakte als mögliche Instrumente anzusehen, mit denen Menschen ein Mehr an Selbstbestimmung realisieren können. In diesem Zusammenhang diskutiert *Anke Lang* die Potenziale der Digitalisierung in Kindertagesstätten. Hierbei stehen insbesondere Fragen der Teilhabe und Chancengerechtigkeit durch digitale Praktiken für Kinder aus prekären Verhältnissen im Mittelpunkt der Überlegungen.

Im *vierten Themenblock* folgt eine Auseinandersetzung mit Aspekten der Digitalisierung in der sozialarbeiterischen Ausbildung. *Martin Stummbaum und Kirsten Rusert* geben Einblicke in ihre Arbeit in Reallaboren, in denen Studierende die Möglichkeit bekommen, in Szenarien digitaler sozialarbeiterischer Praxis ebendiese zu diskutieren, weiterzuentwickeln und mitzugestalten. In diesem Kontext markiert *Joachim K. Rennstich* Digitalisierung als eine Herausforderung in der Lehrvermittlung und in der Forschung. Er plädiert für die Implementierung einer Digital und Data Literacy in Ausbildungsprofile an Hochschulen. Darauf, dass sich solche Fragen nicht nur für den Hochschulkontext stellen, machen *Jaqueline Veenker und Melanie Kubandt* aufmerksam. Sie erläutern Befunde ihrer Forschung zu Einstellungen zur Digitalisierung von Lehrkräften an Berufsfachschulen für Sozialpädagogik.

Der *fünfte Themenblock* befasst sich mit Fragen der Forschung zur Digitalisierung im Feld der Sozialen Arbeit. In diesem Zusammenhang schlagen *Angela Tillmann und André Wesfel* eine Erweiterung der Forschungstätigkeit auf Digitalisierungspraktiken in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe vor. Es werden diesbezüglich Forschungsperspektiven und Desiderate eröffnet sowie erste Einblicke in die Befundlage gegeben. Wie Forschung mit digitalen Methoden konzipiert und durchgeführt werden kann, zeigen *Christian Ghanem, Markus Eckl, Robert Lehmann und Jean-Pierre Widerhold* in ihrem Beitrag. Anhand der Untersuchung von Onlineforen von Angehörigen von Inhaftierten mit der Me-

thode des Topic Modeling konnten sie zentrale Themen identifizieren, die dort verhandelt wurden. Diesen Themenblock abschließend machen *Almut Leh, Annabel Walz, Felix Engel und Matthias Hemmje* in ihrem interdisziplinären Beitrag auf Potenziale von historischer Biografieforschung im digitalen Raum aufmerksam. Insbesondere wird dabei auf Potenziale der digitalen Erschließung von Archiven für biografisch akzentuierte sozialarbeiterische Forschung abgestellt.

Literaturverzeichnis

- Baecker, Dirk (2018): 4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt. Leipzig: Merve Verlag.
- Fleck, Ludwik (1993): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Iske, Stefan & Kutscher, Nadia (2020): Digitale Ungleichheiten im Kontext Sozialer Arbeit. In: Kutscher, Nadja; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 115-128.
- Jörissen, Benjamin & Münte-Goussar, Stephan (2015): Medienbildung als Schulentwicklung. Wie man ein Trojanisches Pferd zähmt. In: Computer + Unterricht 99, 4-9.
- Kittler, Friedrich A. (1986): Grammophon, Film, Typewriter. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Kutscher, Nadja; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Lankau, Ralf (2017): Digitalisierung als Heilslehre. Über das Missverständnis von Medientechnik im Unterricht. In: Schule im Blickpunkt (3), 8-10.
Online unter: http://futur-iii.de/wp-content/uploads/sites/6/2017/03/lankau_sib_2017.pdf (Abrufdatum: 19.12.2020).
- Leineweber, Christian & Wunder, Maik (2021): Zum optimierenden Geist der digitalen Bildung. In: MedienPädagogik 42, 22-46. DOI: 10.21240/mpaed/42/2021.03.08.X.
- Tillich, Paul (1962): Auf der Grenze. Aus dem Lebenswerk Paul Tillichs. Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk.
- Tillmann, Angela (2020): Veränderte Lebenswelten im Zuge gesellschaftlicher Digitalisierungsprozesse. In: Kutscher, Nadja; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 89-100.
- Wunder, Maik (2018): Diskursive Praxis der Legitimierung und Delegitimierung von digitalen Bildungsmedien. Dissertation. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.

I

Digitalisierung und Veränderung Sozialer Arbeit

Udo Seelmeyer und Nadia Kutscher

Zum Digitalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit: Befunde – Fragen – Perspektiven

Zusammenfassung

Insgesamt ist in den letzten Jahren eine Bewegung von einer lange Zeit nur randständigen Thematisierung zu Digitalisierung als relevantem Querschnittsthema auch in der Sozialen Arbeit zu erkennen. Der wissenschaftliche Diskurs zu Digitalisierung und Digitalität in der Sozialen Arbeit weist – auch historisch – verschiedene Stränge auf. Neben frühen Impulsen u.a. aus der Medienpädagogik mit Fokus auf subjekt- und bildungsbezogene Thematisierungen und der Sozialinformatik, die auf Technik im Kontext von Organisation fokussiert, werden auch der kommunikationswissenschaftlich geprägte Diskurs zu ‚Mediatisierung‘, techniksoziologische Debatten und jüngere Zeitdiagnosen zur ‚Digitalen Gesellschaft‘ aufgegriffen. Auch im (fach-)politischen Diskurs hat das Thema – zuletzt forciert durch die Corona-Pandemie – einen zentralen Stellenwert erlangt. Implizit liegen den Diskursen nicht selten programmatische und normative Orientierungen zugrunde, die sich sowohl als grundlegende Technikskepsis oder aber zunehmend als reflexartiger Innovationsimpuls deuten lassen. Erst in Ansätzen hingegen entwickelt sich eine eigenständige Theoriebildung und Empirie in der Sozialen Arbeit zu Fragen der Digitalität.

1 Einleitung

Digitalität und Digitalisierung sind mittlerweile auch in der Sozialen Arbeit vielthematisierte Topoi, allerdings steht eine reflexive Auseinandersetzung mit dem Digitalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit im Sinne einer Selbstbeobachtung von Profession und Disziplin Sozialer Arbeit mit Blick auf Diskurslinien und Thematisierungsweisen noch weitgehend aus. In den folgenden Ausführungen werden erste Sortierungsversuche und Einordnungen mit Blick auf den deutschsprachigen Diskurs zu Fragen der Digitalisierung und Digitalität im Feld der Sozialen Arbeit in einer heuristischen Perspektive zur Diskussion gestellt. Im Sinne einer historischen Nachzeichnung werden disziplinäre Diskursstränge und -zusammenhänge sowie Verbindungslinien zu anderen Disziplinen rekonstruiert. Ergänzend dazu werden gesellschaftliche und politische Diskurskontexte, die ins-

besondere die jüngere Diskussion rahmen, herausgearbeitet. Abschließend wird diskutiert, welche unterschiedlichen Thematisierungsweisen bzw. Erkenntnisperspektiven darin zum Ausdruck kommen und inwiefern hier eigentlich neue Fragen bearbeitet werden oder aber lediglich alte Fragen in neuem Gewand auftreten. Die Ausführungen stützen sich auf in unterschiedlichen Wissenschafts- und Praxiskontexten gesammelte Erfahrungen sowie Beobachtungen der Publikationslandschaft und sind damit geprägt durch die eigene Positionierung der Verfasser*innen im Feld, aus der sich selektive Wahrnehmungen und Bewertungen sowie blinde Flecken ergeben können. Sie stellen insofern kein empirisch und forschungsmethodisch gesichertes Wissen dar. Vielmehr haben sie den Status von Hypothesen, die als Ausgangspunkt für empirische Vorhaben dienen können, wie sie beispielsweise von Eckl u.a. mit Blick auf Big-Data-gestützte Verfahren zur thematischen Analyse von Publikationen in der Sozialen Arbeit umgesetzt wurden (vgl. Eckl u.a. 2020). Durch ein solches Vorgehen, aber auch andere etwa bibliometrisch oder diskursanalytisch ausgerichtete Untersuchungen wäre also zukünftig empirisch abgesichertes Wissen über den wissenschaftlichen, praktisch-konzeptionellen und politisch-programmatischen Diskurs zu Fragen der Digitalisierung und Digitalität in der Sozialen Arbeit zu generieren. Die folgenden Sortierungen möchten dafür inhaltliche Anregungen liefern und so eine reflexive Selbstbeobachtung der Sozialen Arbeit befördern.

2 Diskursstränge, Kernbegriffe und Entwicklungen

Der aktuelle Diskurs über Digitalisierung in der Sozialen Arbeit speist sich – wissenschaftshistorisch betrachtet – aus verschiedenen Wurzeln. Unterschiedliche Perspektiven auf Digitalität rücken jeweils verschiedene Aspekte in den Fokus. So vielfältig wie die wissenschaftlichen Diskurszusammenhänge sind auch die zentralen Begriffe und Konzepte, die die Diskussion mit Blick auf Digitalisierung oder Digitalität prägen. Der unterschiedliche Begriffsgebrauch scheint dabei nicht immer inhaltlich begründet: Es lassen sich auch Begriffskonjunkturen beobachten, die nicht immer oder ausschließlich Ausdruck einer inhaltlichen Positionsbestimmung sind. Statt präziser Begriffsklärungen mit einer differenzierten Analyse der damit verbundenen theoretischen Konzepte und Perspektiven können an dieser Stelle nur überblicksartig sortierende Überlegungen angestellt werden, die auf den Kern der jeweiligen Begriffe und Konzepte fokussieren.

Medienpädagogische Diskurse heben mit den Begriffen der Medienkompetenz und Medienbildung eher auf die Ebene des Subjekts ab, wohingegen Debatten im Rahmen der Sozialinformatik ausgehend von technischen Aspekten stärker Professions-, vor allem aber Organisationsbezüge thematisieren. Darüber hinaus

haben aber auch Konzepte aus der Techniksoziologie wie auch Zeitdiagnosen und Gesellschaftsanalysen, die Digitalisierungsphänomene ins Zentrum stellen, sowie der medienwissenschaftlich geprägte Begriff der Mediatisierung den Digitalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit geprägt.

Medienpädagogik

Frühe Wurzeln der Auseinandersetzung mit Digitalisierung in der Sozialen Arbeit liegen in der medienpädagogischen Thematisierung digitaler Medien. Hier spielen digitale Technologien zunächst vor allem als Medium im pädagogischen Prozess eine Rolle, um neue Ausdrucksmöglichkeiten und -formen etwa über Fotografie, Film, später auch Games oder soziale Medien zu entwickeln und zu nutzen. Solche Perspektiven von Medienbildung und Medienerziehung spielen in den pädagogischen Arbeitsfeldern gerade in der Kinder- und Jugendarbeit bis heute eine zentrale Rolle. Den medienpädagogischen Diskurs kennzeichnet eine Fokussierung auf Medien als Mittel mit sozialisatorischer Bedeutung, um bestimmte Ziele – wie die Entwicklung als souveränes Subjekt oder kreative, innovative Ausdrucksformen – zu erreichen. Dabei werden zumeist die Potenziale der Medien in den Vordergrund gerückt, eine hohe Relevanz des Medieneinsatzes postuliert und normative Konzepte zu Grunde gelegt, die explizit oder implizit bestimmte Formen der Mediennutzung als erstrebenswert setzen (vgl. Niesyto 2020, 42f.; Kutscher 2009). Jedoch sind Setzungen wie „souveräne Lebensführung“ (Schorb & Wagner 2013, 18), „Aktivität“ (Kammerl 2018, 20; Hipfl 2018, 85) etc. begründungsbedürftig und bleiben nicht selten analytisch unscharf.

Während der *Medienkompetenzbegriff* in vielfältige politische Papiere Einzug gehalten hat (u.a. Medienkompetenzrahmen NRW; BMBF 2010), kann bei genauerer Betrachtung festgestellt werden, dass die hier benannten Konzepte in der Regel nicht in subjekt- oder bildungstheoretische Gesamtkonzeptionen eingebunden werden. Weder werden ihre normativen Setzungen reflexiv betrachtet (vgl. Pietraß 2011, 132) noch die Bedeutung digitaler Medientechnologien im Zusammenhang soziotechnischer Konstellationen hinreichend reflektiert (vgl. Zorn 2011, 185). Im Zusammenhang der – bildungstheoretisch an Transformationsprozessen des Subjekts (vgl. Jörissen 2011, 220 ff.) ausgerichteten – Debatte um *Medienbildung* steht wiederum das Subjekt im Mittelpunkt, allerdings in einer weniger stark normativ aufgeladenen und theoretisch weiter ausgearbeiteten Kontextualisierung, in der die Materialität des Digitalen reflexiv betrachtet wird (vgl. Bettinger 2020).

Die kommunikative Institutionalisierung des medienpädagogischen Diskurses findet sich vor allem in Publikationen der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK), des JFF-Instituts oder auch der DGfE-Kommission Medienpädagogik, in Publikationen des kopaed-Verlags und in der Zeitschrift *medien + erziehung* (merz) und hat bis auf einzelne Verknüpfungen (vgl.

beispielsweise merz 4/2017) oder medienpädagogische Publikationen mit Blick auf das Feld der Kinder- und Jugendarbeit (vgl. Röhl 2020) relativ wenig Verbindung mit sozialpädagogischen Diskursorten. Eine Zusammenführung medienpädagogischer Perspektiven mit sozialpädagogischer Theoriebildung findet sich u.a. auch in dem Sammelband „Soziale Arbeit und Medien“ (Cleppien & Lerche 2009), aber auch schon früh in dem Buch Sozial@rbeit Online (Posek 2001).

Sozialinformatik

In diesen bildungs- und kommunikationstheoretisch verankerten Diskursen spielt die Thematisierung digitaler Medien als Arbeitsmittel von Professionellen und als Organisationstechnologie kaum eine Rolle. Seit etwa Mitte der 1980er Jahre finden sich jedoch erste Publikationen in der Sozialen Arbeit, die in einer solchen Perspektive Digitalisierung – bzw. in der damaligen Terminologie noch ‚EDV‘ bzw. Informationstechnologien oder ‚IT‘ – thematisieren (Kreidenweis 2012, 19). Zu dieser Zeit beginnt auch die Entwicklung eines eigenständigen Softwaremarktes für die Sozialwirtschaft und thematisch darauf bezogener Fachveranstaltungen als Vorläufer der ‚ConSozial‘ (Kongress und Messe in Nürnberg). Mit einem starken Fokus auf Fach-Software steht hier eine Thematisierung im Schnittbereich von informatischen und organisationsbezogenen Themen im fachlichen Kontext der Sozialen Arbeit im Vordergrund sowie praktisch-konzeptionelle Aspekte der technischen, wirtschaftlichen und organisationalen Innovation. Gleichwohl werden auch fachliche Fragestellungen der softwaregestützten Diagnostik, Planung und Dokumentation von Hilfen mit aufgegriffen und thematisiert. Im Gegensatz zu anderen Bindestrich-Informatiken wie der Wirtschafts- oder Medizin-Informatik war und ist die *Sozialinformatik* jedoch nicht als Teildisziplin in der Informatik verankert. Wenn dort von Sozialinformatik oder Sozioinformatik die Rede ist, dann in einem anderen Sinne, und zwar als Reflexion auf den Zusammenhang von Technik und Gesellschaft (Seelmeyer & Ley 2018).

Diese Diskussion blieb im disziplinären Diskurs der Sozialen Arbeit jedoch lange Zeit nur ein exotisches Randthema. Ab Mitte der 90er Jahre bzw. um die Jahrtausendwende lässt sich eine erste Verdichtung dieses Diskurses unter dem Label ‚Sozialinformatik‘ beobachten (Halfar 1997; Wendt 2000). Wie der Begriff schon deutlich macht, spielen hier informatische Aspekte eine zentrale Rolle, wenngleich die Soziale Arbeit den zentralen Ausgangs- und Bezugspunkt der Debattenbeiträge darstellt. Nach einer Definition von Wendt (2000) befasst sich die Sozialinformatik „mit der systematischen Verarbeitung von Information im Sozialwesen in ihrer technischen Konzipierung, Ausführung und Evaluation, und [...] geht damit verbunden den Bedingungen, Wirkungen und Begleiterscheinungen des Technologieeinsatzes nach. Kurz: Die Sozialinformatik nimmt fachliche Verantwortung für den Produktionsfaktor Information im System sozialer Dienstleistungen und ihrem Umfeld wahr“ (ebd., 20). Damit weisen Beiträge zur

Sozialinformatik auch eine starke Anschlussfähigkeit an das arbeitswissenschaftlich geprägte Konzept der ‚Informatisierung‘ auf (Pfeiffer 2004; Baukrowitz u.a. 2006). Ein großer Teil der Debattenbeiträge befasste sich schließlich auch mit der Verortung im Wissenschaftssystem und Fragen nach Gegenstand, Ausrichtung und disziplinärem Status der Sozialinformatik (vgl. z.B. Jurgovsky 2002, Janatzek 2014).

Interdisziplinäre Bezüge

Während die Diskurse der Medienpädagogik und Sozialinformatik über eine erziehungswissenschaftliche und sozialwirtschaftliche Ausrichtung jeweils einen engen disziplinären Bezug zur Sozialen Arbeit aufweisen, spielen für den Diskurs zu Digitalisierung in der Sozialen Arbeit zunehmend auch theoretische Konzepte und Modelle aus anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen eine Rolle. Anknüpfungspunkte bestehen hier mit Blick auf die interaktions- und organisationsbezogene Ebene der Digitalisierung zu Arbeitswissenschaft und Arbeitspsychologie wie auch zu Ökonomie und Betriebswirtschaft, welche insbesondere Fragen der Innovation in der Verbindung von Technik- und Organisationsentwicklung diskutieren (Schiffhauer & Seelmeyer 2021). Techniksoziologische Arbeiten etwa von Rammert oder Schulz-Schaeffer hingegen verbinden in ihrer Analyse vielfach Mikroanalysen zur Rolle von Technik in soziotechnischen Konstellationen mit Gesellschaftsanalysen zum Wechselverhältnis von Technik- und Gesellschaftsentwicklung (Rammert 2007). Dabei stellen sie die aktive Rolle und Handlungsträgerschaft von Technik heraus – bis hin zu Vorstellungen einer Symmetrie menschlicher und nicht-menschlicher Aktanten im Zusammenhang der Akteur-Netzwerk-Theorie (Belliger & Krieger 2006).

Ein weiterer analytischer Zugang, der mit dem Themenfeld Digitalisierung und Soziale Arbeit in enger Verbindung steht, sind Gesellschaftsanalysen und Zeitdiagnosen aus sozial- und medienwissenschaftlicher Perspektive mit Fokus auf Digitalisierungsentwicklungen und deren Folgen. Im kommunikationswissenschaftlichen Kontext wurde von Friedrich Krotz der Begriff der *Mediatisierung* geprägt, der die zeitliche, räumliche und soziale Durchdringung des Alltags durch Medien als gesellschaftlichen Metaprozess bezeichnet (vgl. Krotz 2012). Hierbei handelt es sich um ein analytisches Konzept, das ein Theorie- und Empirieprogramm umfasst, welches im DFG-Schwerpunktprogramm „Mediatisierte Welten“ in einer Vielzahl an Forschungsprojekten ausgearbeitet und weiterentwickelt wurde und das auch die Frage der Anschlussfähigkeit bzw. Differenz der analytischen Perspektiven von Mediatisierung und Mediensozialisation thematisiert (vgl. Hoffmann u.a. 2017). Zum Mediatisierungsbegriff wurde wiederum im Rahmen einer Publikation zu den digitalisierungsbezogenen Entwicklungen in der Sozialen Arbeit eine Verbindungslinie gezogen (vgl. Kutscher u.a. 2015).

Im Mittelpunkt weiterer Analysen steht seit einiger Zeit das Phänomen Big Data (vgl. Cukier & Meyer-Schönberger 2013) sowie die Algorithmisierung und Datafizierung in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens mit ihren gesellschaftlichen Implikationen. Dabei geht es insbesondere um kritische Perspektiven auf die Verknüpfung von Überwachung und Kapitalismus (vgl. Zuboff 2018) und die Dynamiken der Unterwerfung und Selbstführung im Kontext digitaler Medienpraxen (vgl. Mau 2019) mit weitreichenden Folgen für die Zukunft der Gesellschaft, u.a. Gefahren für Autonomie, Gleichheit, Demokratie und Menschenwürde (vgl. Christl 2017, 5). Unter dem Stichwort Algorithmenethik (Europäische Kommission 2020) rücken zunehmend Fragen in den Blick, die insbesondere auch die Adressat*innen und Erbringungskontexte Sozialer Arbeit betreffen und Exklusionsrisiken im Zuge der Anwendung von Algorithmen in der Erbringung von Leistungen bzw. in der Steuerung des Zugangs zu Leistungen betreffen. Analysen im In- und Ausland verweisen dabei auf problematische Entwicklungen im Zuge der Data Driven Governance, insbesondere auf der Ebene der Digitalisierung kommunaler Verwaltung und Dienstleistungen sowie im Wohlfahrtsstaatsmanagement (vgl. Dencik u.a. 2018 und 2019; Algorithmwatch 2019). Viele der inzwischen eingeführten oder geplanten Maßnahmen schließen dabei an einen längst etablierten Diskurs um Sicherheit und Prävention an, für den die digitalen Mittel Lösungen versprechen. Einen weiteren Aspekt in diesen gesellschaftsbezogenen Analysen stellt die unter dem Stichwort „Arbeit 4.0“ verhandelte Veränderung von Arbeitsvollzügen durch die Einführung von Automatisierung und Digitalisierung u.a. in Pflege und Beratung dar (Schröter 2017, Evans & Hilbert 2020).

Verschmelzung der wissenschaftlichen Diskursstränge

Kernbegriffe wie Mediatisierung, Informatisierung oder Digitalisierung markieren jeweils unterschiedliche analytische Perspektiven (vgl. etwa auch die Ausführungen zu Mediatisierung und Digitalisierung von Unger in diesem Band), deren Anschluss- und Leistungsfähigkeit für die Soziale Arbeit nicht generalisierend, sondern jeweils nur mit Blick auf konkrete Gegenstände und Fragestellungen angemessen beurteilt werden kann. Erschwerend kommt hinzu, dass insbesondere der Digitalisierungsbegriff schillernd ist und sich auf verschiedene Bedeutungsebenen beziehen kann: (1) eine technische bzw. Datenebene, (2) eine Prozess- und Organisationsebene sowie (3) eine gesamtgesellschaftliche Ebene. Eine umfassende Konzeption von Digitalisierung als soziokulturelles Phänomen diskutiert beispielsweise Felix Stalder unter dem Begriff der ‚Digitalität‘ (Stalder 2016).

Erst seit etwa 10 bis 15 Jahren lässt sich eine langsame Öffnung und *Verschmelzung verschiedener Diskursarenen* beobachten. So gab es nach dem Durchbruch des Internets seit Anfang der 2000er Jahre erste Veröffentlichungen im Kontext der Sozialen Arbeit, die sich etwa mit dem neu entstandenen Feld der Onlineberatung

befassen oder auch mit den ungleichheitsrelevanten Aspekten von Internetnutzung (vgl. Otto & Kutscher 2004; Kompetenzzentrum Informelle Bildung 2007). So entstanden vielfältigere kleine Kristallisationspunkte wie auch erste Professuren mit Digitalisierungsschwerpunkten, die nicht rein medienpädagogisch ausgerichtet waren oder Institutionalisierungsformen wie beispielsweise 2012 das Institut für E-Beratung an der TH Nürnberg. Gleichzeitig wurden nun auch Digitalisierungsthemen häufiger innerhalb ‚klassischer‘ Diskursarenen der Sozialen Arbeit aufgegriffen: einerseits getrieben aus der zunehmenden Relevanz digitaler Medien in der Praxis (beispielsweise bezogen auf Falldokumentationssoftware, digitale Diagnoseinstrumente, ...), andererseits aber auch im Rahmen der Theoriebildung zur Sozialen Arbeit indem z.B. Ansätze aus Techniksoziologie bzw. technikreflektierender Sozialtheorie rezipiert wurden (vgl. z.B. Bastian 2019).

Während sich noch vor etwa zehn Jahren ein vergleichsweise überschaubarer Kreis mit Digitalisierungsfragen in der Sozialen Arbeit auseinandergesetzt und dazu publiziert hat, ist das Thema gerade in den letzten fünf Jahren zum Top-Thema avanciert und wird seither nicht nur in Einrichtungen und Verbänden heiß diskutiert, sondern auch in fast allen Zeitschriften zur Sozialen Arbeit mehr oder weniger intensiv – auch in entsprechenden Themenheften – aufgegriffen. Es hat sich zu einem *Querschnittsthema* entwickelt und etabliert, das heute – ähnlich wie beispielsweise Genderfragen – nicht nur in Spezialdiskursen verhandelt, sondern in den unterschiedlichsten Themenzusammenhängen mit aufgegriffen wird. Indiz für eine solche Reifung und Relevanzsetzung des Themas ist auch, dass kürzlich nun auch ein Handbuch zu Sozialer Arbeit und Digitalisierung erschienen ist (vgl. Kutscher u.a. 2020).

3 Politische Kontexte des Digitalisierungsdiskurses in der Sozialen Arbeit

Das Thema Digitalisierung in der Sozialen Arbeit ist auf politischer Ebene Gegenstand eines sich bislang eher ambivalent entwickelnden Diskurses. Während das Bundesfamilienministerium gemeinsam mit der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege im Jahr 2017 eine gemeinsame Vereinbarung unter dem Titel „Digitale Transformation und gesellschaftlicher Zusammenhalt – Organisationsentwicklung der Freien Wohlfahrtspflege unter den Vorzeichen der Digitalisierung“ (BMFSFJ & BAG FW 2017 und 2020) veröffentlichte (und 2020 aktualisierte) und die Jugend- und Familienministerkonferenz im Jahr 2018 die Befassung mit der „Digitalisierung in der Kinder- und Jugendhilfe“ sowie die Einrichtung einer entsprechenden Unterarbeitsgruppe beschloss, sind bisher – trotz der Thematisierung von Gestaltungsbedarfen in den Kinder- und Jugendberich-

ten seit 2014 und auch Stellungnahmen des Bundesjugendkuratoriums (2016 und 2021), die auf eine notwendige stärkere politische Steuerung mit Blick gerade auf die Sicherung von Fachlichkeit im Zuge der Digitalisierungsentwicklungen hinweisen – eher zögerliche Maßnahmen auf politischer Ebene zu verzeichnen. Im Kontext der Träger auf Bundesebene wird das Thema seit wenigen Jahren stärker aufgegriffen – u.a. mit der (eher problematisch affirmativ titulierten) Kampagne des Caritas-Bundesverbands „Sozial braucht digital“ (2019) oder im Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe „Anders als Ihr denkt! Ländliche Räume als Gestaltungsaufgabe für die Sozialen Dienste und erzieherischen Hilfen“ (AGJ 2019). Eher aus dem Zusammenhang der Wirtschaft kommende Thematisierungen wie die Publikationen der Initiative D21 oder die Diskursimpulse der Bertelsmann Stiftung, die nicht nur das Thema Algorithmenethik, sondern auch die Gestaltung und Nutzung des „Megatrend Digitalisierung“ (Bertelsmann Stiftung 2017) in öffentliche und wissenschaftliche Debatten einbringen, fokussieren mittlerweile auch die Soziale Arbeit, beispielsweise mit der „Beteiligungsplattform Jugendhilfe.weiterdenken.online“.

Zuletzt hat die COVID-19-Pandemie eine ungeahnte Dynamisierung der Debatte um die Umsetzung von Digitalisierungsentwicklungen in der Sozialen Arbeit befördert. Veröffentlichungen wie „Digitalisierung der Kinder- und Jugendhilfe – nicht nur zu Zeiten von Corona“ (Zwischenruf der Ständigen Fachkonferenz des DIJuF 7.7.20), Befunde des DJI-Jugendhilfebarometer „Kinder- und Jugendhilfe in Zeiten der Corona-Pandemie“ (DJI-Jugendhilfebarometer 2020) oder auch die Stellungnahme der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter „5 Thesen zu den Auswirkungen der Coronakrise auf Kinder und junge Menschen“ (BAGLJÄ Oktober 2020) fordern eine stärkere Befassung mit Digitalisierung, wobei allerdings vielfach die Ausstattung mit digitalen Medien und bislang weniger die Sicherung fachlicher Qualität im Kontext dieser Digitalisierungsentwicklungen im Vordergrund steht.

4 Thematisierungsweisen und Erkenntnisperspektiven: Wie Digitalisierung verhandelt wird

Neben den bereits herausgearbeiteten inhaltlichen und thematischen Schwerpunkten in den verschiedenen Diskurssträngen und -arenen lassen sich auch auf der Ebene der Thematisierungsweisen, also der zugrunde liegenden Wissensformen, Erkenntnisweisen und Geltungsansprüche verschiedene Formen der Argumentation erkennen, die wir als (1) programmatisch/normativ, (2) praktisch/konzeptionell, (3) analytisch/theoretisch sowie (4) empirisch/methodologisch un-

terscheiden, die sich in den verschiedenen Beiträgen jedoch in unterschiedlichen Variationen miteinander verbinden.

1. Insbesondere die zuletzt thematisierten politischen Diskurskontexte, aber auch zahlreiche Beiträge im wissenschaftlichen Diskurs bewegen sich nah an den Polen von Technikskepsis, indem gefährdende Momente herausgestellt werden (Sucht, Datenenteignung, frühe Handlungsautonomie ...), oder Technikbegeisterung, indem der Ermöglichungscharakter betont wird (Souveränität, Beteiligung, Effizienzgewinne, Wettbewerbsfähigkeit ...). In dieser Polarisierung zeigen sich die Positionen wenig offen für differenzierende Zwischentöne: Digitalisierung erscheint dann entweder als ‚Problem‘, etwa in einer medienkritischen Bewahrpädagogik (Stichwort: ‚digitale Demenz‘), oder als ‚Lösung‘, die sich als reflexhafter Innovationszwang äußert. Insbesondere im politischen Diskurs dient Digitalisierung dabei auch als Surrogat für die Bearbeitung der *Ursachen* von sozialen und gesellschaftlichen Problemen und als Vermeidungsstrategie für erforderliche strukturelle Veränderungen, was sich auch in der ministeriellen Forschungsförderung abbildet, wenn Digitalisierung als zu verfolgender Lösungsansatz vorausgesetzt wird.
2. Beiträge mit einer konzeptionellen und handlungspraktisch anleitenden Zielsetzung setzen auf einer prinzipiell behandelnden Digitalisierungsperspektive auf, die jedoch durchaus kritisch abwägend sein kann. Sie thematisieren Fragen der Gestaltung und des ‚how to‘ und widmen sich der Umsetzung von Digitalisierung mit Blick auf unterschiedliche Ebenen und fachliche Perspektiven, sei es rechtlich, technisch, betriebswirtschaftlich, organisatorisch, (aus)bildungsbezogen, medienpädagogisch oder eben mit Blick auf eine digitalisierte Handlungspraxis Sozialer Arbeit. Hier sind gerade in jüngerer Zeit viele Beiträge gerade auch in verbandlichen Kontexten entstanden. Während sowohl aus den Diskurskontexten der Medienpädagogik wie auch der Sozialinformatik schon seit längerer Zeit Beiträge dazu vorliegen, stellt gerade die Frage des digitalisierten Arbeitshandelns im Sinne von neuer Fachlichkeit noch eine weitgehende Leerstelle dar.
3. Auch in Zeitschriften und Buchpublikationen, die sich an ein wissenschaftliches Publikum wenden, ist der Diskurs zu Digitalisierung mittlerweile von einem Nischenthema zu einem von zahlreichen Querschnittsthemen aufgestiegen. Die zunächst noch sehr stark interdisziplinär ausgerichteten und sich auf theoretische Konzepte aus anderen Disziplinen beziehenden Analysen bewegen sich langsam auf ‚Kernkonzepte‘ und originäre Theoriebildungen in der Sozialen Arbeit zu. Dennoch liegen allenfalls zaghafte Ansätze vor, Digitalisierungsphänomene mithilfe leitender Kategorien von Theorien Sozialer Arbeit einzuordnen bzw. aus dieser Perspektive zu reformulieren (vgl. Baranek u.a. 2019). Insbesondere in den Theorien Sozialer Arbeit im engeren

Sinne wird Digitalisierung bislang noch kaum aufgegriffen (vgl. dazu auch Waag in diesem Band).

4. Ähnlich verhält es sich mit der Forschung: Während es im angelsächsischen Bereich schon seit vielen Jahren empirische Befunde zu verschiedenen Facetten und Aspekten digitalisierter Sozialer Arbeit gibt, steckt die Forschung im deutschsprachigen Raum noch eher in den Kinderschuhen. Allerdings ist gerade bei den Promotionen inzwischen ein erheblicher Zuwachs an Arbeiten zu beobachten, die sich auf dem Weg befinden. Etwas verhaltener werden die methodologischen und methodischen Herausforderungen und Fragen bearbeitet, die sich durch die besonderen Eigenschaften von Digitalität und digitalen Praktiken als Forschungsgegenstand ergeben. Das Gleiche gilt für die mit digitaler Technik möglich werdenden neuen Erhebungs- und Auswertungsformen, die im Kontext von ‚digital humanities‘ in anderen Disziplinen weitaus stärker verankert sind.

5 Neue und/oder alte Fragen? Ein Fazit

Im Diskurs um die Digitalisierung in der Sozialen Arbeit wird erstere häufig als etwas Neues, Innovatives, das Lösungen für bekannte Probleme liefert, thematisiert. Analysen verweisen allerdings darauf, dass sich auch in diesem Kontext ‚klassische‘ Fragen Sozialer Arbeit in einem anderen Kontext zeigen (vgl. Kutscher u.a. 2015, 282). Für die Erschließung der Bedeutung und der Implikationen des Digitalen im Kontext Sozialer Arbeit geht es aus unserer Sicht sowohl auf der Ebene der praktischen Ausgestaltung in Professions- und Organisationskontexten als auch in der Forschung zumeist um grundsätzlich bekannte Themen, die sich allerdings in neuen Ausprägungen, qualitativen Verschiebungen oder auch erweiterten Dimensionierungen zeigen. Zu den meisten dieser Aspekte liegen jedoch – auch das ist zu konstatieren – keine oder kaum empirische Befunde vor, so dass es sich hier vor allem um eher theorie- als empiriegestützte Überlegungen auf der Basis praktischer Beobachtungen handelt.

Seit Jahren verweisen empirische Forschungsbefunde darauf, dass sich auch im digitalen Mediennutzungskontext *soziale Ungleichheiten* reproduzieren. Während vor 20 Jahren vor allem Ungleichheiten bezüglich des Zugangs zum Internet und digitalen Medien im Fokus standen, sind Ungleichheiten innerhalb der Nutzung digitaler Medien („digitale Ungleichheit“) persistent und vor allem nicht nur abhängig von Zugang bzw. Besitz digitaler Mediengänge, sondern eng verknüpft mit sozialen Benachteiligungslagen, die mit der Verfügbarkeit kulturellen und sozialen Kapitals (vgl. Bourdieu) zusammenhängen (vgl. Zillien 2009; Kutscher 2012). So werden beispielsweise in der Onlineberatung sozial benachteiligte Ziel-

gruppen weniger erreicht (vgl. Klein 2008). Diese mit gesellschaftlichen Ungleichheitslagerungen und Folgen für die Einzelnen verbundenen Benachteiligungen sind auch nicht einfach durch vermehrte technische Ausstattung kompensierbar, sondern erfordern zum einen ein Verständnis für komplexe Zusammenhänge der Ungleichheitsreproduktion und entsprechend differenzierte Ansätze für deren Überwindung. Im Zuge des zunehmenden Einsatzes von Algorithmen wird auch dort ein weiterer Kontext der technisierten Ungleichheitsmechanismen sichtbar, in deren Zusammenhang Ein- und Ausschluss von Leistungsberechtigung zu neuen Ungleichheiten führen (vgl. Dencik u.a. 2019; Eubanks 2018) und darüber hinaus Fragen nach der Nutzer*innenbeteiligung unter diesen Umständen aufwerfen. Der Digitalisierungsschub während der COVID-19-Pandemie auch in der Sozialen Arbeit fördert derzeit allerdings auch grundlegende Ausstattungungleichheiten an digitalen Medien auf Seiten der Adressat*innen und in Einrichtungen der Sozialen Arbeit zutage (vgl. Fujii u.a. 2020).

Die Debatte um fachliche Standards mit Blick auf Fragen der Sicherung von Datenschutz, Vertraulichkeit und Zugänglichkeit, u.a. im Zusammenhang der Metadatenproduktion im Kontext sozialer Dienstleistungen, verweisen auf ‚klassische‘ Themen des Sozialdatenschutzes und der Schweigepflicht, die sich im Rahmen der technischen Möglichkeiten und angesichts einer adiahorischen (Bauman & Lyon 2013) Entwicklung hin zu begrenzter ethischer Reflexion des technisch Praktischen und Machbaren erneut und mit anderer Reichweite stellen. Hiermit sind auch Fragen nach dem Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit bzw. Beruflichem verbunden, die die digital verstärkte Verschiebung von Grenzen der Erreichbarkeit und Flexibilisierung von Formaten der Kommunikation berühren und im Zusammenhang privater und beruflicher Medienpraxen erweiterte Verantwortungsdimensionen aufrufen.

Technik wird in den Erbringungsvollzügen der Sozialen Arbeit nicht nur als Werkzeug genutzt, sondern hat auch eigenen Aufforderungscharakter. Sie beeinflusst Settings und verändert Abläufe und Verfahren und formt insofern Fallkonstitution, Entscheidungen und Interventionen mit. Diese Fragen sind nicht völlig neu, auch ein Diagnostikbogen auf Papier oder Interventionsprogramme als beteiligte Artefakte in einer Situation Sozialer Arbeit sind ebenfalls Mit-Formende. Allerdings reichen die Möglichkeiten des Digitalen und die impliziten Optionen (u.a. über algorithmische Datenverarbeitung und Berechnungen) deutlich weiter und sind an vielen Stellen weitaus unsichtbarer als die analogen Artefakte, so unsere These.

Diese Beispiele können noch weiter ausgeführt werden, an dieser Stelle soll darauf verwiesen werden, dass diese Fragen des Neuen oder Bekannten in den Logiken, Mechanismen und Vollzügen ebenfalls einer empirischen Überprüfung über die hier dargestellten Thesen hinaus bedürfen. An dieser Stelle kann zunächst festgehalten werden, dass sich Neues und Altes nicht nur in den Diskursen, son-

dern auch in den Materialisierungsweisen des Digitalen in der Sozialen Arbeit auf komplexe Weise verbinden und weiterer Klärung bedürfen. Insgesamt zeigt sich unseres Erachtens jedoch, dass, während das Digitale zunehmend in der Theoriebildung und der empirischen Erforschung der Sozialen Arbeit im Fokus steht, die entsprechende Ausarbeitung und Klärung der damit verbundenen Verhältnisse, Prozesse und Entwicklungen weiterhin am Anfang steht und noch viel zu tun ist.

Quellenangaben

- Algorithmwatch (2019): Atlas der Automatisierung. https://atlas.algorithmwatch.org/wp-content/uploads/2019/07/Atlas_der_Automatisierung_von_AlgorithmWatch.pdf.
- Baacke, Dieter (1996): Medienkompetenz – Begrifflichkeit und sozialer Wandel. In: Rein, Antje von (Hrsg.): Medienkompetenz als Schlüsselbegriff, 111-123. Bad Heilbrunn: Klinkhardt-Verlag.
- Baacke, Dieter (1997): Medienpädagogik. Tübingen: Niemeyer.
- Bastian, Pascal (2019): Sozialpädagogische Entscheidungen. Professionelle Urteilsbildung in der Sozialen Arbeit. 1. Auflage. Leverkusen: Barbara Budrich (UTB, 5151).
- Baukrowitz, Andrea; Berker, Thomas; Boes, Andreas; Pfeiffer, Sabine; Schmiede, Rudi; Will, Mascha (Hrsg.) (2006): Informatisierung der Arbeit – Gesellschaft im Umbruch. Berlin: Edition Sigma.
- Belliger, Andréa; Krieger, David J. (Hrsg.) (2006): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld: Transcript (Science studies).
- Beranek, Angelika; Hill, Burkhard; Sagebiel, Juliane Beate (2019): Digitalisierung und Soziale Arbeit – ein Diskursüberblick. In: Soziale Passagen 11 (2), 225-242. DOI: 10.1007/s12592-019-00332-2.
- Bettinger, Patrick (2020): Materialität und Digitale Medialität in der erziehungswissenschaftlichen Medienforschung: Ein Praxeologisch-Diskursanalytisch Perspektivierter Vermittlungsversuch“. In: MedienPädagogik: Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung 15 (Jahrbuch Medienpädagogik), 53-77.
- BMBF (2010): Kompetenzen in einer digital geprägten Kultur. Bericht der Expertenkommission des BMBF zur Medienbildung. https://www.dlr.de/pt/Portaldata/45/Resourcen/a_dokumente/bildungsforschung/Medienbildung_Broschuere_2010.pdf.
- BMFSFJ & BAG FW (2017 und 2020): Digitale Transformation und gesellschaftlicher Zusammenhalt – Gemeinsame Erklärung von BMFSFJ und BAGFW zur Wohlfahrtspflege in der Digitalen Gesellschaft. <https://www.bmfsfj.de/blob/jump/161398/20201022-bagfw-gemeinsame-erklarung-data.pdf>
- Cukier, Kenneth & Mayer-Schönberger, Viktor (2013): Big data: A revolution that will transform how we live, work and think. New York.
- Dencik, Lise; Hintz, Arne; Redden, Joanna & Warne, Harry (2018): Data Scores as Governance: Investigating uses of citizen scoring in public services. Research Report. Cardiff University.
- Dencik, Lisa; Redden, Joanna; Hintz, Arne & Warne, Harry (2019): The ‘golden view’: data-driven governance in the scoring society. In: Internet Policy Review, 8(2).
- DJI-Jugendhilfeb@rometer (2020): Kinder- und Jugendhilfe in Zeiten der Corona-Pandemie. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2020/1234_DJI-Jugendhilfeb@rometer_Corona.pdf.
- Eckl, Markus; Prigge, Jessica; Schildknecht, Lukas; Ghanem, Christian (2020): Zehn Jahre Soziale Passagen: Eine empirische Analyse ihrer Themen. In: Soz Passagen 12 (1), 57-80. DOI: 10.1007/s12592-020-00346-1.
- Europäische Kommission (2020): White Paper: On Artificial Intelligence – A European approach to excellence and trust. https://ec.europa.eu/info/sites/info/files/commission-white-paper-artificial-intelligence-feb2020_en.pdf.

- Evans, Michaela & Hilbert, Josef (2020): Zur Zukunft der Arbeit in der Sozial- und Gesundheitswirtschaft in der Digitalisierungsära. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung, 76-88.
- Groeben, Norbert (2002): Dimensionen der Medienkompetenz: Deskriptive und normative Aspekte. In: Groeben, Norbert & Hurrelmann, Bettina (Hrsg.): Medienkompetenz. Voraussetzungen, Dimensionen, Funktionen. Weinheim: Juventa, 160-197.
- Halfar, Bernd (1997): Sozialinformatik unerlässlich. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 143 (4), 113-114.
- Hipfl, Brigitte (2018): Medien, Affizierungen, verteilte Agency. In: Theo Hug (Hrsg.): Medienpädagogik. Herausforderungen für Lernen und Bildung im Medienzeitalter. Innsbruck University Press, 85-96.
- Hoffmann, Dagmar; Krotz, Friedrich & Reißmann, Wolfgang (Hrsg.) (2017): Mediatisierung und Mediensozialisation. Prozesse – Räume – Praktiken. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Janatzek, Uwe (2014): Sozialinformatik – eine wissenschaftstheoretische Verortung. In: Standpunkt: sozial (3/2013), 36-45. Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoa-382159> (Abrufdatum: 15.04.2021).
- Jörissen, Benjamin (2011): „Medienbildung“ – Begriffsverständnisse und -reichweiten. In: Moser, Heinz; Grell, Petra & Niesyto, Horst (Hrsg.): Medienbildung und Medienkompetenz. München: Kopaed-Verlag, 211-235.
- Jurgovsky, Manfred (2002): Was ist Sozialinformatik? In: Neue Praxis 32 (3), 297-303.
- Kammerl, Rudolf (2018): Bildung und Lehrerbildung im digitalen Wandel. Zur Forderung nach einem „Primat des Pädagogischen“. In: Hug, Theo (Hrsg.): Medienpädagogik. Herausforderungen für Lernen und Bildung im Medienzeitalter. Innsbruck: University Press, 19-32.
- Kreidenweis, Helmut (2012): Lehrbuch Sozialinformatik. 2. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Studienkurs Management in der Sozialwirtschaft).
- Krotz, Friedrich (2020): Mediatisierung als Konzept für eine Analyse von Sozialer Arbeit im Wandel der Medien. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung, 30-41.
- Kutscher, Nadia (2009): Ungleiche Teilhabe – Überlegungen zur Normativität des Medienkompetenzbegriffs. In: Zeitschrift Medienpädagogik 17/2009. URL: www.medienpaed.com/17/kutscher0904.pdf.
- Kutscher, Nadia & Farrenberg, Dominik (2017): Teilhabe und soziale Kompetenz durch die Nutzung von digitalen Medien: Herausforderungen für die Kinder- und Jugendpolitik. Expertise für den 10. Kinder- und Jugendbericht des Landes Nordrhein-Westfalen. https://www.mfkjks.nrw/sites/default/files/asset/document/10-kjbnrw-expertise-kutscher_farrenberg_u.a.pdf.
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.) (2020): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Mau, Steffen (2017): Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Medienberatung NRW: Medienkompetenzrahmen NRW. Online unter: <https://medienkompetenzrahmen.nrw> (Abrufdatum: 15.04.2021).
- Niesyto, Horst (2020): Medienkritik und Medienpädagogik. In: Zeitschrift Medienpädagogik 37 (Medienpädagogik als Schlüsseldisziplin), 23-50. <https://doi.org/10.21240/mpaed/37/2020.07.02.X>.
- Pfeiffer, Sabine (2004): Arbeitsvermögen. Ein Schlüssel zur Analyse (reflexiver) Informatisierung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rammert, Werner (2007): Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Schierz, Sascha (2020): Transformation der Bewährungshilfepraxis im Kontext von Digitalisierung und Risikoorientierung. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*, 565-574.
- Schiffhauer, Birte & Seelmeyer, Udo (2021): Responsible Digital Transformation of Social Welfare Organizations. In: Ifenthaler, Dirk; Hofhues, Sandra; Egloffstein, Marc & Helbig, Christian (Hrsg.): *Digital Transformation of Learning Organizations*. Cham: Springer International Publishing AG, 131-144.
- Schorb, Bernd (2011): Zur Theorie der Medienpädagogik. In: Moser, Heinz; Grell, Petra & Niesyto, Horst (Hrsg.): *Medienbildung und Medienkompetenz*. München: Kopaed-Verlag, 81-94.
- Schorb, Bernd & Wagner, Ulrike (2013): Medienkompetenz – Befähigung zur souveränen Lebensführung in einer mediatisierten Gesellschaft. In: Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hrsg.): *Medienkompetenzförderung für Kinder und Jugendliche. Eine Bestandsaufnahme*. Berlin, 18-23.
- Schröter, Welf (Hrsg.) (2017): *Autonomie des Menschen – Autonomie der Systeme. Humanisierungspotenziale und Grenzen moderner Technologien*. Mössingen.
- Seelmeyer, Udo; Ley, Thomas (2018): Informationstechnologien in der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe; Thiersch, Hans; Treptow, Rainer & Ziegler, Holger (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik*. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag, 655-664.
- Selke, Stefan (2016): *Lifelogging. Digital self-tracking and lifelogging – between disruptive technology and cultural transformation*. Wiesbaden: Springer VS.
- Spanhel, Dieter (2013): Der Prozess der Medienbildung bei Kindern und Jugendlichen. Eine bildungstheoretische Perspektive. In: Pirner, Manfred L.; Pfeiffer, Wolfgang & Uphues, Rainer (Hrsg.): *Medienbildung in schulischen Kontexten. Erziehungswissenschaftliche und fachdidaktische Perspektiven*. München: Kopaed Verlag, 39-56.
- Stalder, Felix (2016): *Kultur der Digitalität*. edition suhrkamp: Vol. 2679. Berlin: Suhrkamp.
- Wendt, Wolf Rainer (Hrsg.) (2000): *Sozialinformatik: Stand und Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos (Edition SocialManagement, Bd. 15).
- Zuboff, Shoshana (2018): *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Frankfurt am Main & New York: Campus Verlag.

Maik Wunder

Streiflichter durch Theorien zur Digitalisierung – Digitalisierung als Gesellschafts-, Sozial- und Kulturtheorie und deren mögliche Relevanz für die Soziale Arbeit

Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt drei unterschiedliche Zugänge zur Erfassung von Digitalisierung auf, denen gemeinsam ist, dass sie nicht technikdeterministisch Argumentieren, sondern gesellschaftliche, soziale oder kulturelle Kräfte als fundamental für Digitalisierungsprozesse ansehen. Jeder Ansatz wird dabei auf seine mögliche Relevanz für die Soziale Arbeit befragt.

1 Einleitung

Wird im Alltag über Digitalisierung gesprochen, dann stehen meist digitale Artefakte wie Tablets, Smartphones, Computer, das Internet, schnelle Breitbandanbindungen etc. im Mittelpunkt der Konversation. Ihre Entsprechung haben solche Perspektiven im Bereich der Wissenschaft insbesondere von solchen techniksoziologischen Positionen, die von einem starken Determinismus der Technik hinsichtlich gesellschaftlicher Entwicklung ausgehen oder gar eine Soziologie von speziellen technischen Apparaturen aus schreiben (vgl. Häußling 2014, 129ff.; Latour 1996). Soziale Arbeit steht in diesem Kontext nicht im Verdacht, ihren Gegenstand, ihre Arbeitsweise und ihr Selbstverständnis von der Technik bzw. digitaler Technik her zu denken (vgl. Seelmeyer & Zorn 2015, 141). Dies mag verschiedenste Ursachen haben, so konstatiert etwa Rennstich (in diesem Band) drei Mythen, die sich innerhalb der Sozialen Arbeit um die Digitalisierung ranken und die produktive Aneignungen möglicherweise behindern. Diese Diagnose steht in enger Korrespondenz mit einem Theoriedefizit zur Digitalisierung allgemein und zur Digitalisierung der Sozialen Arbeit/von pädagogischen Feldern. Die Gründe hierfür mögen multifaktoriell sein, jedenfalls darf gegenwärtig konstatiert werden, dass eine systematische Theoriearbeit bzw. ein Kompendium von Theorien zur Digitalisierung im Kontext der Sozialen Arbeit bislang noch nicht vorliegt und aufgrund der hohen Dynamik der technischen Entwicklung wohl auch immer Work in Progress sein wird (vgl. Kutscher u.a. 2020a, 11). Armin Nassehi merkt

kritisch an, dass es innerhalb von Sprachspielen, die mit dem Digitalisierungsbegriff operieren, zu einer merkwürdigen Digitalisierungsvergesessenheit kommt. Das heißt, es wird über Digitalisierung gesprochen und in diesem Sprechen wird bereits vorausgesetzt, dass evident ist, was Digitalisierung ist bzw. meint (vgl. Nassehi 2019, 15). Diese Beobachtung in Korrespondenz mit der obigen Problemanzeige soll hier als Einladung für die Theoriearbeit zur Digitalisierung verstanden werden. Dabei werden nachfolgend Theorien vorgestellt und ihre Relevanz für die sozialpädagogische Praxis angedeutet, die zum einen nicht oder nur in sehr geringem Umfang im Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung (vgl. Kutscher u.a. 2020b) präsent sind. Zum anderen bezieht sich die Auswahl der Theorien auf Ansätze, die eher einen gesellschafts-, sozial- bzw. kulturwissenschaftlichen Zugang präferieren. Abgesehen wird damit von einem Technik- bzw. Medienterminismus und der daran geknüpften Ontologie der Aufschreibesysteme, die allein mächtig sind soziale Wirklichkeit herzustellen (vgl. Kittler 1995). Dadurch wird der Blick auf gesellschaftliche Prozesse, soziale Ordnungen und kulturelle Praktiken gelenkt, in denen Digitalisierung ihre Genese und ihre Situierung erfährt. Digitalisierung erscheint unter dieser Perspektive als ein Vorgang, der historisch weit vor einer allgemeinen Verbreitung von digitaler Technik liegt. Als erster Zugang wird im Kapitel zwei eine systemtheoretische Perspektive auf Digitalisierung entfaltet, wie sie neuerlich maßgeblich von Armin Nassehi (2019) vorgelegt wurde. Im dritten Kapitel wird die Theorie/Diagnose der Quantifizierung des Sozialen in der Ausformulierung von Steffen Mau (2017) dargelegt. Das vierte Kapitel widmet sich schließlich der Perspektive von Felix Stalders Kultur der Digitalität (vgl. Stalder 2019). Im Anschluss an die jeweilige Darlegung werden Überlegungen zur Diskussion gestellt, was die jeweilige theoretische Brille für die Soziale Arbeit leisten könnte. Am Ende wird ein abschließendes Fazit gezogen.

2 Systemtheoretische Perspektive

Der bekannte Satz von Niklas Luhmann, dem Begründer der soziologischen Systemtheorie¹, aus dem Jahr 1994 scheint auch noch im mittlerweile digitalen Zeitalter zu gelten: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien“ (Luhmann 2017, 9). So charakterisiert der Münchner Systemtheoretiker Armin Nassehi das Internet als ein Massenmedium, das wie die klassischen Massenmedien auch versucht funktional eine Synchronisation zwischen verschiedenen Informationslagen und einem Pu-

1 Die allgemeine Systemtheorie hat ihre Wurzeln in der Biologie und hielt dann als Paradigma in verschiedene Bereiche wie Psychotherapie, Organisationsforschung, Kybernetik oder auch Neurobiologie Einzug.

blikum zu ermöglichen. Zugleich steht es aber vor der Herausforderung, die Differenz der Perspektiven abzubilden, zu organisieren und medial darzustellen, um im Angesicht der Perspektiven die Vermittlung einer Illusion einer gemeinsamen Welt zu realisieren (vgl. Nassehi 2019, 285). Grundlegend für diese Diagnose ist das systemtheoretische Paradigma, nämlich die Trennung bzw. operative Schließung zwischen System und Umwelt und die sich damit ergebende Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdreferenz, autopoetischen Hervorbringungsoperationen (vgl. Luhmann 1987, 57) sowie das Vorhandensein einer ausdifferenzierten und äußerst stabilen Gesellschaft (vgl. Luhmann 2017, 17; Nassehi 2019, 42). In diesem Zusammenhang setzt die Digitalisierung ganz fundamental am Bezugsproblem moderner Gesellschaften an, nämlich an deren Komplexität. Daher ist Nassehis Theorie der Digitalisierung eine Theorie der digitalen Gesellschaft (vgl. Nassehi 2019, 27). Unter dieser Perspektive scheint Digitalisierung nicht als etwas fundamental Neues oder Anderes, wie der Begriff der Neuen Medien vielleicht suggeriert (vgl. Bächle 2016, 68ff.), sondern als ein Vorgang, der bereits in den Operationen der Sozialstatistik im 19. Jahrhundert sich vollzog, nämlich Regelmäßigkeiten und potenzielle Entwicklungen abzubilden (vgl. Nassehi 2019, 41). „In der Tat, jene Statistik, die bis dahin innerhalb von Verwaltungsrahmen und demnach innerhalb des Funktionszusammenhangs der Souveränität funktioniert hatte, dieselbe Statistik offenbart und zeigt allmählich, daß die Bevölkerung ihre eigenen Regelmäßigkeiten hat: ihre Anzahl an Toten, ihre Anzahl an Kranken, ihre Regelmäßigkeiten bei Unfällen.“ (Foucault 2004, 157) Diese Regelmäßigkeiten oder Ordnungsbildungen, die dem Bewusstsein der Akteure verborgen sind und die nicht in ihrem phänomenalen Alltagserleben repräsentiert werden, lassen sich nunmehr durch die digitale Infrastruktur in „Echtzeit“ (vgl. Weyer 2019) abbilden (vgl. Nassehi 2019, 59). Dabei ist dieser Abbildungsprozess nicht einfach ein Wiedergeben der Realität, denn diese bleibt gemäß der konstruktivistischen Einsicht als Horizont unerreichbar (vgl. Luhmann 2017, 15), sondern ist ein Herstellungsvorgang, der gesellschaftliche Kategorien in digitale Operationen überführt, mit dem Ziel, Komplexität beherrschbar zu machen (vgl. Nassehi 2019, 58). Das Digitale erscheint wie Geld, Macht, Kunst, Liebe, Glauben als ein Medium, als „lose gekoppelte Menge von Möglichkeiten der Konstitution von Formen“ (Baecker 2019, o.S.), von einer ausdifferenzierten Gesellschaft. Durch das Medium des Digitalen wird die Welt datenförmig gemacht und stellt sich als eine Kombination von Variablen dar, indem sämtliche Performanzen von der digitalen Technik in einen Zahlencode aus 0 und 1 überführt werden (vgl. Bächle 2016, 26). Die von den Daten repräsentierte Außenwelt liegt dementsprechend auch nur in Datenform vor: „Für die vernetzten Daten gibt es kein Außen, sie sind nur Rückkopplungen im Medium ihrer selbst. Informationen verweisen auf Informationen [...]“ (Nassehi 2019, 101). Man könnte sagen, dass sich die in strukturalistischen und poststrukturalistischen Theorien postulierte Trennung

zwischen Signifikat und Signifikant (vgl. Saussure 2001, 17) hier fortsetzt, indem nunmehr digitale Zeichen auf andere digitale Zeichen verweisen und ein komplexes, nicht abschließbares Spiel miteinander betreiben. „Es tritt ein offener, prinzipiell endloser Verweisungszusammenhang mit prozesshaften Bedeutungszuschreibungen zu Tage, für die sich eben keine Fixpunkte ausmachen lassen.“ (Wunder 2018, 25) Sah Ferdinand de Saussure die Verbindung zwischen beiden durch gesellschaftliche Konventionen geregelt, so muss für die Verbindung, die das Digitale herstellt, konstatiert werden, dass dieses auf szientoiden Praktiken besteht. Also Praktiken, die wie wissenschaftliches Vorgehen aussehen, dabei aber Theorieleitung, Hypothesenprüfung und epistemologische Interessen im Sinne von Wahrheit ausblenden. Denn das Funktionieren und die Nützlichkeit der digitalen Dateninfrastruktur steht im Vordergrund (vgl. Nassehi 2019, 130). Das stabilisierende Element der szientoiden Praktiken ist zum einen die gesellschaftliche Vorstellung, dass wissenschaftliche Beschreibungen der Welt eine authentische Kenntnis der Realität vermitteln (Luhmann 2017, 16). Zum anderen gibt es eine bemerkenswerte Strukturähnlichkeit zwischen der Logik der modernen Gesellschaft in ihren ausdifferenzierten Funktionssystemen und der Logik des Digitalen. Wir finden einen binären Code vor, der auf der einen Seite sehr einfach und in seinen Grundoperationen festgelegt ist; auf der anderen Seite ergeben sich gerade durch diese Einfachheit zahlreiche Ausdifferenzierungen durch das In-Beziehung-Setzen der verschiedenen binären Operationen. „Die systemtheoretische Soziologie hat ein Instrumentarium an der Hand, die Gleichzeitigkeit von stabiler Strukturbildung auf der einen Seite und radikalem Formenreichtum auf der anderen Seite zu beschreiben. Die Codierungen sind nicht beliebig – aber die Möglichkeiten der Entfaltung sind vielfältig.“ (Nassehi 2019, 174) Hierbei brilliert die digitale Technik durch ihr Funktionieren. Sie schafft es, Komplexität zu reduzieren, bei gleichzeitiger Verbergung ihrer eigentlichen Komplexität (vgl. ebd., 196ff.), und entlastet damit die Kommunikationsprozesse der Gesellschaft. „Wenn Digitaltechnik auch noch so unübersichtlich, unkalkulierbar und ungewohnt erscheint, so setzt sie sich vor allem deshalb durch, weil sie funktioniert.“ (ebd., 196) Innerhalb dieser funktionierenden digitalen Kommunikation bleibt aber die Materialität des Digitalen (vgl. Wunder 2020; 2021) und der daran geknüpften formalen Operationen (vgl. Bächle 2016, 17ff.), als Bedingung der Möglichkeit von digitalen Systemoperationen und digitaler Zeichenerzeugung, aus der Kommunikation ausgeschlossen (vgl. Luhmann 2017, 12). Diese treten an die Stelle des vormalig gesellschaftlich Unbewussten, das in Form von Leben, Arbeit und Sprache (vgl. Dahlmanns 2008, 30f.) vorliegt und das sie quasi durch ihre Repräsentationen ins Bewusstsein heben und damit drohen, das (psychische) System selbst aufzuheben (Foucault 1997, 462), da Selbst- und Fremdreferenz in eins fallen können. Hier wäre kritisch rückzufragen, ob nicht dadurch ein Kernelement der Systemtheorie, nämlich die Trennung zwischen System und Umwelt,

aufgegeben wird, noch dazu, wenn man bedenkt, dass durch die strenge Rückkoppelung der Daten auf sich selbst eine strikte Koppelung dieser mit sich selbst als Form postuliert wird, hinter denen das Medium eine vernachlässigenswerte Größe darstellt bzw. dieses nichts anderes ist als eine „verlötete Programmierung“ (Nassehi 2019, 157). Den Schritt des „Abtastens, der Erfassung physischer Ereignisse an den Schnittstellen der elektronischen Medien, überspringt Nassehi. Für ihn errechnen sich Daten aus Daten. Und die Daten sind ‚gegeben‘ [...], sie müssen nicht erst konstruiert, gewonnen oder getestet werden.“ (Baecker 2019, o.S.) Mit den digitalen Daten kann die Gesellschaft sich in Selbst- und Fremdbeobachtung begeben und Muster aufdecken, welche dem bloßen Auge verborgen sind, die aber eine stabile gesellschaftliche Praxis überhaupt möglich machen. Dieser Vorgang, von Nassehi als *Verdoppelung* (vgl. Nassehi 2019, 33) gekennzeichnet, ist aber ein paradoxer Vorgang, denn Verdoppelung meint nicht Abbilden dessen, was existiert, sondern eine Neuschöpfung, die nur dadurch zustande kommt, dass es Verdoppelungsoperationen gibt. Daher enthalten auch nicht die Daten die Welt, von der sie zeugen, sondern nur datenförmige Zustände, die auf andere datenförmige Zustände verweisen (vgl. ebd., 113). „Die Datentechnik kann nur Muster vorfinden – aber nicht Muster der Welt, sondern Muster der Welt in der Form ihrer Datenförmigkeit.“ (ebd., 106) Rückkoppelung tritt an die Stelle von Repräsentation (vgl. ebd., 83).

2.1 Relevanz des theoretischen Zugangs für die Soziale Arbeit

Digitale Daten mit der Möglichkeit der Kombination und Rekombination können innerhalb der sozialarbeiterischen Praxis helfen, Lebenswelten von Klient*innen schneller und in einem viel umfassenderen Sinne, als dies mit hermeneutischen Verfahren möglich ist, zu rekonstruieren. Es bedarf einer Reflexion, dass die Art der Rekonstruktion und die darin zu Tage tretenden Daten bereits spezifischen Parametern unterliegen, die keineswegs neutral sind. „Es kann keine rein beschreibenden Variablen geben, ähnlich wie es keine ‚Rohdaten‘ geben kann. Beides, Daten wie Variablen, sind immer schon ‚gekocht‘, das heißt, sie wurden durch kulturelle Operationen erzeugt und in kulturellen Kategorien geformt.“ (Stalder 2019, 193) Das Gleiche mag auch für hermeneutische Verfahren gelten, nur sind diese an einen spezifischen Punkt von inkorporierter Subjektivität gebunden. Inkorporiertes Wissen/Kapital kann aber nicht ohne weiteres weitergegeben werden (Bourdieu 1983, 187). Algorithmische Operationen weisen aufgrund der oben angesprochenen kulturellen Einbettung ebenso einen inkorporierten Standpunkt auf, ihre Weitergabe lässt sich allerdings sehr einfach realisieren, so dass hier eine einst spezifische Situierung zu einer generalisierten Situierung führt, der ggf. aufgrund einer möglichen Universalität nicht mehr widersprochen werden kann. In diesem Kontext ist es zudem angezeigt, Nassehis Markierung der digitalen Architekturen als szientoid zu vergegenwärtigen. Dies schützt davor, unkritisch

entsprechende Performanzen zu übernehmen und die eigenen inkorporierten Weltdeutungsmodelle bzw. die eigene fachliche Einschätzung der Sachlage von einem digitalen System überschreiben zu lassen. Dies scheint insbesondere vor dem Hintergrund angezeigt, wenn in die Welterzeugung der Daten auch die Professionellen mit eingebunden werden.

Fernerhin wäre zu bedenken, dass die durch Sammeln von Daten gebildeten Profile von Klient*innen, in denen auch ihre psychosozialen Belastungsdaten eingewoben sind, in eine rekursive und restriktive Verdoppelungsdynamik eingebunden werden. Die reale Person mit ihren vielfältigen, dynamischen und verleblichten Lebensbezügen droht in dem digitalen Profil, welches von ihr erstellt wurde, zu verblassen. Es braucht daher das kritische Korrektiv der Daten, das von Klient*innen vorgenommen werden sollte. Zumal dann, wenn sich mit besagten Profilen/Daten eine Kommunikation mit weiteren Akteuren anschließt, die z.B. über Gewährung von Hilfeleistungen entscheiden. Aufgrund der gesellschaftlichen Korrespondenz der Digitalisierung mit einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft wäre zudem zu prüfen, ob sich nicht alte Ungleichheiten jenseits der Fragen nach Zugänglichkeit und Nutzungskompetenz von digitaler Infrastruktur im Kontext eines Zero-Level Divide (Verständig u.a. 2017) weiter reproduzieren. Die Welt der Daten benötigt sowohl auf der Ebene der Produktion (Parameter der Sammlung und Rekombination) wie auch auf der Ebene der Rezeption ein korrekatives Außen. Dass dieses Außen nicht ohne Einfluss auf Medien ist, zeigen zahlreiche Beispiele aus dem Bereich der analogen Medien (Luhmann 2017, 17). Daher wäre es angezeigt, dass Vertreter*innen der Sozialen Arbeit sowie Klient*innen sich aktiv an der Mitentwicklung von digitalen Anwendungen beteiligen und konstruktiv mit der digital erzeugten auseinandersetzen.

3 Quantifizierung des Sozialen

Einen weiteren Entwurf, in dessen Kern das Digitale eine zentrale Rolle einnimmt, legt der Berliner Soziologe Steffen Mau (2017) vor. Dieser geht von einer spezifischen Sozialtheorie aus, welche maßgeblich durch ein Rationalisierungsparadigma in Anlehnung an die Arbeiten von Max Weber gespeist wird.

Für Mau zeigt sich die Rationalisierung in einem starken gesellschaftlichen Interesse an Zahlen und metrischen Ordnungen als vermeintliche objektive Beschreibungen der Wirklichkeit. Insbesondere die Mittelschicht sucht mit besagter Ordnung Statusunsicherheiten zu bewältigen (vgl. ebd., 13). Diese Orientierung öffnet den Weg hinein in eine Bewertungsgesellschaft, die alles und jedes unter Bewertung stellt und sich nicht nur im wirtschaftlichen Sektor bemerkbar macht, sondern bis hinein in die Lebenswelt zum Tragen kommt (vgl. ebd., 16f). Die

Bewertungsgesellschaft speist sich demnach aus einer umfassenden Quantifizierung des Sozialen, der gesellschaftliche Akteure zum einen passiv gegenüberstehen und deren Komplizen sie zum anderen sind, weil sie sich aktiv an den Vermessungspraktiken beteiligen (vgl. ebd., 23). In einer solchen Gesellschaft herrscht eine Universalisierung von Wettbewerb, da die generierten Daten dazu genutzt werden, sich untereinander vergleichbar zu machen. Da dieser Vergleichsvorgang nicht statisch ist bzw. der erreichte Wert sich durch Relationen zu Dritten immer wieder verändert, sind die Akteure zu ständiger Statusarbeit angehalten (vgl. ebd., 17). Dies gilt für Individuen wie für Organisationen und Institutionen gleichermaßen. Die Folge ist, dass sich Hierarchien inskribieren und manifestieren: „*Drittens* ergibt sich ein Trend hin zu einer verstärkten gesellschaftlichen Hierarchisierung, weil Darstellungen wie Tabellen, Grafiken, Listen oder Noten letztlich *qualitative Unterschiede in quantitative Ungleichheiten* transformieren.“ (edd., 17) Unter anderem ist hierbei problematisch, dass der Vorgang des Datenerhebens/Messens zum einen nicht von Messfehlern frei ist und zum anderen keineswegs einen neutralen Vorgang darstellt, der in einem neutralen Raum und einer neutralen Zeit stattfindet (Knorr-Cetina 2012; Latour & Woolgar 1986). Vielmehr steht hinter dem abstrakten und universellen Gebilde der Zahlen ein Wertzuweisungsprozess, der sozialer Natur ist und den Zahlen erst Wert und Bedeutung beimisst (Mau 2017, 29). Bislang Unvergleichbares soll vergleichbar gemacht werden, um dies zum Zwecke der Orientierung in ein hierarchisches Verhältnis zu setzen, sei es hinsichtlich des gesellschaftlichen Status oder der Priorisierung von Kaufentscheidungen etc.

Bedeutung der Digitalisierung für metrische Ordnung

Für den Aufbau einer solchen Vergleichsordnung spielt neben den menschlichen Akteuren – welche bereitwillig Verfahren des Vergleichs, der Bereitstellung der Daten und der Bewertung durch eine datengetriebene Ordnung zustimmen (s.o.) – und einer weitläufigen Ökonomisierung der Gesellschaft die digitale Technik eine entscheidende Rolle. Daten können problemlos durch digitale Artefakte erzeugt, vorgehalten und verarbeitet werden und dies in sehr leichter und schneller Form (vgl. ebd., 11, 40). Daten, ganz gleich in welcher Form, stellen gegenwärtig, so Mau, die Leitwährung in einer digitalisierten Gesellschaft dar (vgl. ebd., 26). Da die digitale Technik allgegenwärtig ist und bis hinein in die privaten Lebensbereiche Anwendung findet, wird überall und zu jeder Zeit alles vermessen und aufgezeichnet. Orte der Datenfreiheit sind kaum noch auffindbar (vgl. ebd., 40f.). Damit einher geht die Ausbreitung der oben geschilderten Wettbewerbslogik in Felder, die vormalig nicht von Wettbewerb bestimmt waren (vgl. ebd., 51). Insbesondere der eigene Körper wird zum Gravitationszentrum von digitalen Vermessungen und zum Vergleichsgegenstand mit Daten von anderen Körpern,

die im digitalen Raum repräsentiert sind, so dass wir es hier mit einer doppelten Konnektivität zu tun haben. Korrekturen am eigenen Körper, auf Basis von Abgleichungen mit Normwerten bzw. Dritten, können so direkt, quasi in „Echtzeit“, vorgenommen werden (vgl. ebd., 170ff.). Eine Vergleichsordnung wird aufgebaut mithilfe der Daten und deren Virtualisierung durch Rankings, Ratings, Scorings, Screenings, Sternchen, Punkte, Balken und Kurven, seien diese öffentlich, halböffentlich oder nur für die Akteure zugänglich, welche Daten zur Verfügung stellen. Hierbei spielt es keine Rolle, ob der Gegenstand der Vermessung und des Vergleiches das eigene Selbst im Sinne der Quantified-Self-Bewegung (vgl. Vormbusch 2016, 55) ist oder Institutionen wie z.B. Schule, Krankenhäuser etc. oder Organisationen wie z.B. Betriebe. „Mit der Verfügung über immer mehr Daten begibt sich die Gesellschaft auf den Weg zu einer datengetriebenen Prüf-, Kontroll- und Bewertungsgesellschaft, die nur noch das glaubt, was in Zahlen vorliegt. Soziale Selbsterkenntnis und Regulierung beziehen sich inzwischen so intensiv auf Daten, dass das Erkennen dessen, was ist, ohne sie kaum mehr möglich erscheint.“ (Mau 2017, 46) Die angesprochene Vergleichsordnung bildet eine umfassende soziale Hierarchie heraus, bei der Daten Plätze zuweisen. In einer solchen Ordnung wird Differenz statt Gemeinsamkeit betont. Hierarchie und ein Wettbewerb um die begehrten Plätze innerhalb der Datenordnung sind zentral (vgl. ebd., 52). Die digitalen Technologien belohnen Eigenverantwortung im Sinne der Arbeit am metrischen Impact, so dass spezifische gesellschaftliche Akteure, die ohnehin schon mit einem großen Volumen an (kulturellen) Kapitalien ausgestattet sind (Bourdieu 1983), maßgeblich profitieren und damit ihre Vorteile im sozialen Raum weiter manifestieren (Mau 2017, 184). Ein Sich-Entziehen dieser metrischen Ordnung ist nur schwer möglich, denn jeder wird angehalten als Datenlieferant sich zu beteiligen, eine Abstinenz wird hierbei mit größerem Argwohn wahrgenommen als ein schlechtes Abschneiden in einem Ranking (vgl. ebd., 155). „Die algorithmischen Prozesse bestimmen mehr und mehr, wer sich an welchem Platz wiederfindet oder wie soziale Konstrukte wie Risiko, Gesundheit, Produktivität, Glaubwürdigkeit oder Popularität abgebildet werden“ (Mau 2017, 203f.) Dabei gehen die Algorithmen über das reine Sammeln von Daten hinaus, da sie nach bestimmten Verarbeitungsvorschriften operieren, die bestimmen, welche Inhalte wie miteinander verknüpft und gewichtet werden (vgl. ebd., 204). Die Verarbeitungsvorschriften stammen zum einen aus dem oben beschriebenen gesellschaftlichen Feld, das entsprechende Quantifizierungen präferiert, und stammen zum anderen aus dem Algorithmus und seiner binär-logischen Arbeitsweise selbst, die hochgradig mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen nach Vergleichbarkeit, scheinbar verlässlichen objektiven Zahlen und einer Kontingenzbewältigung im Modus einer „rationalen Lebensführung“ (Weber 1922, 202) korrespondiert. Technik und menschliche Akteure mit ihren habituellen Mustern produzieren damit das, was Mau das Metrische Wir nennt (Mau 2017, 275). Die Bedeutungszuweisung von

und durch Daten lässt diese mit der Autorität einer Benennungsmacht auftreten. Stabilisiert wird diese Autorität durch eine vermeintliche Objektivität und Neutralität der Daten (vgl. ebd., 204f.). Es lässt sich also konstatieren, dass Daten eine assignative Funktion haben, d.h. sie vermessen, zeigen Wert an und teilen diesen zu. In diesen Inwertsetzungsvorgängen sind auch Dinge und Personen eingebunden, deren Wert vormalig nur diffus bestimmt werden konnte (vgl. ebd., 261f.). Dabei lassen sich viele Dinge gar nicht miteinander vergleichen, geschweige denn mit einer numerischen Kategorie ausdrücken, da diese zum einen eigenen Eigenwert haben und zum anderen inkommensurabel sind (vgl. ebd., 58f.). Die Inwertsetzungsvorgänge bringen eine neue Form der Ungleichheit mit sich, nämlich eine numerische, die noch dazu institutionalisiert wird. Dabei ist es der Art und Weise der Daten geschuldet, dass die dahinterliegende politische, normative und ökonomische Ordnung nicht gesehen wird und man von einer Objektivität und Neutralität ausgeht, was zur Reproduktion der metrischen Ungleichheit einen wesentlichen Beitrag liefert (vgl. ebd., 257ff.). Anhand der Daten werden Standardisierungen und Normierungen virulent, die angeben, was normal und was wünschenswert ist. Die Akteure sind angehalten, sich dazu in Beziehung zu setzen und ihre Performanzen an diese Standardisierungen anzugleichen (vgl. ebd., 175f.). Der Anschein der Objektivität von (digitalen) Daten immunisiert diese gegen Kritik und lässt Menschen bereitwillig sich in diese einpassen. Das aktive Mitgestalten des eigenen Datenpools/der eigenen Werte ist eine Art Handlungsaufforderung, ständig sich zu vergleichen und in Wettbewerb zu treten, um entsprechende numerische Erträge zu erzielen mit dem Ziel, auf der Hierarchieskala zu steigen (vgl. ebd., 260ff.). Dabei wird es immer schwieriger, dem eigenen Datenpool zu entgehen, denn Daten werden gespeichert und dienen als Ausgangspunkt für mögliche Zukunftsoptionen. „Das ‚Recht auf Vergessenwerden‘ gilt nur sehr beschränkt und ist schwer durchzusetzen, an den ‚digitalen Radiergummi‘ heranzukommen ist oftmals ein (erfolgloser) Kampf.“ (ebd., 278)

Menschen werden so zum Unternehmer ihrer Selbst (Bröckling 2009) und dies umso mehr, je granularer die digitalen Architekturen herkömmliche soziale Gebilde wie z.B. Klassen oder Milieus in Richtung von Singularitäten auflösen: „Wir werden radikal vereinzelt, singularisiert – und diese Unterschiede werden wiederum sozial zugespitzt und verwertet. Wir erleben eine Krise der Gleichheit, die schon jetzt unsere Arbeitswelt und unsere Demokratie verändert.“ (Kucklick 2015, 11) Vergesellschaftungsformen, die vormalig etwa durch gleiche Klassenlage bestimmt waren und maßgeblich im Modus des Konflikts operierten, transformieren sich nunmehr durch die Trias Digitalisierung, Vergleichsordnung und Wettbewerb zu einer Hyperindividualisierung. Die durch Daten hergestellten feinen und großen Unterschiede lassen den solidarischen Zusammenhalt der Gesellschaft schwinden, das Soziale wird spaltbar (vgl. ebd., 272ff.). Gleichzeitig passen sich die Akteure an eine durch die Daten generierte Normalität an, bei denen

das Digitale die Möglichkeit einer permanenten Kontrolle ermöglicht (vgl. ebd., 243). In dem digitalen Panoptikum ist man Aufseher und Gefangener zugleich (Han 2015, 84). „Die Quantifizierung des Sozialen hat somit das Potenzial, ein neues Regime der Ungleichheit hervorzubringen, in dem wir immerfort bewertet sowie mit anderen verglichen werden und in dem wir uns fortwährend darum bemühen müssen, mit guten Zahlen zu glänzen.“ (ebd., 286)

3.1 Relevanz des theoretischen Zugangs für die Soziale Arbeit

Digitale Daten können der Sozialen Arbeit als eine Art Fremdbeobachtung helfen (vgl. Waag in diesem Band), ihre Praktiken und Organisationen zu begutachten und ggf. Veränderungen vorzunehmen. So ließe sich etwa feststellen, ob sich möglicherweise Entkoppelungen zwischen formalen Präsentationen und realen Praktiken auf allen Feldern der Sozialen Arbeit einstellen (vgl. Meyer u.a. 2005, 100). In diesem Zusammenhang wäre allerdings zu prüfen, wie viel an Work-Load in eine potenzielle Außendarstellung bzw. in das durch numerische Ordnungen, wie etwa Hochschulrankings und Rankings oder Bewertung von Trägern, angeregte Reputationsmanagement fließt.

Digitalisierung wohnt vor diesem Hintergrund unzweifelhaft das Potenzial inne, die Qualität der Arbeit zu verbessern und weiter zu professionalisieren. Dennoch bedarf es einer Distanz zu der durch die Daten generierten Ordnung. Insbesondere dann, wenn die Daten einer gewissen Naturalisierung unterliegen und den Anschein von Ursprünglichkeit und Transparenz bezüglich des Gegenstandes haben. Die in den Daten liegende Wertigkeitsordnung bedarf zudem einer Kritik: Soziale Arbeit muss kenntlich machen, dass der Wert von Menschen und ihrer Arbeit sich nicht erschöpfend in einer metrischen Ordnung bestimmen lassen kann. Diese Kritik sollte aber nicht in eine generelle Ablehnung von technischer Innovation führen, vielmehr wäre hier der Dialog etwa zu Informatiker*innen zu suchen, um gemeinsam zu überlegen, wie sich Konzepte und Modelle, mit denen die Sozialpädagogik operiert, datenförmig operationalisieren lassen. Dabei sollte bedacht werden, dass menschlichen Transformationen im Sinne einer Veränderung von Selbst-, Welt- und Anderenverhältnissen stets ein Moment der Unverfügbarkeit innewohnt, welches sich wahrscheinlich schwerlich durch eine rationale, auf Optimierung angelegte datengetriebene Ordnung einholen lässt (vgl. Leineweber & Wunder 2021). Erst vor dem Hintergrund eines ernsthaften Sich-Einlassens auf den Dialog mit fachfremden Disziplinen kann überhaupt eine konstruktive Kritik geübt werden, die sonst droht unter der Chiffre des Ideologieverdachts überhört zu werden (vgl. Mau 2017, 212). Es bedarf also einer gewissen Komplizenschaft mit den numerischen Praktiken, was natürlich ambivalent ist, aber für eine potenzielle Verschiebung von Ordnungen unumgänglich (vgl. Butler 2019, 22). Das Einüben einer Digital Literacy auf der Ebene der Disziplin wie Profession, die über die reine Anwender*innen-Ebene hinausgeht (vgl. Schuldt

2016, 13), scheint daher angezeigt. Ein wesentlicher Teil dieser ist es u.a., fundierte Kenntnisse des Zusammenhangs zwischen Gesellschaft und Digitalisierung sich zu erarbeiten sowie ein mathematisch-technisches Verständnis zu entwickeln (vgl. Rennstich; Veenker; Hoose in diesem Band). Daneben gehört es dazu, eine Verantwortung für digitale Technologien zu übernehmen, die zum integralen Bestandteil der Gesellschaft geworden sind und mit denen man selbst im Rahmen von Profession und Disziplin operiert und die sehr schnell unsichtbar gemacht werden (vgl. Schmidt 2020, 66). Dies gilt insbesondere dann, wenn durch digitale Praktiken Klient*innen leichter erreicht werden können. Das Einbinden von Hilfesuchenden in eine numerische Ordnung kann durchaus für diese aktivierend wirken. Die Möglichkeit der Beteiligung etwa bei digitalen Bewertungen von Hilfsangeboten kann Stimmen hörbar machen, die bislang nicht hörbar waren. Dennoch sollte sensibel mit entsprechenden Tools umgegangen werden, denn es wurde gezeigt, dass innerhalb der Datenarchitektur Normierungen und Platzzuweisungen stattfinden. Durch die granulare Auflösung des Digitalen könnten sich feine Wettbewerbslogiken durchsetzen, an deren Meisterung möglicherweise sich Hilfeleistungen koppeln lassen. Erschöpfungsdynamiken in ohnehin schon belastenden Lebenslagen könnten sich durch den ständigen Anpassungs- und Optimierungsdruck breitmachen (vgl. Petersen 2015). Will man dieser eher pathologisierenden Perspektive nicht folgen, so lässt sich dennoch konstatieren, dass die digital aufgebaute numerische Ordnung in sich die Möglichkeiten hat, soziale Anerkennung durch Quantifizierung zu gewähren, so dass das Selbst-, Welt- und Anderenverhältnis zu etwas wird, was sich nur auf die eigenen messbaren Performanzen bezieht und mit denen sich das Subjekt quasi ständig selbst indoktriniert (vgl. Han 2016, 10; Wunder 2021). Wenn das Digitale zudem keine Amnesie kennt und einmal erhobene Daten weiter Geschichte von Akteuren schreiben und das über abgegrenzte gesellschaftliche Funktionsfelder hinaus, scheint es ange-raten, genau zu prüfen, welche Daten man im digitalen Raum zirkulieren lässt. Digital Literacy ist demnach nicht nur für Professionelle von Relevanz, sondern auch für Adressat_innen.

4 Stalders Kultur der Digitalität

Der in Zürich lehrende Kultur- und Medienwissenschaftler Felix Stalder legte im Jahr 2016 eine Monografie mit dem Titel *Kultur der Digitalität* vor (Stalder 2016). Das Werk wurde breit rezipiert (vgl. Dobusch 2016; Koller 2018) und liegt mittlerweile in der 4. Auflage vor (Stalder 2019). Stalder entwickelt im Gegensatz zu den beiden anderen hier vorgestellten Perspektiven zunächst einen dezidiert historischen Zugang zu dem, was er die Kultur der Digitalität nennt. Diese ist

dadurch gekennzeichnet, dass sich eine Vervielfältigung von kulturellen Möglichkeiten vollzog (vgl. ebd., 10). Das Digitale im Speziellen wird als eine Verknüpfung von unterschiedlichen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren aufgefasst. Dadurch gewinnen Akteure wie auch das zu bearbeitende Material neue Möglichkeiten der Veränderung (vgl. ebd., 18). Besagte Vervielfältigung setzt vor allem in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts ein. Hier bildete sich, getragen durch die Wissensökonomie, ein neuer Zwischenraum zwischen privatem und öffentlichem Bereich heraus, in dem getauscht, geteilt und netzwerkartige Verbindungen eingegangen wurden. Gegenwärtig, so Stalder, schickt sich dieser Raum an zum sozialen Hauptraum zu werden. Verstärkt wird diese Entwicklung durch den Bedeutungsverlust von Institutionen, Flexibilisierung und Entgrenzung von Arbeit, der Betonung von individueller Verantwortung und Kreativität (vgl. ebd., 33ff.). Daneben sind die in den 60er Jahren sich formierenden neuen sozialen Bewegungen, welche gesellschaftliche Normvorstellungen infrage stellten, für eine Ausweitung der Kultur der Digitalität verantwortlich. Es wurden neue mediale Formen geschaffen, in denen eine alternative Öffentlichkeit, eine hybride Kultur und alternative Lebensentwürfe zur Diskussion gestellt wurden (vgl. ebd., 43). Neue Massenmedien entstanden und zugleich neue Medientheorien, die davon ausgingen, dass Medien nicht die Realität abbilden, sondern diese konstituieren. Grundlage für die neue Medienwelt war die informationsverarbeitende Technologie, ohne die eine alternative Öffentlichkeit, bei der Konsumenten und Produzenten in eins fallen, nicht realisierbar gewesen wäre (vgl. ebd., 72ff.). Zeitgleich problematisierten und kritisierten der Postkolonialismus und die Postkolonial Studies die hegemoniale Stellung des Westens. Kultur wurde als Hybrid verstanden, die an vielfältigen Orten von verschiedensten Personen/Personengruppen produziert, angeeignet und umgestaltet wird (vgl. ebd., 49).

Diese drei Prozesse hatten zum einen zur Folge, dass immer mehr Menschen an kultureller Produktion teilhaben, und zum anderen, dass das Feld des Kulturellen mit verschiedensten Angeboten, Deutungs- und Identifikationsmustern anwuchs, die miteinander beliebig kombiniert, rekombiniert und transformiert werden können. Die ab den 90er Jahren immer breitere Bevölkerungsschichten erreichenden digitalen Technologien, welche immer günstiger wurden und sich immer leichter bedienen ließen, bauten auf diesem Vorgang auf und verstärkten diesen (vgl. ebd., 58ff.). Maßgeblich finden auch heute noch solche Produktionen in Netzwerken statt, die dezentral, flexibel und dynamisch sind. Also in Arrangements, in denen sich einst eine Gegenöffentlichkeit gegen die bürokratischen Strukturen der Gesellschaft wandte und nach neuen Formen des Zusammenlebens suchte. Diese präferierten nichthierarchischen Formen des Kommunizierens und Abstimmens ließen sich nur mithilfe von Technologie herstellen (vgl. ebd., 83ff.). Sozialvisionäre Ideen und deren technische Realisierung insbesondere durch das Internet bedingten sich demnach. Die Alltäglichkeit des Internets bzw. der digitalen

Apparate ließ allmählich deren historische Wurzeln und die damit verbundenen großen sozialen Visionen für den Großteil der Bevölkerung vergessen. Dennoch haben sich zwei Prinzipien, die in den Anfängen der Kultur der Digitalität liegen, für die Allgemeinheit durchgesetzt: 1) Expressives Handeln, Kommunikation und Zurschaustellung der eigenen Person ist kein alleiniges Terrain für Künstler*innen und Wissenschaftler*innen mehr, sondern wird von vielen Akteuren in der Gesellschaft verlangt, in der Schule vermittelt und in den sozialen Medien kultiviert. 2) Der Anspruch, die eigene Identität nach Belieben auszuformen und diese gleichberechtigt sowie gleich anerkannt neben andere zu stellen, ist nicht nur Teil von marginalisierten Gruppen, sondern Teil eines umfassenden Mainstreams (vgl. ebd., 93).

Daneben identifiziert Stalder inmitten der Pluralisierung von Lebensentwürfen und kulturellen Praktiken drei große kulturelle Formen, die der „kulturellen Umwelt als Ganzes ihre spezifische Gestalt verleihen“ (ebd., 95). Die Rede ist zum einen von der *Referenzialität*, verstanden als die Methode, womit sich Einzelne oder Gruppen an kulturellen Prozessen beteiligen, und zwar in der Form, dass Bezüge zwischen verschiedensten Ebenen, Materialien, Ausdrucksformen hergestellt werden und so neue Formen und neue Bedeutungen entstehen. Die Hochkultur wird so ihrer exponierten Stellung beraubt, indem durch referenzielle Verfahren Dinge ineineinandergesetzt und verändert werden. Angestrebt wird eine Synthese von vergangenen kulturellen Gütern mit der Gegenwart (vgl. ebd., 98). Insbesondere eignen sich digitale Materialien und Methoden für referenzielle Produktion. Die Folge ist, dass nichtdigitale Materialien an Bedeutung verlieren und zunehmend aus der Wahrnehmung verschwinden. Insbesondere können aus dem privaten Bereich durch digitale Produktions- und Distributionsmöglichkeiten Objektivationen an die Öffentlichkeit gelangen, die ohne digitale Architektur nicht ohne weiteres in diesen Raum vordringen könnten (vgl. ebd., 112). Gleichzeitig bringen sich die individuellen und kollektiven Akteure durch die referenziellen Verfahren selbst hervor (vgl. ebd., 95). Diese digitalen Hervorbringungsvorgänge sind dabei von einem gewissen Zwang gekennzeichnet, da man ohne Einschreibung in eine digitale Zeichenwelt unsichtbar bleibt oder vergessen wird (vgl. ebd., 123). Je mehr Akteure sich an der kulturellen Produktion beteiligen, desto mehr Bedeutungsüberschüsse, Sinnhorizonte und Deutungskontexte entstehen. Es setzt eine große Unordnung ein, die alte Ordnungen und deren Garanten erodieren lässt. Mithilfe von digitalen Medien, die wesentlich die symbolische und materielle Welt organisieren, wird versucht Abhilfe zu schaffen. Hier greifen Komplexitätsreduktion und Komplexitätssteigerung Hand in Hand (vgl. ebd., 114f.). Mit der *Algorithmizität* wird eine weitere Form der Kultur der Digitalität beschrieben. Algorithmen machen aus Big Data Small Data, d.h. Informationen und Formate, die Menschen verstehen können: „Damit machen sie menschliches Verstehen und Handeln in der auf digitale Technologien aufbauenden Kultur überhaupt erst möglich und

beeinflussen es in ambivalenter Weise. Sie schaffen gleichzeitig neue Abhängigkeiten, indem sie die (informationelle) Welt vorsortieren und zugänglich machen, und sie sorgen für Autonomie, indem sie die Voraussetzungen der persönlichen Handlungsfähigkeit generieren.“ (ebd., 96) Algorithmen, die gegenwärtig zum Einsatz kommen, sind in der Lage, sich selbst zu verändern, indem sie sich dynamisch und adaptiv auf eigene Operationen sowie die Umwelt beziehen. So können Algorithmen im Grunde Algorithmen schreiben, ohne dass hierbei Programmierer*innen von außen in den Rechenabläufe eingreifen (vgl. ebd., 177ff.). „Solche Algorithmen sind im Grunde Black Boxes, Objekte, die nur über ihr äußeres Verhalten verstanden werden können, deren innere Struktur sich aber der Erkenntnis entzieht.“ (ebd., 179) Die von den Algorithmen generierte Ordnung tritt zunehmend in personalisierter Form in Erscheinung, indem personalisierte Daten auf der Ebene des Wissens (z.B. Suchanfragen), auf der physischen Ebene (z.B. Verweildauer an bestimmten Orten, Bewegungsmuster) und auf der sozialen Ebene (soziale Kontakte, soziale Netzwerke) in die Generierung von Big und Small Data eingebunden werden. Damit bezieht sich der Algorithmus nicht auf eine bestehende Ordnung, sondern schöpft diese neu aus den Aktivitätsmustern der Nutzenden (vgl. ebd., 188f.). Handlungen von der Person selbst und von Dritten, mit denen sie tatsächlich oder korrelativ durch eine Ähnlichkeit in den Aktivitäten interagiert, werden damit zum Ausgangspunkt genommen, um neue Handlungen auf algorithmischer Ebene vorzuschlagen. Dabei zählen für den Algorithmus nur Handlungen, die messbar sind, Wünsche, Wahrnehmungen, Bewusstsein etc. spielen keine Rolle, da dies nach Stalder nur schwer oder gar nicht erfasst werden kann. Das, was am häufigsten und von vielen benutzt und performiert wird und sich entsprechend messen lässt, wird auch stärker in der algorithmischen Weltgenerierung zu Tage treten. Diese Weltgenerierung ist nicht einfach nur deskriptiv, sondern auch präskriptiv, da sich in der Art, welche Daten (hier etwa die Unterscheidung zwischen Deep Web und Surface Web) wie verarbeitet werden, Vorannahmen inskribieren. Damit einher gehen Monopolisierungen und Standardisierungen z.B. bei der Benutzung von Suchmaschinen. Wenn das Ganze zudem unter dem Deckmantel der freiwilligen Benutzung virulent wird (s.u.), kommt es zu einer Verschleierung von Macht und Herrschaftsstrukturen. Algorithmen erzeugen unbewusste Gemeinschaften auf Basis der errechneten Gemeinsamkeiten und Häufigkeiten der Aktivitäten von Personen (vgl. ebd., 191ff.). Parallel zu diesen oder auch in und mit diesen unbewussten digitalen Vorgängen bilden sich Gemeinschaften bewusst heraus. So betont Stalder, dass Einzelne an (analoger) Intersubjektivität interessiert sind, die ihnen dazu verhelfen soll, Bedeutung und Handlungsfähigkeit in der großen Unordnung der digitalen Kultur sicherzustellen (vgl. ebd., 129). Vor dem Hintergrund der oben erwähnten Diagnose, dass traditionelle Institutionen an Bedeutung verlieren, wird diese Intersubjektivität vor allem in neuen Formen der *Gemeinschaftlichkeit* als dritte Form

der Kultur der Digitalität hergestellt. Durch die digitale Technologie lassen sich auf der einen Seite stabile Netzwerke errichten, weil sich dadurch sehr viele Menschen über weite Räume hinweg einbinden lassen. Auf der anderen Seite sorgt das Digitale auch für eine Fragilität, weil die Kommunikation in den Netzwerken sehr schnell zusammenbrechen kann, denn nur wer sich beteiligt und präsent ist, hat die Chance auf Anerkennung (vgl. ebd., 144). Dies verlangt von den Subjekten aber eine kaum zu realisierende *ortlose Dauergegenwart* ab, welche ständig im Hier und Jetzt stattfindet (vgl. ebd., 147). Ein ständiges kollektives Feedback stellt normative Folien bereit, an denen gemessen werden kann, was anerkannt wird und was nicht. Betont wird dabei, dass die Teilnahme an einer Vergemeinschaftungsform, die gleichsam Zugang zu bestimmten Ressourcen eröffnet, auf Freiwilligkeit beruht. Eng an die Kategorie der Freiwilligkeit ist die der Authentizität geknüpft, denn eine freiwillige Teilnahme muss, da sie nicht auf Zwang beruht, durch einen inneren Antrieb ihre Realisierung erfahren (vgl. ebd., 137ff.). Problematisch dabei ist nicht nur der Druck, der auf den Akteuren liegt, ständig authentisch sein zu müssen, sondern auch die Verschleierung von Autorität und Herrschaft, die im Zusammenhang mit dem Freiwilligkeitspostulat diagnostiziert werden kann. „Wer ‚freiwillig‘ Konventionen akzeptiert, erhält Zutritt zu einem Praxisfeld, in dem er aber unter Umständen strukturell benachteiligt ist. Wer die Konventionen nicht akzeptieren will, dem ist der Zutritt zu diesem Feld verwehrt, was gravierende Nachteile haben kann.“ (ebd., 157) Das heißt, Nichtteilnahme kann den Zugang zu Ressourcen verstellen, aber auch eine Teilnahme kann negative Folgen nach sich ziehen. Der Deckmantel der Freiwilligkeit verschleiert hier Machtstrukturen und mögliche Diskriminierungen. Es sollte zudem nicht übersehen werden, dass diejenigen, die besonders aktiv sind und besonders viel in die (digitale) Gemeinschaft einspeisen, an Autorität und Macht gewinnen, ohne dabei direkte Zwangsmittel einzusetzen (vgl. ebd., 160ff.).

4.1 Relevanz des theoretischen Zugangs für die Soziale Arbeit

Potenziell erlaubt es die Kultur der Digitalität, mithilfe der digitalen Artefakte und Netzwerke unterschiedliche Lebensentwürfe virulent werden zu lassen. Technologie kann hierbei einen wichtigen Beitrag zur Selbstermächtigung von Klient*innen von Sozialer Arbeit leisten, die sich netzwerkartig organisieren und ihre Interessen zur Sprache bringen können. Soziale Arbeit sollte demnach ihre Klient*innen unterstützen oder dafür sorgen, dass es diesen möglich ist, an entsprechenden Praktiken teilzunehmen. Dadurch könnten randständige Lebensvollzüge, die sich sonst der öffentlichen Wahrnehmung weitestgehend entziehen oder von dieser bewusst ausgeblendet werden, stärker in den Fokus der Wahrnehmung von einer breiten Öffentlichkeit rücken. Für Adressat*innen von Sozialer Arbeit kann das Digitale/die Kultur der Digitalität einen Möglichkeits- und Experimentierraum darstellen, in dem durch spezifische Praktiken Klient*innen für

sich selbst und für andere intelligibel anders werden können (vgl. Koller 2011). So zeichnen etwa Sowa u.a. in diesem Band nach, wie für wohnungslose Menschen der digitale Raum ein möglicher Sehnsuchtsort ist, um sich dort neu zu erfinden. Grundlegend muss aber hierfür ein entsprechend niedrighschwelliger Zugang zu funktionierender und auf dem aktuellen Stand befindlicher digitaler Infrastruktur möglich sein, um der digitalen Spaltung der Ausstattungsebene entgegenzuwirken (first level divide). Damit Adressat*innen von Sozialer Arbeit in ihren prekären und belasteten Lebensverhältnissen in den konflikthaften Aushandlungsprozessen um Anerkennung im digitalen Raum bestehen können, wäre ein Fokus der Arbeit darauf zu legen, diese zu befähigen sprachfähig im digitalen Raum zu werden (second level divide). Zum anderen sollten in Zusammenarbeit mit Klient*innen diese dafür sensibilisiert werden, dass jede Aktivität im digitalen Raum eine digitale Spur hinterlässt, welche die Basis bildet für weitere Anrufungen aus dem Digitalen und Platzierungen im digitalen und physischen Raum (third level divide). Damit also Potenziale des Digitalen ausgeschöpft werden, wäre es ratsam, Angebote zu machen, die darauf abzielen, die oben angesprochene Digital Literacy zu erschaffen bzw. weiter auszubauen.

Denn gleichzeitig stellen die digitalen Artefakte auch subtile Instrumente der Herrschaft dar. Will man an entsprechende Ressourcen wie z.B. Hilfsangebote gelangen, muss man sich digitaler Technologie und deren eingebauter Skripte bedienen. Hier wäre zu fragen, ob nicht gleichwertige analoge Angebote weiter Bestand haben können, wie es etwa der Begriff des Post-Digitalen nahelegt, nicht als Instrumente eines adigitalen Vollzugs von Angeboten, sondern als selbstverständlicher Teil einer Gesellschaft, in der das Digitale zur Normalität geworden und daher ein Nebeneinander von verschiedenen Zugängen möglich geworden ist (vgl. Wunder 2021, 302). In diesem Zusammenhang wäre kritisch zu fragen, ob die Pluralisierung von digitalen Zugängen und Angeboten tatsächlich zu einer Verbesserung von Lebensumständen führt oder ob dies nicht zu einer Vermehrung der großen Unordnung beiträgt und dadurch immer mehr Bereiche die Anwesenheit eines Dritten notwendig machen. Fernerhin bedarf es für die digitalen Angebote im Bereich der Sozialen Arbeit unbedingt eine Reflexion, ob sich innerhalb derartiger Angebote mögliche Exklusions- und Diskriminierungseffekte zeigen, die durch den Duktus der Freiwilligkeit verschleiert werden. In diesem Zusammenhang wäre auch zu fragen, wie es Sozialer Arbeit gelingen kann, zum einen Zugang zu digitalen Netzwerken von Klient_innen zu bekommen, die durch Geschlossenheit und algorithmische Bezogenheit auf sich selbst als Echokammern funktionieren (vgl. Horx 2016, 19). Sollten Zugänge möglich sein, wäre zum anderen zu fragen, wie hier eine nichthierarchische Anwesenheit möglich ist und wie selbst sanfte Formen der Überwachung vermieden werden können.

Möglicherweise ist die Soziale Arbeit in Zukunft herausgefordert sich mit neuen Zielgruppen auseinanderzusetzen. Indem nämlich der Mittelklasse durch die

Transformationen, die sich auf dem Arbeitsmarkt durch digitale Technologie einstellen, und durch ihre Bevölkerung des Zwischenraums zwischen privat und öffentlich eine Prekarisierung droht. Denn die immaterielle Arbeitskraft der Mittelklasse lässt sich perspektivisch potenziell durch digitale Arrangements ersetzen, bei gleichzeitiger Abstinenz vom tradierten Hilfesystem im besagten Zwischenraum. Damit droht der Mittelklasse das gleiche Schicksal wie der Arbeiterklasse, deren mechanische Arbeitskräfte durch Maschinen ersetzt wurden (Stalder 2019, 85).

Grundlegend stellt die Diagnose von Stalder an die Soziale Arbeit die Frage, ob sie durch den Einsatz digitaler Technologie Teil einer neoliberalen gouvernementalen Architektur sein möchte (vgl. Kessl 2019, 134; Han 2014) oder ob sie sich für die beschriebenen sozialen Visionen, die mit der Kultur der Digitalität verbunden sind, sowohl im analogen wie im digitalen Raum einsetzen möchte.

5 Fazit

Die Komplexität des Gegenstandes der Digitalisierung mahnt zur Bescheidenheit, die hier vorgestellten Theorien/Diagnosen sind, wenn man so will, eine willkürliche Auswahl, die jeder Theoriearbeit bei der Bestimmung eines Anfangs und eines Endes innewohnt (vgl. Baecker 2016, 115). Daher kann diesen aufgrund unterschiedlicher Paradigmen und damit sich gegenseitig ausschließender Zugänge nicht das Potenzial zugesprochen werden, den Gegenstand in Gänze abzubilden und damit als epistemische Programme handlungsleitend für die Praxis zu sein. Sie können aber dazu dienen, mit ihren begrenzten Ausschnitten sozialpädagogische Praxis zu reflektieren, diese in ein diskursives Feld einzubinden und sie damit sprachfähig gegenüber einem sehr komplexen Feld mit divergierenden Interessenslagen werden zu lassen. Die eigentliche Theoriearbeit, welche die Disziplin nur durch interdisziplinäres kommunikatives Handeln und durch Reflexion von gelungener oder misslungener Praxis zu realisieren hat, steht (noch) aus. In diese wären dann auch die digitalen Artefakte in ihrer Materialität und Handlungsfähigkeit einzubinden (vgl. Wunder 2020), um so ein komplexeres Bild zu zeichnen. Denn: „Es ist von Gewicht, welche Knoten Knoten knoten, welche Gedanken Gedanken denken, welche Beschreibungen Beschreibungen beschreiben, welche Verbindungen Verbindungen verbinden.“ (Haraway 2018, 23)

Quellenangaben

- Bächle, Thomas Christian (2016): *Digitales Wissen, Daten und Überwachung zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Baecker, Dirk (2016): Theoriearbeit. In: Dirk Baecker (Hrsg.): *Wozu Theorie? Aufsätze*. Berlin: Suhrkamp, 115-133.
- Baecker, Dirk (2019): *Auf dem Weg zu einer Theorie der digitalen Gesellschaft*. Online unter:

- <https://www.sozio.polis.de/lesen/buecher/artikel/auf-dem-weg-zu-einer-theorie-der-digitalen-gesellschaft/> (Abrufdatum: 04.12.2020).
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, 183-198.
- Bröckling, Ulrich (2009): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2019): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. 10. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dahlmanns, Claus (2008): Die Geschichte des modernen Subjekts. Michel Foucault und Norbert Elias im Vergleich. Münster: Waxmann.
- Dobusch, Leonhard (2016): Rezension: „Kultur der Digitalität“ von Felix Stalder. Online unter: <https://netzpolitik.org/2016/rezension-kultur-der-digitalitaet-von-felix-stalder/> (Abrufdatum: 04.12.2020).
- Foucault, Michel (1997): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. 14. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France, 1977/1978. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Han, Byung-Chul (2014): Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken. Frankfurt/M.: Fischer (Wissenschaft).
- Han, Byung-Chul (2015): Transparenzgesellschaft. Vierte Auflage. Berlin: Matthes & Seitz.
- Han, Byung-Chul (2016): Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute. 2. Auflage. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Haraway, Donna Jeanne (2018): Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän. Frankfurt/M. & New York: Campus Verlag.
- Häußling, Roger (2014): Techniksoziologie. Baden-Baden: UTB; Nomos.
- Horx, Matthias (2016): Kreative Digitalisierung: Eine neue Beziehungsqualität. In: Schuldt, Christian; Baecker, Dirk; Clay, Alexa; Gatterer, Harry; Horx, Matthias & Kappes, Christoph (Hrsg.): Digitale Erleuchtung. Alles wird gut: Trendstudie. Frankfurt/M.: ZukunftsInstitut, 18-25.
- Kessel, Fabian (2019): Soziale Arbeit im Aktivierenden Sozialstaat. In: Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Bildung und Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Zur neoliberalen Neuordnung von Staat, Ökonomie und Privatsphäre. Frankfurt/M.: Campus, 117-140.
- Kittler, Friedrich A. (1995): Aufschreibesysteme 1800-1900. Vollst. überarb. Auflage. München: Fink.
- Knorr-Cetina, Karin (2012): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Erw. Neuaufl., 3. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Koller, Guido (2018): F. Stalder: Kultur der Digitalität. Online unter: <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-27502> (Abrufdatum: 04.12.2020).
- Koller, Hans Christoph (2011): Anders werden. Zur Erforschung transformatorischer Bildungsprozesse. In: Breinbauer, Ines Maria & Weiß, Gabriele (Hrsg.): Einsätze theoretischer Erziehungswissenschaft. Würzburg: Königshausen & Neumann, 108-123.
- Kucklick, Christoph (2015): Die granulare Gesellschaft. Wie das Digitale unsere Wirklichkeit auflöst. 2. Auflage. Berlin: Ullstein.
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (2020a): Einleitung – Hintergrund und Zielsetzung des Handbuchs. In: Dies. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, 9-16.
- Latour, Bruno (1996): Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akad.-Verl.
- Latour, Bruno & Woolgar, Steve (1986): Laboratory life. The construction of scientific facts: with a new postscript and index by the authors. Princeton, N.J.: Princeton University Press.

- Leineweber, Christian & Wunder, Maik (2021): Zum optimierenden Geist der digitalen Bildung – Bemerkungen zu adaptiven Lernsystemen als sozio-technische Gefüge. In: *MedienPädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung* 42, 22-46.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2017): *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: Springer VS.
- Mau, Steffen (2017): *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin & Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Meyer, John W.; Boli, John; Thomas, George M. & Ramirez, Francisco O. (2005): Die Weltgesellschaft und der Nationalstaat. In: Meyer, John W. & Krücken, Georg (Hrsg.): *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 85-132.
- Nassehi, Armin (2019): *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. 2. Auflage. München: C. H. Beck oHG.
- Petersen, Niklas (2015): Erschöpfte Selbstunternehmer/innen. Zum Verhältnis von Subjektivität und Erschöpfung im Postfordismus. In: *Der Sozius. Zeitschrift für Soziologie* (1), 23-37.
- Saussure, Ferdinand de (2001): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 3. Auflage. Berlin: De Gruyter.
- Schmidt, Robin (2020): Post-digitale Bildung. In: Demantowsky, Marko; Lauer, Gerhard & Schmidt, Robin (Hrsg.): *Was macht die Digitalisierung mit den Hochschulen? Einwürfe und Provokationen: De Gruyter Oldenbourg*, 57-70.
- Schuldt, Christian (2016): Digitale Erleuchtung: Von Verblendung zu Erkenntnis. In: Schuldt, Christian; Baecker, Dirk; Clay, Alexa; Gatterer, Harry; Horx, Matthias & Kappes, Christoph (Hrsg.): *Digitale Erleuchtung. Alles wird gut: Trendstudie*. Frankfurt/M.: ZukunftsInstitut, 7-15.
- Seelmeyer, Udo & Zorn, Isabel (2015): Digitale Technologien in der Sozialen Arbeit. In: *Der pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen* (3), 134-145.
- Stalder, Felix (2016): *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp.
- Stalder, Felix (2019): *Kultur der Digitalität*. 4. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Verständig, Dan; Klein, Alexandra & Iske, Stefan (2017): Zero-Level Digital Divide: neues Netz und neue Ungleichheiten. In: *Siegen: Sozial-Analysen, Berichte, Kontroversen* 21 (1), 50-55.
- Vormbusch, Uwe (2016): Taxonomien des Selbst. In: Duttweiler, Stefanie; Gugutzer, Robert; Passoth, Jan-Hendrik & Strübing, Jörg (Hrsg.): *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: Transcript, 45-62.
- Weber, Max (1922): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Weber, Max (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie Band I*. Tübingen: Mohr, 17-236.
- Weyer, Johannes (2019): *Die Echtzeitgesellschaft. Wie smarte Technik unser Leben steuert*. Frankfurt/M.: Campus.
- Wunder, Maik (2018): *Diskursive Praxis der Legitimierung und Delegitimierung von digitalen Bildungsmedien. Eine Diskursanalyse*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Wunder, Maik (2020): Das Mitspracherecht der Dinge – Material turn und digitale Bildung. In: *Bildung und Erziehung* 73 (1), 76-90.
- Wunder, Maik (2021): Smarte digitale Technik – Bildungstheoretische Reflexion ihrer materiellen und symbolischen Operationen. In: Leineweber, Christian & de Witt, Claudia (Hrsg.): *Digitale Transformation im Diskurs. Kritische Perspektiven auf Entwicklungen und Tendenzen im Zeitalter des Digitalen*. Hagen, 293-308.

Alexander Unger

Digitalisierung oder Mediatisierung? Ein analytischer Blick auf die Transformation sozialpädagogischer Arbeitsfelder

Zusammenfassung

Die Digitalisierung stellt aktuell einen der zentralen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse dar, der über die Institutionen bis in die Praxis der Sozialen Arbeit hineinwirkt und letztlich auch deren Selbstverständnis betrifft. Dabei zeigt sich die Digitalisierung als technizistisch und ökonomisch geprägt und impliziert einen entsprechenden Wandel der Sozialen Arbeit. Durch die Anknüpfung an die Mediatisierungstheorie wird im vorliegenden Beitrag eine alternative Perspektive auf den digitalen Wandel entfaltet, die es erlaubt, die (dialogische) Kommunikation und nicht die technische Infrastruktur als den eigentlichen Kern sozialpädagogischer Praxis bei der Analyse in den Blick zu nehmen und von hier aus alternative Gestaltungsoptionen zu skizzieren, was am Beispiel der Transformation der Beratung durch Mediatisierung entfaltet wird.

1 Einleitung

Die Debatte um die Digitalisierung und der mit diesem Prozess verbundenen gesellschaftlichen Herausforderungen hat mittlerweile auch die Soziale Arbeit erreicht. Während sich in der disziplinären Auseinandersetzung ein differenzierter Diskurs entwickelt, der auch kritische Zugänge einschließt, wird der Sozialen Arbeit in der öffentlichen Debatte oft die bekannte Dienstleisterfunktion zugeschrieben. Dies drückt sich zumeist darin aus, dass sie auf die Funktion reduziert wird, digitale Kompetenzen an problematische Zielgruppen zu vermitteln, die über die üblichen Bildungskontexte nicht oder nicht hinreichend zu erreichen sind und drohen von der gesellschaftlichen Entwicklung abgehängt zu werden (Stichwort: digitale Spaltung). Dies ist dieser Logik nach notwendig, damit der vermeintlich erforderliche gesamtgesellschaftliche Adaptionsprozess, um beim digitalen Wandel mithalten zu können, nicht ausgebremst wird.

Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich der vorliegende Artikel weniger mit der Frage, wie die Soziale Arbeit als Dienstleister ihr Klientel „fit“ für die Digitalisierung machen kann. Vielmehr wird die vermeintlich alternativlose und

breit akzeptierte Deutung eines technologisch determinierten Digitalisierungsprozesses selbst in den Blick genommen. Damit wird die Frage gestellt, ob die Digitalisierung in der gegenwärtigen Form eine angemessene Beschreibung des soziokulturellen Wandlungsprozesses liefert bzw. ob alternative Beschreibungen möglich sind, die den gesellschaftlichen Fortbestand, trotz der Relevanz der Digitalisierung Bedeutung digitaler Medien, nicht alleine an digitaler Infrastruktur und funktionalen Fähigkeiten festmachen.

Um diese Frage stellen zu können, wird die Digitalisierung zunächst diskursanalytisch als ein formierendes Dispositiv (vgl. Wimmer 2012) analysiert, dass eine hohe Wirkmächtigkeit in der öffentlichen und politischen Debatte zeitigt – letztlich aber nur eine mögliche Beschreibung des aktuellen Wandels darstellt. Die zentralen, mitunter aber auch verengenden Aspekte dieses Dispositives werden herausgearbeitet, um dessen Wirkung auf die Wahrnehmung des sozialen Wandels und der Sozialen Arbeit zu verdeutlichen.

In einem zweiten Schritt wird mit dem Konzept der Mediatisierung (vgl. Krotz 2007) eine alternative Beschreibung entfaltet, die eine komplexere und anschlussfähigere Perspektive auf den durch digitale Medien ausgelösten Wandel eröffnet. Im dritten Teil wird diese Perspektive exemplarisch auf die (Online-)Beratung übertragen, um zu verdeutlichen, wie sich die Digitalisierung dieses Feldes aus der Mediatisierungsperspektive darstellt, welche Aspekte in den Fokus rücken und welche Reflexions- und Gestaltungsoptionen sich hieraus ergeben.

2 Digitalisierung als Dispositiv

Dass Medien den soziokulturellen Wandel antreiben und alle gesellschaftlichen Teilbereiche erfasst haben, ist mittlerweile eine weit verbreitete und auch in der politischen Debatte übernommene These. So geht das Strategiepapier „Bildungsoffensive für die digitale Wissensgesellschaft“ von der „Durchdringung aller Lebensbereiche mit Informations- und Kommunikationstechnologien aus“ (BMBF 2016, 2), die nach dem Strategiepapier „Digitalisierung gestalten“ zu einem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel führt: „Der digitale Wandel verändert unsere Art zu leben, zu arbeiten und zu lernen fundamental und mit rasanter Geschwindigkeit.“ (Bundesregierung 2020, 8)

Diese Positionierung wird nicht selten mit quantitativen empirischen Daten zur Mediennutzung und -verbreitung unterfüttert. Solche Daten liegen mittlerweile für alle Altersgruppen in Deutschland vor, z.B. in Form der JIM- und KIM-Studie (vgl. mpfs.de) für Kinder und Jugendliche, oder der ARD/ZDF-Onlinestudie (vgl. <https://www.ard-zdf-onlinestudie.de/>), die auch Erwachsene und Menschen im höheren Lebensalter in den Blick nimmt. Ebenso liegen Studien wie

die D21-Studie (vgl. Initiative D21 2020) vor, die den Digitalisierungsgrad der deutschen Gesellschaft insgesamt erheben wollen und insbesondere die Gründe der Nichtnutzung des Internets in den Blick nehmen. Insgesamt ergibt sich aus diesen Studien ein Bild einer zunehmenden Durchdringung der Gesellschaft mit digitalen Medien, die immer stärker auch von Menschen im höheren Lebensalter genutzt werden. Gleichzeitig zeigt sich aber auch, dass ein Teil der Bevölkerung droht von dieser gesellschaftlichen Entwicklung abgehängt zu werden, was zu der viel diskutierten digitalen Spaltung der Gesellschaft als neue Form der sozialen Ungleichheit führen könnte (vgl. Rudolph 2019). Insofern scheinen zwar alle gesellschaftlichen Bereiche von Medien durchdrungen zu sein, aber gleichzeitig können nicht alle Gesellschaftsmitglieder an diesem Prozess in gleicher Weise partizipieren.

Auch die Soziale Arbeit wird mittlerweile von der Digitalisierung als eine der zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen eingeholt. Der Niederschlag von Medien in der Lebenswelt der Klientel, die vielfältigen sozialen Problemlagen, die mit Digitalisierung verbunden werden (von exzessiver Mediennutzung über Cybermobbing bis hin zu Sexting), aber auch die Potenziale von Medien zur Verbesserung von Lebenssituationen im beruflichen wie privaten Bereich können kaum mehr ignoriert werden. Dies stellt Sozialpädagog*innen im Rahmen ihres professionellen Handelns vor neue Herausforderungen und Fragen, auf die mitunter erst noch Antworten (jenseits einer bewahrpädagogischen Medienabstinnenz) gefunden werden müssen. Vor diesem Hintergrund hat sich in den letzten zehn Jahren ein disziplinärer Diskurs an der Schnittstelle von Medien bzw. Digitalisierung und Sozialer Arbeit etabliert, oft mit einem Fokus auf die Fruchtbarmachung medienpädagogischer Begriffe und Ansätze wie Medienkompetenz, Medienbildung oder der aktiven Medienarbeit für unterschiedliche Handlungsfelder der Sozialen Arbeit (vgl. z.B. Lerche 2010; Helbig 2014). Die Relevanz dieser Auseinandersetzung und deren zunehmende Systematisierung drückt sich auch in der Publikation entsprechender Hand- und Lehrbücher aus (vgl. Lange & Klimsa 2019; Kutscher u.a. 2020; Stüwe & Ermel 2019).

Diesem Diskurs steht in der öffentlichen und politischen Debatte oft eine andere Wahrnehmung der Digitalisierung gegenüber. Bei näherer Betrachtung lässt sich hier die Formierung eines Digitalisierungsdispositives konstatieren, das maßgeblich die Art und Weise prägt, wie über den soziokulturellen Wandel zu reden bzw. wie dieser wahrzunehmen ist, bis hin zu der Frage, welche Maßnahmen aus diesem abzuleiten sind und welche eben nicht. Konturen des Digitalisierungsdispositives lassen sich z.B. am *Digitalen Bildungspakt* nachzeichnen – einem Zusammenschluss aus wirtschaftlichen und politischen Akteuren, der die digitale Bildung fördern möchte. Dieser sieht die Digitalisierung als vierte industrielle Revolution, welche die Gesellschaft transformiert und die sich insbesondere in einem beschleunigten globalen Wettbewerb niederschlägt, bei dem Deutschland mithal-

ten müsse, wenn der erreichte gesellschaftliche Wohlstand in das digitale Zeitalter übertragen werden soll.¹ Dafür seien vor allem digitale Kompetenzen nötig, die es quasi ermöglichen, die Potenziale der digitalen Technologie auszuschöpfen und so im internationalen Wettbewerb bestehen zu können.² Folgt man dieser Argumentation, geht digitale Bildung letztlich in funktionalen (Bedien-)Kompetenzen auf.³ Mit der technizistisch ausgerichteten digitalen Bildung werden letztlich auch jegliche Bezüge zu einer humanistischen oder (post-)strukturellen Bildung jenseits funktionaler Anforderungen überschrieben. Neben dieser Begriffsersetzung und der damit verbundenen Einebnung des Bildungsverständnisses, gegenüber Ansätzen wie der Medienbildung (vgl. Marotzki & Jörissen 2009), sticht in dieser Lesart auch der massive durch den internationalen Wettbewerb erzeugte Druck hervor, den Anforderungen der Digitalisierung Genüge zu tun, der die jeweilige Gesellschaft quasi per se hinterherhinkt.

Diese implizite Rückstands- und Defizitperspektive inkorporiert in gewissem Sinne der Digitalisierungsindex, der jährlich von der D21-Studie erhoben wird. Diese für die deutsche Bevölkerung ab vierzehn Jahren repräsentativ angelegte quantitative Studie soll seit 2013 den erreichten Digitalisierungsgrad der deutschen Gesellschaft unter Berücksichtigung aktueller *Digitalisierungstrends* erheben. Auch in der Studie von 2020 setzt sich dieser aus vier Elementen zusammen: dem *Zugang zur Digitalisierung*, dem *Nutzungsverhalten in digitalen Welten*, der *Digitalen Kompetenz* und der *Offenheit gegenüber Digitalisierung* (vgl. Initiative D21 2020, 11). Diese vier Elemente werden bei unterschiedlicher Gewichtung in einer Kennzahl zusammengeführt, die auf einer Skala von 0-100 Punkten den Digitalisierungsgrad repräsentieren soll. Diese beträgt aktuell 58 von 100 Punkten – ein Anstieg von drei Prozentpunkten gegenüber der Vorjahresstudie. Die Botschaft, die aus dieser Kennzahl gezogen werden kann, ist, dass sich die Gesellschaft bei der Digitalisierung in die richtige Richtung bewegt, aber noch deutliche Potenziale bestehen, die möglichst bald genutzt werden sollten.

1 Der Digitale Bildungspakt wurde bis vor kurzem auf einer Website präsentiert. Statt dieses ist nun ein Kompendium abrufbar. Vgl. https://3er1viui9wo30pkxh1v2nh4w-wpengine.netdna-ssl.com/wp-content/uploads/2016/11/Kompendium_Digitaler-Bildungspakt.pdf

2 Wunder weist darauf hin, dass hiermit die Gefahr einer eindimensionalen Politik verbunden sein kann, die auf die „Versorgung mit technischen Artefakten“ fokussiert, die dann, im Sinne eines technologischen Selbstläufers, „ihr übriges tun sollen.“ (Wunder 2018, 35)

3 Auffällig ist hier nicht nur die starke ökonomische Orientierung, sondern auch die Ersetzung des seit über dreißig Jahren etablierten und theoretisch wie empirisch gut fundierten Begriffs der Medienkompetenz durch digitale Kompetenz, die vielmehr eine an den jeweiligen Belangen der Hard- und Software orientierte, funktionale Kompetenz darzustellen scheint. Eine differenzierte, auf öffentliche Artikulation als Form der gesellschaftlichen Teilhabe ausgerichtete Medienkompetenz (Stüss u.a. 2013, 118), die auch im sozialpädagogischen Diskurs eine zentrale Stellung einnimmt und in diesem eine Art Renaissance erfährt, ist hier nicht erkennbar.

Im Kern liegt der Studie eine schon fast kybernetische Regulationslogik zugrunde: Ausgehend von einem definierten Soll-Wert wird der Ist-Wert erhoben und diesem entsprechend über externe Regelgrößen – in diesem Falle also mögliche Maßnahmen wie Infrastrukturausbau etc. – nachgesteuert. Was hier wie ein überzogener Regulationsanspruch klingen mag, wird von den Verfassenden der Studie nachdrücklich betont: der Index „zeigt auf empirischer Grundlage auf, wie die Gesellschaft die Veränderungen durch die Digitalisierung adaptiert. Die Studie dient als Basis für aktuelle und zukünftige Entscheidungen durch politische, wirtschaftliche, zivilgesellschaftliche und wissenschaftliche AkteurInnen“ (Initiative D21 2020, 7).⁴

Die formulierten Orientierungsansprüche mögen überzogen klingen, sie umreißen aber deutlich die Wirkung, die diese Figuration zeitigt – nämlich als machtvolle Rahmung die Reaktionen auf den gesellschaftlichen Wandel durch eine technologisch-ökonomisch geprägte Brille vorläufig zu formieren. Dies entspricht im Grunde der Wirkungsweise eines Dispositivs (vgl. Foucault 2000) als Netz aus heterogenen Elementen wie Gesetzen, administrativen Maßnahmen, Diskursen, Annahmen bzw. Leitsätzen, die u.a. den öffentlichen und politischen Diskurs rahmen und damit Einfluss auf zukünftige Entscheidungen nehmen (vgl. Wimmer 2012). Dieser Einfluss erfolgt weniger in Form direkter Vorgaben, welche konkreten Maßnahmen zu ergreifen sind, sondern vielmehr darüber, wie Phänomene in den Blick zu nehmen und wie auf dieser Basis Entscheidungen und Maßnahmen (zur Bekämpfung eines Notstands) abzuleiten bzw. welche Maßnahmen zu fördern sind.

Wie die Antwort auf den bereits angesprochenen Bildungsnotstand aussieht, lässt sich am aktuellen *DigitalPakt Schule* ablesen, der selbst als Bestandteil des Digitalisierungsdispositives gesehen werden kann. Obwohl dieser an der *Bildungsoffensive für die digitale Wissensgesellschaft* (BMBF 2016) anknüpfen soll, die Chancengleichheit bei der Bildung im Sinne von Teilhabe und Mündigkeit anstrebt, was mit der Notwendigkeit einer fachlichen wie kritisch-reflexiven Qualifizierung der Lehrkräfte verbunden wird, fördert der Pakt vornehmlich digitale Infrastrukturmaßnahmen (vgl. BMBF 2019). Damit versteht sich der DigitalPakt explizit als Infrastrukturprogramm und nicht, wie in der öffentlichen Debatte oft wahrgenommen, als Förderprogramm für End- bzw. Leihgeräte oder gar als Bildungsinitiative für (zukünftige) Lehrkräfte.

Betrachtet man diese drei Beispiele im Zusammenhang, so treten die Konturen eines Digitalisierungsdispositives hervor. Neben der starken ökonomischen Orientierung und der Fokussierung auf Technik bzw. Infrastruktur setzt dieses die Ge-

⁴ Überraschend ist zudem, dass, während im öffentlichen Diskurs sonst vor allem die Risiken einer exzessiven Mediennutzung betont werden, hier offensichtlich eine möglichst umfassende Nutzung aller digitalen Angebote „24/7“ als erstrebenswertes Ziel erscheint.

sellschaft in einen permanenten Defizitzustand, der einen hohen Handlungsdruck erzeugt. Aus dieser Formation heraus geraten Institutionen und Akteur*innen unter Druck, eine extrinsisch diktierte Digitalisierung zu internalisieren und umzusetzen. Aufgrund des Digitalisierungsdrucks werden hierbei mitunter Planungs-, Gestaltungs- und Reflexionsoptionen verkürzt oder ganz unterlaufen und so die spezifischen Bedingungen und Prozesse in den jeweiligen Handlungsfeldern nicht hinreichend berücksichtigt. Erst im Nachgang zeigen sich dann mitunter unerwünschte Nebenwirkungen einer vermeintlich vorteilhaften Digitalisierung, wie z.B. in der Tendenz zur Deprofessionalisierung durch standardisierte Softwareabläufe (vgl. Helbig 2017).

3 Mediatisierung als Beschreibungsansatz

Wie gezeigt wurde, gehen insbesondere aus der Perspektive sozialer Disziplinen mit dem technizistischen Digitalisierungsdispositiv Fokussierungen einher, die sich formierend auf die jeweiligen Praxen auswirken können. Gerade mit Blick auf die zu internalisierende und von hohem Druck begleitete „Digitalisierungsoffenheit“ ist es verständlich, wenn Akteure versuchen diese abzuwehren und dabei mitunter eine kulturpessimistische Haltung reproduzieren. Eine solche führt letztlich aber in eine defensive Position, die eine Auseinandersetzung mit den relevanten Aspekten dieses Wandlungsprozesses, wie der Transformation der Lebenswelt der Klientel und des professionellen Handelns, blockiert. Letztlich wird dadurch auf die Gestaltung der Digitalisierung in den jeweiligen Handlungsfeldern verzichtet. Damit stellt sich, ähnlich wie in der Debatte um medienpädagogische Haltungen, die Frage nach einer dritten Option zwischen reflexionsloser Medieneuphorie und einer apriorischen bzw. bewahrpädagogischen Medienablehnung bzw. -verdrängung (vgl. Süß u.a. 2013, 34ff.). Im Sinne eines kritisch-reflexiven Ansatzes soll hier nun die Mediatisierungstheorie als „dritter Weg“ entfaltet werden.

3.1 Soziokultureller Wandel und Metaprozesse

Die Theorie der Mediatisierung weist gegenüber dem beschriebenen Digitalisierungsdispositiv eine grundlegend abweichende Anlage bei der Analyse des soziokulturellen Wandels auf. Zwar wird auch bei dieser davon ausgegangen, dass mit den *Metaprozessen*, wie Digitalisierung, Individualisierung oder Globalisierung, empirische Phänomene verbunden sind. Nichtsdestotrotz werden die verschiedenen Metaprozesse, einschließlich der Mediatisierung selbst, als (diskursive) Konstrukte verstanden, mit denen versucht wird, den soziokulturellen Wandel zu beschreiben und so erfassbar und handhabbar zu machen (vgl. Krotz 2007, 27). Durch die Kennzeichnung als begriffliches Konstrukt kann mit diesen dem-

entsprechend auch kein allumfassender Geltungsanspruch im Sinne einer allein richtigen Deutung verbunden werden. Es handelt sich vielmehr um Annäherungen an die wie auch immer zu bestimmenden überkomplexen Verhältnisse, die sich in einem dynamischen Wandel befinden.

Mit Blick auf die Vielzahl der Wandlungstrends ist es allerdings wichtig anzumerken, dass Metaprozesse mit einem umfassenden und nachhaltigen soziokulturellen Wandel verbunden werden, der die gesamte Gesellschaft (Metaebenen) wie die gesellschaftlichen Bereiche und Organisationen (Mesoebenen) bis hin zu den intersubjektiven Interaktionen auf der Microebene des „sozialen und kommunikativen Handelns“ (Krotz 2007, 38) erfasst. Im Sinne der (Medien-)Bildungstheorie kann dies so verstanden werden, dass Metaprozesse einen so starken soziokulturellen Wandel implizieren, dass dieser letztlich bis auf die Konstitution des Selbst- und Weltverhältnisses durchschlägt, wie dies auch in der Theorie der strukturalen Medienbildung angelegt ist (vgl. Marotzki & Jörissen 2009). Die Konsequenz aus dieser Anlage ist eine pluralistische Verfassung, in der verschiedene Metaprozesse des soziokulturellen Wandels nicht nur parallel existieren können, sondern auch in einem gegenseitigen Bedingungsverhältnis stehen: „Individualisierung und Globalisierung produzieren beide mehr mediatisierte Kommunikation, da Menschen zunehmend mediatisierte Information und Kommunikation benötigen, um informiert und integriert und mit anderen Menschen verbunden zu sein [...]“, wobei „die im sozialen Umfeld fehlende Face-to-Face-Relationen durch mediatisierte [...]“ (Krotz 2006, 35) ausgeglichen werden.

Entgegen dem vermeintlich singulären Digitalisierungsprozess ergeben sich aufgrund der dargestellten pluralistischen Grundverfassung Anschlussstellen für andere relevante Aspekte des soziokulturellen Wandels, jenseits digitaler Infrastruktur und Wirtschaft. Dies mag zunächst wie ein rein abstrakter Vorteil klingen, konkret impliziert dies aber Kopplungsmöglichkeiten für Themenfelder und Herausforderungen, die bereits durch die Soziale Arbeit bearbeitet werden, wie z.B. demographischer Wandel, gesellschaftliche Teilhabe, Gesundheit, Flucht/Migration usw., die bei einer Fixierung auf *5G* und *Industrie 4.0* schnell in den Hintergrund treten. Aus Sicht der Mediatisierungstheorie ist durchaus relevant, welchen Einfluss beispielsweise die mediale Berichterstattung auf die Asylpolitik oder das Smartphone im Kontext des Fluchtgeschehens (vgl. Emmer u.a. 2016) wie für die Entwicklung hybrider Identitäten (vgl. Unger 2012) zeitigt – um nur einige wenige Kopplungsmöglichkeiten zwischen diesen vermeintlich disparaten Feldern zu nennen.

3.2 Mediatisierung als historischer Prozess

Neben der Anschlussfähigkeit der Mediatisierung an andere soziokulturelle Wandlungsprozesse und damit an den Kompetenzbereich der Sozialen Arbeit deutet sich bereits ein weiterer wichtiger Vorteil an, den das Konzept impliziert: Während der

Prozess der Digitalisierung oft als völlig neue und vorbildlose Herausforderung dargestellt wird, die auf eine unvorbereitete (und entsprechend orientierungslose) Gesellschaft trifft, eröffnet das Mediatisierungskonzept eine historische Perspektive (vgl. Krotz 2007, 27), in der die Digitalisierung eine Phase in einem bereits länger laufenden Mediatisierungsprozess darstellt. So eröffnet sich die Option, die vermeintlich neuartigen Phänomene in übergeordnete Prozesse einzuordnen und ggf. auch vor dem Hintergrund bereits erfolgter Mediatisierungsphasen zu reflektieren.

Grundlegend betrachtet wird die Mediatisierungstheorie so anschlussfähig an medienhistorische Betrachtungen, welche die Entstehung neuer Gesellschaftsformen mit dem Aufkommen neuer Medientypen und der damit einhergehenden Transformation der menschlichen Kommunikation in Verbindung bringen. In der Mediengeschichte werden in ähnlicher Form die medialen mit den gesellschaftlichen Evolutionsstufen in Verbindung gebracht: z.B. das Mittelalter, das noch stark durch personifizierte Primärmedien (Priester usw.) geprägt war, die dann in der frühen Neuzeit zunehmend von Druckmedien und in der Folge von elektronischen Medien in der Industriegesellschaft bzw. den digitalen Medien in der globalisierten und digitalisierten Gesellschaft als prägendes Kommunikationsmedium abgelöst wurden (vgl. Faulstich 2006, 13f.). Mit den unterschiedlichen Mediatisierungsphasen geht jeweils ein umfassender Wandel der gesellschaftlichen Kommunikationsformen einher, die in Verbindung mit einem ebenso umfassenden soziokulturellen Wandel stehen.

Kurz gesagt: Digitalisierung ist demnach kein vorbildloser, quasi ahistorischer Prozess, der allein für den gesellschaftlichen Fortbestand relevant ist, sondern vielmehr ein weiteres Stadium im dynamischen Prozess der Mediatisierung, der im Kontext weiterer Metaprozesse zu sehen ist. Die Herausforderung besteht dann weniger in der blinden Erfüllung vermeintlich neuer Anforderungen, sondern vielmehr in einer Perspektive, welche die Qualität der neuen Phase der Transformation der Kommunikation durch Mediatisierung komparativ bestimmt. Diese historische Perspektive ermöglicht so auch eine gewisse Gelassenheit gegenüber dem Digitalisierungsdruck, was Zeit und Raum für Reflexion schafft – nicht zuletzt zur Reflexion über die Form der Gestaltungsprozesse und Ziele, die eigentlich erreicht werden sollen. Hierbei können dann durchaus Erfahrungen aus vorgelagerten Phasen einfließen, die es ermöglichen könnten, die Wirksamkeit und Nachhaltigkeit vermeintlich neuer und ad-hoc notwendiger Maßnahmen einzuschätzen.

Unstrittig ist dabei, dass die aktuelle Phase der Mediatisierung in Verbindung mit der Verbreitung digitaler Technologien und der damit einhergehenden Entgrenzung der sozialen Lebenswelt und Kommunikation steht – allerdings nicht im Sinne eines technischen Selbstläufers, dem der Appendix Mensch hinterherläuft, sondern im Sinne einer neuen zu analysierenden Transformationsstufe mensch-

licher Interaktion und Kommunikation. In diesem Sinne ist dann Digitalisierung nicht per se die falsche Perspektive auf den soziokulturellen Wandel, sondern Digitalisierung an sich ist schlicht anders zu konzeptionieren und zu verstehen, als dies im Digitalisierungsdispositiv möglich ist.

3.3 Kommunikative Bedeutungserzeugung und Medien

Für diese Neukonzeptionierung ist es allerdings notwendig, den Kern in den Blick zu nehmen, der durch die Digitalisierung als Phase der Mediatisierung betroffen wird. Stand im Digitalisierungsdispositiv die digitale Technologie im Zentrum, tritt aus der Perspektive der Mediatisierungstheorie an diese Stelle die Kommunikation bzw. ein spezifisches Verständnis von Kommunikation, das letztlich auch für die entfaltete pluralistische Perspektive und historische Dimension grundlegend ist. Trotz der Fokussierung auf den durch Medien ausgelösten soziokulturellen Wandel steht im Zentrum des Ansatzes das Verständnis des Menschen als symbolisches Wesen, „das in einer symbolisch vermittelten Wirklichkeit lebt, und dessen fundamentale Aktivität zur Definition von Wirklichkeit und Identität sowie zur Konstitution von Kultur und Gesellschaft die Kommunikation ist“ (Krotz 2007, 51). Gemeint ist damit aber nicht (nur), dass der Mensch im Rahmen seiner Entwicklung mit anderen Individuen kommuniziert. Vielmehr stellt Kommunikation im Sinne der Generierung, Aneignung und Weiterentwicklung von symbolischen Bedeutungen die Grundlage von Wirklichkeit dar. Diese kommunikativ erzeugten Bedeutungen werden wirkmächtig, da sie „für jedes soziale Handeln der Menschen insgesamt konstitutiv sind“ (Krotz 2007, 55). Welt in diesem Sinne zeigt sich als ein symbolisches Bedeutungsgefüge, das über kommunikative Aushandlungsprozesse erzeugt, stabilisiert und weitergewoben wird. Der entscheidende Punkt der Mediatisierungstheorie ist nun, dass und wie Medien in diesen symbolischen Prozess einbezogen werden: nämlich nicht (nur) als Instrumente, die benutzt werden, sondern vielmehr im Sinne der Vermittlung und Rahmung der symbolischen Bedeutungserzeugungsprozesse selbst. Medien bzw. der jeweilig dominante Medientyp gewinnen einen rahmenden Einfluss auf die gesellschaftliche Kommunikation. Trägt man diesem Ansatz Rechnung, wird weniger die Frage entscheidend, ob man Medien ablehnt oder befürwortet, sondern vielmehr, „wie sich Kommunikation und damit die Konstruktion von Alltag und sozialen Beziehungen, von Kultur und Gesellschaft verändern, wenn sich die gesellschaftlich vorherrschenden Formen von Kommunikation wandeln“ (Krotz 2007, 59).

Anders formuliert: Entscheidend ist, in welcher Form Medien die Rahmung kommunikativer Bedeutungserzeugung im Vergleich zu anderen Mediatisierungsphasen transformieren, welche Konsequenzen damit auf der gesellschaftlichen Makro-, Meso- und Microebene einhergehen und welche Gestaltungs- und Handlungsoptionen sich damit eröffnen bzw. verschließen.

Telefonieren ist in diesem Sinne ebenso eine Form der Kommunikation wie das Chatten, Posten oder die Videotelefonie, die jeweils als Variationen oder Transformationen des Face-to-Face-Gesprächs in leiblicher Anwesenheit als primäre Formation der Bedeutungserzeugung zu analysieren sind (Krotz 2007, 58). Medienkommunikation ist in diesem Sinn auch nichts grundlegend anderes als soziale Kommunikation: Es „gilt grundsätzlich, dass jede Medienkommunikation, soweit Menschen daran beteiligt sind, ebenso wie Face-to-Face-Kommunikation in Situationen und Rollen der Teilnehmer stattfindet, dass jedes Verstehen auf imaginativen Rollen- und Perspektivübernahmen beruht und dass jede Medienkommunikation von einem inneren Dialog begleitet ist, wenn etwas gesagt oder verstanden wird“ (Krotz 2007, 86). Dies gilt eben auch für virtuelle Kommunikation, die symbolisch bezogenes Handeln bleibt – selbst bei der Kommunikation mit einem Bot.

3.4 Virtuelle Kommunikation und Entgrenzung

Der Auslöser der kommunikativen Entgrenzung wird aktuell mit der Phase der *Durchsetzung der virtuellen Kommunikation* verbunden. Diese kann so gedeutet werden, dass in allen gesellschaftlichen Feldern die Relevanz virtueller Kommunikation bei der Bedeutungserzeugung zunimmt, was auch die Durchsetzung eines neuen, sich von den Massenmedien durch einen Rückkanal unterscheidenden Kommunikationsmodells impliziert: Identitätsbildungsprozesse können heute kaum mehr unabhängig von Social Networks wie TikTok, Instagram usw. betrachtet werden. Dies gilt ebenfalls für die Peer-Kommunikation, die nachhaltig durch Angebote wie WhatsApp usw. geprägt ist. Aber auch für Firmen und Institutionen ist es kaum mehr möglich, ohne den Rückgriff auf entsprechende Softwareprogramme, Speichermöglichkeiten und Webpräsenzen zu agieren. Auch die politische Kommunikation hat sich nachhaltig durch Angebote wie Twitter erweitert und transformiert. Bei diesem kommunikativen Entgrenzungsprozess sind dann auch noch neue Kommunikationspartner, wie Bots, KIs usw., zu berücksichtigen, die entweder direkt (beispielsweise als potenzielle Partner auf Dating-Sites) oder indirekt (z.B. durch das Vorsortieren von Informationen) auf die symbolische Bedeutungserzeugung einwirken. Um diese Formen zu systematisieren, schlägt Krotz (2007, 90) eine dreifache Differenzierung vor. Diese umfasst neben der Rezeption von Medienprodukten, die Kommunikation in Medien (z.B. über Social Network Sites), sowie die Kommunikation mit interaktiven Systemen (z.B. in Form von Softwaresystemen, KIs und Bots).⁵

⁵ Zu diskutieren wäre hier auch noch eine vierte Form, die Kommunikation zwischen Softwaresystemen, wie z.B. bei der Generierung von „Social Graphs“, stattfindet und deren „Kommunikant“ wieder (formierend) in die Interaktion mit dem User einfließt (vgl. Unger 2014). Da diese Form zunächst aber ohne menschliche Akteure auskommt, ist sie nicht Bestandteil dieser Systematisierung.

Mit der Durchsetzung einer so differenzierten virtuellen Kommunikation geht eine Entgrenzung wie auch eine Integration einher. Die Integration der Medien lässt sich durchaus im Sinne einer zunehmenden Medienkonvergenz deuten, bei der die Einzelmedien zunehmend in ein Medium bzw. weitergedacht „zu einem großen, computervermittelten Kommunikationsraum“ (vgl. Krotz 2007, 94) zusammenwachsen. Bei Analyse der Transformation sozialer Praktiken kommt zudem eine dreifache Entgrenzung in den Blick. Krotz entwickelt diese zunächst an der alltäglichen und allgemeinen Mediennutzung, die zunehmend eine zeitliche, räumliche und situative Entgrenzung erkennen lässt (vgl. Krotz 2007, 96f.). So sei zu verzeichnen, dass Medien an immer mehr Orten präsent sind bzw. der Raum selbst entgrenzt wird, in dem ein schier unbegrenzter virtueller Kommunikationsraum eröffnet wird, der u.a. durch individuelle Aneignung letztlich wieder zu einem Bestandteil der (hybridisierten) Lebenswelt wird (vgl. Unger 2010). Die räumliche geht mit einer zeitlichen Entgrenzung einher, da Medien bzw. mediale Inhalte zu immer mehr Zeiten und immer länger zur Verfügung stehen. Eindrücklich kann dieser Umstand mit der Verbreitung von Streaming-Angeboten verdeutlicht werden, die sich anschicken, die massenmediale Filmindustrie und deren Rezeptionsformate abzulösen und einen Zugriff on demand zu jeder Zeit von jedem Ort gegenüber einer vormals viel stärker raumzeitlich fixierten analogen Fernsehkultur ermöglichen, ganz abgesehen von neuen Produktionsformen und Geschäftsmodellen.

Letztlich kommen diese beiden Dimensionen in der sozial-situativen Entgrenzung, bei der sich der vormals gegebene soziale Sinnbezug auflöst, zusammen: „weil sie [Medien, A.U.] allein oder in Kombination in immer mehr Situationen und Kontexten, mit immer mehr Absichten und Motiven verwendet werden, und zwar sowohl kommunikator- als auch rezipientenseitig. Dadurch sind die sozialen Beziehungen der Menschen immer häufiger auch durch Medien vermittelt und mit deren Hilfe gestaltet.“ (Krotz 2007, 96) Hier können die Überlegungen in Richtung einer Entgrenzung der Formierung gegebener sozialer Situationen fortgeführt werden: Peer-Kommunikation zeigt sich gegenüber ihrer massenmedialen Formation nicht nur als zeitlich und räumlich entgrenzt (eine WhatsApp-Nachricht kann zu jeder Zeit von jedem Ort verschickt werden), sondern auch die Art und Weise, wie zu kommunizieren und wie auf die Kommunikation zu reagieren ist, die sich massiv durch die Möglichkeiten der Vernetzung entgrenzt hat (vgl. Unger 2018).

Diese Perspektive auf den soziokulturellen Wandel kann letztlich als Entgrenzung durch Mediatisierung in der Phase der Durchsetzung virtueller Kommunikation gefasst werden, die sich in den drei dargestellten Dimensionen zeigt. Es soll nun der Versuch unternommen werden, diese Basis für eine qualitative Analyse der Entgrenzung durch Mediatisierung im zentralen sozialpädagogischen Handlungsfeld der Beratung fruchtbar zu machen.

4 Onlineberatung und Mediatisierung

Beratung gilt als eine der am weitesten verbreiteten professionellen Interventionsmethoden der Sozialen Arbeit, die in allen Handlungsfeldern präsent ist (vgl. Nestmann 1998, 101). Gleichzeitig wird mit Beratung auch ein eigenes Handlungsfeld markiert. Beratung kann dabei als ein Paradebeispiel für eine auf direkte Face-to-Face-Kommunikation basierende professionelle Praxis aufgefasst werden. Gerade durch den dialogischen Charakter scheint Beratung unweigerlich an gesprochene Sprache, leibliche Anwesenheit und damit letztlich auch an einen bestimmten geografischen Ort gebunden zu sein, an dem die Interaktionspartner*innen zur gleichen Zeit präsent sind. Die Möglichkeit, Beratung in einer anderen als der Präsenz-Figuration professionell durchzuführen, wurde daher oft kritisch gesehen – wenn nicht gar normativ ausgeschlossen, dass über andere Kommunikationsmodi (mit reduziertem Kommunikationskanal) eine entsprechende tragfähige Beratungsbeziehung etabliert und eine hilfreiche Kommunikation geführt werden könne (vgl. Reindel 2018, 18).

Allerdings lässt sich auch in der Beratung ein schleichender Prozess der Mediatisierung erkennen, der schon mit schriftlichen Formen (in Zeitschriften wie *Bravo*) oder spätestens mit der Etablierung der Telefonseelsorge einsetzte (vgl. Stüwe & Ermel 2019, 165). In Bezug auf die aktuelle Phase, die dementsprechend auch im Feld der Beratung nicht ohne Vorläufer ist, kommen nun noch Formen der Onlineberatung hinzu, die eine zunehmend gewichtige Rolle im Gefüge der Beratungsangebote spielen. Daher herrscht in der Diskussion um Onlineberatung mittlerweile weitgehend Einigkeit darüber, dass die Pionierphase, die von einer grundlegend normativen Hinterfragung begleitet war, nun abgeschlossen sei. Damit tritt die Frage in den Vordergrund, wie Beratung bzw. auch andere Hilfeleistungen im Internet gelingen können und nicht, ob dies prinzipiell möglich sein sollte (vgl. Stüwe & Ermel 2019, 164).

Bei der Beantwortung dieser Frage wird zunehmend auf die Mediatisierung der Lebenswelt rekurriert, in deren Kontext virtuelle Kommunikation zu einem quasi natürlichen Kommunikationsmodus geworden sei, der längst auch über die Jugendphase hinaus auf andere Lebensalter ausgreife (vgl. Engelhardt & Reindel 2016, 131). Dass die Pflege von bedeutungsvollen Beziehungen auch unter Einsatz von digitalen Medien erfolgen kann, wird so quasi täglich belegt. Die vermeintlich defizitäre Kommunikationsform stellt dementsprechend für viele Zielgruppen eine routinierte Kommunikationsmöglichkeit dar, an die professionelle Hilfsangebote anschließen sollten. Diese Argumentation trägt letztlich auch dem professionellen Zielhorizont Rechnung, niedrigschwellige lebensweltorientierte Hilfsangebote für verschiedene Zielgruppen zur Verfügung zu stellen (vgl. Stüwe & Ermel 2019, 164), was den Anschluss an die mediatisierte Lebenswelt der Klientel erfordert, um dieses weiterhin erreichen zu können.

Ebenso besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass die Onlineberatung auf digitalisierter bzw. virtueller, über die neuen Medien vermittelter Kommunikation zwischen Hilfesuchenden und Professionellen basiert. Wie Reindel darstellt, ist damit explizit eine Beratung im Medium zwischen menschlichen Akteuren und nicht mit Medien im Sinne der Kommunikation mit Bots oder KIs gemeint. Ebenso „unterscheidet sich Onlineberatung von Selbsthilfeportalen, die den helfenden Austausch von hilfesuchenden Personen untereinander pflegen [...]“ (Reindel 2018, 17). Fokussiert werden damit Hilfsangebote, die auf professionellem Handeln und einer entsprechenden methodischen Basis aufsetzen, sich nun aber in Online- bzw. virtueller Kommunikation vollziehen.

4.1 Entgrenzung der Beratungspraxis

Wie weitreichend die Folgen dieser Entgrenzung sind, zeigen Überlegungen von Lange und Klimsa (2019, 167f.). Sie identifizieren sechs Dimensionen, an denen sich die Entgrenzung in der Online- durch einen Vergleich mit der Face-to-Face-Beratung in den Blick nehmen lässt: eine veränderte Arbeitssituation, veränderte organisatorische Strukturen, neue erforderliche Kompetenzen, technische Herausforderungen, methodische Herausforderungen sowie Verschiebungen bei den Thematiken der Klientel und ein Wandel der Klientel selbst. Als siebte Dimension kann hier noch der Wandel des professionellen Selbstverständnisses (vgl. Wenzel 2015) ergänzt werden, der bis auf die Ausbildung und die disziplinäre Ordnung durchschlägt. Letzteres zeigt sich in der anhaltenden Debatte, ob Onlineberatung ein eigenes Feld markiert oder der Offline-Beratung zu- bzw. unterzuordnen ist. Wie in der Mediatisierungstheorie postuliert, schlägt damit die Mediatisierung über die (Neu-)Rahmung der Interaktion auf Settings, organisationale Strukturen und professionelle Methoden und Wissensbestände bis zum professionellen Selbstverständnis durch. Von den dargestellten heuristischen Dimensionen soll hier exemplarisch auf Klientel, Arbeitssituation und Methode eingegangen werden.

Mit der Umstellung auf virtuelle Kommunikation kann in Bezug auf das Klientel eine durchaus positive, wenn auch nicht problemlose Form der Entgrenzung konstatiert werden: dass eben nicht ein bestimmter Ort zu einer bestimmten Zeit aufgesucht werden muss, kann durchaus dazu führen, dass auch weitere Personenkreise angesprochen bzw. die Ränder der potenziellen Zielgruppe ausgedehnt werden. Eine Webadresse einzugeben, erfordert weniger persönliche Exponierung als eine Beratungsstelle aufzusuchen, was auch für Außenstehende mitunter erkennbar ist. Ebenso können auch Personen, die sich über ihren Beratungsbedarf selbst nicht bewusst sind, gerade bei niedrigschwelligen Webangeboten dazu verleitet werden, mal eine Frage zu stellen und dabei zu erkennen, dass möglicherweise doch ein umfassender Hilfebedarf vorliegt.

Die Onlineberatung schafft aber nicht nur Lösungen, sie hat durchaus auch mit spezifischen Herausforderungen und Problematiken zu kämpfen. Eine solche zeigt sich z.B. in einem erhöhten (und ggf. durch die Niedrigschwelligkeit mitgenerierten) Beratungsbedarf zu breiter gefächerten Themenfeldern, dem dann gemäß der raum-zeitlichen Entgrenzung auch schneller und zu jeder Uhrzeit Rechnung getragen werden soll. Dies generiert auch eine neue und mitunter belastende Arbeitssituation für die professionellen Berater*innen – nicht nur wegen des Drucks einer „24/7-Verfügbarkeit“, sondern auch durch eine geringere Verbindlichkeit. Es kann durchaus vorkommen, dass den Ratsuchenden eine erste Antwort schon reicht (unabhängig davon, wie dies der Beratende einschätzt) und dann die Kommunikation unvermittelt abbrechen.⁶

Die beschriebene Entgrenzung wirkt sich aber nicht nur auf die Interaktionssituation und die Arbeitsbedingungen aus, sondern schlägt bis auf die Ebene der professionellen Methoden durch und zeigt sich in einer Entgrenzung der Wissensbestände und Methoden, die weit über die kompetente funktionale Bedingung neuer Hard- und Software hinausgeht. Mit dem vollständigen Austausch des primären Kommunikationsmediums durch asynchrone Schriftlichkeit in Form von Chats und E-Mail-Korrespondenz kann letztlich auch die von der Face-to-face-Kommunikation her entwickelte methodische Basis nicht unberührt bleiben.⁷ Das Gespräch impliziert u.a. aufgrund der Flüchtigkeit von Gesprächen eine relativ schnelle zeitliche Abfolge der kommunikativen Äußerungen. Bei einer E-Mail-Korrespondenz können hingegen zwischen Frage und Antwort Stunden, wenn nicht Tage vergehen. Für dialogische Gespräche entwickelte Methoden (z.B. der Gesprächsführung) lassen sich daher kaum direkt auf asynchrone Kommunikationsmodi in einem digital vernetzten Medium übertragen, bei denen die Akteure zeitlich-räumlich entkoppelt und ohne leiblichen Bezug agieren (vgl. Engelhardt & Reindel 2016).

Dieser Einfluss der Mediatisierung auf die Methodik und professionelles Handeln kann natürlich einseitig als technikinduzierter Verfall gedeutet werden. Neben al-

6 Ein weiterer Aspekt stellt die Schnittstelle zwischen virtueller Beratung und den oft weiterhin präsenzgebunden Hilfssystemen vor Ort dar, an die die Klient*innen verwiesen werden – wodurch die räumliche Entgrenzung mit all ihren Vor- und Nachteilen quasi wieder zurückgesetzt wird. Hier hilft letztlich nur ein Ansatz, der der Hybridisierung der Lebenswelt Rechnung trägt und auf deren Basis nach Lösungen sucht – eben auch für die Gestaltung der Schnittstellen zwischen virtuellen und real-leiblichen Angeboten.

7 Angesichts der Verfügbarkeit von Videotelefonie und einer zunehmend audiovisuell geprägten Kommunikationskultur (s. YouTube und TikTok) mag diese textuelle Ausrichtung überraschen und antiquiert anmuten. Sie prägt aber aktuell noch die Onlineberatung. Allerdings könnte perspektivisch auch hier ein audiovisueller Wandel als weitere Phase der Durchsetzung der virtuellen Kommunikation einsetzen. Dieser würde eine Qualität der Mediatisierung implizieren, da, wenn auch medial vermittelt, hier wieder eine größere Nähe zum leiblichen Gespräch und seiner zeitlichen Struktur hergestellt würde.

len Problemen, die mit dieser Auswirkung der Entgrenzung verbunden sind, gibt es aber durchaus auch Stimmen, die in der Umstellung auf Schriftlichkeit auch Vorteile sehen, da der neue Kommunikationsmodus eine erweiterte Reflexivität und Entschleunigung gegenüber der dialogischen Kommunikation in der Präsenzberatung ermögliche (vgl. Engelhardt & Reindel 2016, 133) – ein Potenzial, das eher selten mit neuen Medien bzw. der Digitalisierung in Verbindung gebracht wird. Dementsprechend werden Methoden wie das Vier-Folien-Konzept, welche diesen Zugewinn an Zeit und Reflexionsmöglichkeit fruchtbar machen wollen, in der Onlineberatung eingesetzt.

Mit dieser methodischen Neujustierung wandeln sich allerdings auch die Kompetenzanforderungen: Eine Beratung auf Augenhöhe erfordert hier nicht nur, die Soft- und Hardware sicher bedienen zu können, sondern auch ein Verständnis der Symbole, Abkürzungen sowie „der Medienbezüge und Kommunikationsgewohnheiten der Zielgruppe“ (Lange & Klimsa 2019, 168). Gerade bei der dominanten textuellen Kommunikation wird es relevant, die von der Klientel verfassten Texte angemessen zu interpretieren und mitunter auch zwischen den Zeilen lesen zu können. Diese hermeneutischen Kompetenzen spielen in einer gesprächsorientierten Ausbildung eine eher untergeordnete Rolle (vgl. Engelhardt & Reindel 2016, 134)

4.2 Hybride Zugänge

Aus der entfalteten Perspektive werden aber nicht nur analytische Potenziale im Sinne eines tieferen Verstehens der Auswirkungen der Mediatisierung sichtbar, sondern es können auch Gestaltungsoptionen abgeleitet werden, die über verbesserte technische Infrastruktur und die neueste Hard- und Software hinausgehen. Ein solcher Ansatz zeigt sich u.a. im Konzept des *Blended Counseling* (vgl. Engelhardt & Reindel 2016). Hier steht weniger die Frage im Vordergrund, welcher Medientyp die Oberhand haben soll, sondern welche kommunikativen Möglichkeiten für die jeweilige Person in ihrer spezifischen Situation geeignet ist und wie sich der Beratungsprozess unter Einsatz verschiedener Medien über die Zeit so gestalten lässt, dass dieser sich möglichst förderlich entfalten kann (vgl. Reindel 2018). Damit wird quasi ein hybrides Konzept ins Spiel gebracht, das eine strikte Trennung von realer und virtueller Kommunikation unterläuft und den Beratungsprozess ganzheitlich betrachtet: Face-to-Face-Beratung, E-Mail-Korrespondenz und Videotelefonie können so je nach Stand der Beratung, den Zielen und Bedürfnissen in eine sinnvolle Anordnung über die Zeit gestellt werden, ohne sich gegenseitig auszuschließen.

Gerade die Planung des Beratungsverlaufs unter Berücksichtigung des Prozessfortschritts und der verfügbaren Kommunikationsmodi wird dann als eine neue, professionelle Kompetenz relevant, die durchaus anspruchsvoll ist und letztlich Niederschlag in der Ausbildung finden müsste. Ein solches hybrides Konzept

leistet dann weniger einer blinden Digitalisierung Vorschub, bei der Hard- und Software die Prozesse formieren, sondern nimmt die Medien in den Dienst und weist diesen eine genau umrissene Rolle in der Kommunikation zu, die nun wieder in das Zentrum rückt und über die Potenziale der Präsenzberatung und digital-vernetzter Kommunikation kombiniert werden können.

5 Fazit

Die hier heuristisch erfolgte Analyse der Transformation einer sozialen Praxis wie der Beratung durch die Umstellung auf virtuelle Kommunikation eröffnet ein sehr viel tiefer gehendes und dem Eigencharakter des Feldes Rechnung tragendes Verständnis, als dies aus dem beschriebenen Digitalisierungsdispositiv heraus möglich ist, da hier eine solche Analyse quasi per se übersprungen wird, da die Lösung von vornherein auf den Ausbau der Infrastruktur und Implementierung von Hard- und Software enggeführt wird. In der Mediatisierungsperspektive lässt sich zunächst ein historischer Kontext eröffnen, aus dem heraus die aktuelle Mediatisierungsphase nicht nur als solche erkennbar, sondern auch ein Rückbezug auf bereits erfolgte Phasen möglich wird. So konnte in der Beratung ein Mediatisierungsprozess markiert werden, der ausgehend von dem Übergang von Face-to-Face-Kommunikation zu virtueller Kommunikation als Entgrenzungsprozess gelesen werden kann, der sich am Begriff der Onlineberatung festmachen lässt. Diese aus dem Digitalisierungsdispositiv heraus technisch unproblematisch und vermeintlich simpel zu realisierender Umstellung vom Gespräch auf E-Mail zeigte dabei aus der Mediatisierungsperspektive spezifische Problemlagen, die sonst oft erst im Nachgang sichtbar und dann als unvermeidliche Nebeneffekte abgetan werden.

Die größten Potenziale entfaltet der Zugang allerdings, wenn die konkrete Praxis vergleichend im Hinblick auf die räumliche, zeitliche und situative Entgrenzung durch die *Durchsetzung der virtuellen Kommunikation* beleuchtet wird. Dieser bildet letztlich auch die Basis, von der aus alternative Optionen für die Entwicklung und Gestaltung der Praxis jenseits einer technizistischen Digitalisierung sichtbar werden. Gerade hybride Ansätze wie das Blended Counseling bieten die Möglichkeit, die Potenziale der Face-to-Face- wie der virtuellen Kommunikation zu integrieren, ohne den Eigencharakter des Feldes an eine technologische Eigenlogik zu opfern. Allerdings bleibt auch dieser dritte Weg mit grundlegenden und mitunter schmerzhaften Wandlungsprozesse verbunden, die eine Neujustierung auf allen Ebenen der Praxis und Disziplin impliziert. Diese betrifft die konkrete Interaktion, die institutionellen Strukturen sowie die relevanten Kompetenzen und Methoden bis hin zur Ausbildung und disziplinären Ordnung, der es sich

jenseits normativer Ausschlüsse zu stellen gilt, soll der Gestaltungsprozess nicht aus der Hand gegeben werden.

Der hier entfaltete Zugang wäre nun auf weitere Felder und Praktiken in einer methodisch und empirisch unterfütterten Form zu übertragen. Gleichzeitig hat die hier erfolgte exemplarische Analyse erkennen lassen, dass die drei Entgrenzungsdimensionen im Rahmen weiterer Fallstudien zu spezifizieren und zu erweitern wären. Dies ist nicht überraschend, da diese ursprünglich an der generellen Mediennutzung entfaltet wurden. Für den hier beschriebenen professionellen respektive disziplinären Kontext wären die Dimensionen um die Entgrenzung der Methodik und Wissensbestände sowie des professionellen Selbstverständnisses ebenso wie eine konkretere Analyse der Entgrenzung der spezifischen Praxis und ihrer Interaktionssituationen zu erweitern. Diese mögliche Erweiterung ist ausgehend vom jeweiligen Eigencharakter des Feldes zu realisieren, was auch in Zeiten der Digitalisierung einen verstehenden Zugang impliziert.

Quellenangaben

- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2016): Bildungsoffensive für die digitale Wissensgesellschaft. Online unter: www.bmbf.de/files/Bildungsoffensive_fuer_die_digitale_Wissensgesellschaft.pdf (Abrufdatum 11.02.2021).
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2020): Verwaltungsvereinbarung DigitalPakt Schule 2019 bis 2024. Online unter: www.bmbf.de/files/VV_DigitalPaktSchule_Web.pdf (Abrufdatum: 26.10.2020).
- Emmer, Martin; Richter, Carola & Kunst, Marlene (2016): Flucht 2.0. Mediennutzung durch Flüchtlinge vor, während und nach der Flucht. Berlin: Freie Universität Berlin.
- Engelhardt, Emily & Reindl, Richard (2016): Blended Counseling – Beratungsform der Zukunft? In: Resonanzen. 4. Jg., 130-144.
- Faulstich, Werner (2006): Mediengeschichte von 1700 bis ins 3. Jahrtausend. Bd. 2. Göttinger: UTB.
- Foucault, Michel (2000): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Merve: Berlin.
- Initiative D21 e. V. (2020): Wie digital ist Deutschland? D21-Digital-Index 19/20. Stuttgart: Hochschule der Medien.
- Helbig, Christian (2014): Medienpädagogik in der Sozialen Arbeit. München: kopaed.
- Helbig, Christian (2017): Die Mediatisierung professionellen Handelns. In: MedienPädagogik: Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung, 17. Jg., 133-152.
- Krotz, Friedrich (2006): Konnektivität der Medien: Konzepte, Bedingungen und Konsequenzen. In: Hepp, Andreas; Krotz, Friedrich; Moores, Shaun & Winter, Carsten (Hrsg.): Konnektivität, Netzwerk und Fluss. Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie. Wiesbaden: VS, 21-42.
- Krotz, Friedrich (2007): Mediatisierung: Fallstudien zum Wandel von Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag.
- Krotz, Friedrich; Despotović, Cathrin & Kruse, Merle-Marie (Hrsg.) (2014): Die Mediatisierung sozialer Welten. Synergien empirischer Forschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.) (2020): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Lange, Andreas & Klimsa, Anja (2019): Medien in der sozialen Arbeit. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

- Lerche, Ulrike (2010): Soziale Arbeit, Bildung und Medien. In: Cleppien, Georg & Lerche, Ulrike (Hrsg.): Soziale Arbeit und Medien. Wiesbaden: VS Verlag.
- Marotzki, Winfried & Jörissen, Benjamin (2009): Medienbildung. Eine Einführung. Stuttgart: UTB.
- Nestmann, Frank (1988): Beratung. In: Hörmann, Georg & Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch der psychosozialen Intervention. Wiesbaden: Springer, 101-113.
- Reindl, Richard (2018): Zum Stand der Onlineberatung in Zeiten der Digitalisierung. In: e-beratungsjournal, Jg. 14, 16-26. Online unter: www.e-beratungsjournal.net/wp-content/uploads/2018/03/reindl.pdf (Abrufdatum: 27.10.2020).
- Rudolph, Steffen (2019): Digitale Medien, Partizipation und Ungleichheit. Wiesbaden: Springer VS.
- Stüwe, Gerd & Ermel, Nicole (2019): Lehrbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Süss, Daniel; Lampert, Claudia & Wijnen, Christine (2013): Medienpädagogik. Wiesbaden: Springer VS.
- Unger, Alexander (2010): Virtuelle Räume und die Hybridisierung der Alltagswelt. In: Grell, Petra; Marotzki, Winfried & Schelhowe, Heidi (Hrsg.): Neue digitale Kultur- und Bildungsräume. Wiesbaden: VS Verlag, 99-118.
- Unger, Alexander (2012): Transnational Space, Hybrid Identities and New Media. In: Pilch-Ortega, Angela & Schröttner, Barbara (Hrsg.): Transnational Spaces and regional localization. Münster & New York: Waxmann, 43-53.
- Unger, Alexander (2014): Identitätsbildung zwischen Kontrolle und Unverfügbarkeit. Die Rahmung von Interaktion, Selbstdarstellung und Identitätsbildung auf Social Network Sites am Beispiel Facebook. In: Grell, Petra; Hug, Theo; Kammerl, Rudolf & Unger, Alexander (Hrsg.): Jahrbuch Medienpädagogik 11. Wiesbaden: VS Verlag, 35-56.
- Unger, Alexander (2018): Aufwachsen im (ver-)doppelten Netz – Social Network Sites und die soziale Vernetzung in der digitalen Gesellschaft. Zeitschrift für Berufsbildung Ausgabe 173, 6-8.
- Wenzel, J. (2015). Mythos Unmittelbarkeit im Face-to-Face-Kontakt – Weiterentwicklung von Beratung und Therapie durch gezielte methodische Nutzung der Medien. e-beratungsjournal.net. Fachzeitschrift für Onlineberatung und computervermittelte Kommunikation, 11 Jg., 36-54.
- Wimmer, Mario (2012): Dispositiv. In: Frietsch, Ute & Rogge, Jörg (Hrsg.): Praxeologische Begriffe. Ein Handwörterbuch der historischen Kulturwissenschaften. Bielefeld: Transcript.
- Wunder, Maik (2018): Symmetrische Anthropologie als reflexive Schlüsselkategorie zur Implementierung von digitaler Bildung. In: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik (ZEP), Jg. 41, 31-35. doi.org/10.31244/zep.2018.03.08.

Sozialpädagogische Orte im digitalen Raum

Zusammenfassung

Ausgehend von der theoriesystematischen Bestimmung von Sozialpädagogik als Ortshandeln diskutiert der vorliegende Beitrag zwei Aspekte digitaler Räume und deren Bedeutung für die sozialpädagogische Gestaltung von Räumen zu sozialpädagogischen Orten. Ziel ist es, einen Beitrag zu der Frage zu leisten, ob die mit digitalen Räumen einhergehenden Veränderungen der Qualität von Räumen für ein Verständnis von Sozialpädagogik als Ortshandeln bedeutsam sind. Dazu wird in einem ersten Schritt eine theoriesystematische Bestimmung sozialpädagogischen Handelns als Ortshandeln dargelegt. Diese wird mit neueren Diskussionen zu sozialen und insbesondere digitalen Räumen verknüpft. Anhand von zwei Merkmalen digitaler Räume wird dann die Frage nach der Bedeutung für sozialpädagogisches Ortshandeln gestellt.

Die Versuche, Räume – insbesondere soziale Räume – definitorisch zu fassen, sind vielseitig und reichen von der Konzeptionierung als Containerräume bis zu relationalen Raumkonzepten, die das Raumverständnis entlang sozialer Beziehungen des einzelnen Individuums fassen. In der aktuellen Diskussion werden Räume in erster Linie als relational konzipiert (Masson 2016, 100ff.).

Eine solche Konzeptionierung des Raumes ist in sozialpädagogischen Diskursen u. a. bereits für die Jugendarbeit theoretisch entwickelt und diskutiert worden. Allerdings beziehen sich diese Überlegungen zumeist auf eine vorhandene materielle Dimension des Raumes. Ähnliches gilt für die Auseinandersetzungen um sozialraumorientierte Soziale Arbeit (vgl. Deinet 2009, 2010; Lingg & Stiehler 2010, 185).

Erweitert wird diese Perspektive durch die Diskurse um digitale virtuelle Räume, welche nicht notwendigerweise eine materiell-physische Entsprechung aufweisen müssen. Diese können als eine spezifische Form von Raum betrachtet werden, der die Konzeption von Relationalität von der materiellen Dimension abstrahiert¹ und in diesem Prozess radikalisiert. Der vorliegende Beitrag fragt nach der Be-

1 In der Abstraktion wird der digitale virtuelle Raum *scheinbar* von der Materialität der Hardware getrennt, die dennoch die Grundlage bleibt und damit auch Teil des Raums ist.

deutung dieser Veränderung der Qualität von Räumen für ein Verständnis von Sozialpädagogik als „Ortshandeln“ (Winkler 1999).

Die hier vorgelegten Überlegungen haben den Charakter offener Überlegungen und stellen somit keine abgeschlossene theoretische Figur dar – die Hinweise und Diskussionen im Entstehungsprozess des Beitrags² machen stattdessen die Notwendigkeit einer weiteren und zukünftigen Auseinandersetzung mit dem Thema deutlich. In Form von Analogien und Differenzen werden zwei Aspekte im Verhältnis von Sozialpädagogik und digitalen Räumen diskutiert. Ausgehend von dem theoriesystematischen Bestimmungsversuch, Soziale Arbeit als *Ortshandeln* zu fassen, den Ort also als einen der zentralen theoretischen Reflexionsbegriffe für ein Verständnis von Sozialpädagogik zu thematisieren, gilt die formulierte Frage der Aktualität dieses Konzeptes einerseits und der Anschlussfähigkeit und Bedeutung eines solchen Verständnisses sozialpädagogischen Handelns an aktuelle Entwicklungen andererseits. Die Bestimmung von Sozialpädagogik als Ortshandeln wird 1988³ von Michael Winkler in seinem Theorieentwurf „Eine Theorie der Sozialpädagogik“ vorgenommen und ist historisch vor den Diskursen um virtuelle und digitale Räume verortet. Dennoch wird dieser theoriesystematische Bestimmungsversuch auch weiterhin als bedeutsam für die sozialpädagogische Theoriediskussion gekennzeichnet. In ihm werden die Begriffe Subjekt und Ort als die zentralen Reflexionsbegriffe sozialpädagogischen Handelns miteinander in Bezug gesetzt. Insbesondere vor dem Hintergrund der sich verändernden Konzeptionen und Grundlagen eines Raum- und Ortsverständnisses ist die Diskussion um das Verhältnis des sozialpädagogischen Ortes zum digitalen Raum notwendig, um einen theoretisch informierten Beitrag zur Rolle und Bedeutung sozialpädagogischen Handelns in virtuellen Räumen zu leisten.

In einem ersten Schritt werden die für die hier dargelegten Überlegungen bedeutsamen Aspekte des „sozialpädagogischen Ortes“⁴ skizziert und deren Anschlussfähigkeit an relationale Raumkonzepte verdeutlicht. In einem zweiten Schritt wird dann das Verständnis digitaler Räume erläutert, welches hier zugrunde gelegt wird und dieses mit den vorausgegangenen Überlegungen diskutiert. Anhand von zwei bedeutsamen Unterschieden zwischen digitalen und nichtdigitalen Räumen werden beispielhaft neue Aspekte für sozialpädagogisches Handeln als Ortshan-

2 Für Hinweise und Kommentare danke ich den Teilnehmer*innen der Tagung „Digitalisierung und Soziale Arbeit – Transformationen, Beharrungen und Herausforderungen“ am 22. & 23.10.2020 sowie Maik Wunder als Herausgeber dieses Bandes.

3 Die Neuauflage dieses Theorieentwurfs nach über 30 Jahren weist auf die aktuelle Bedeutung des Werkes hin (Winkler 2021).

4 Der Begriff des *sozialpädagogischen Ortes* als feststehender theoretischer Begriff wird im Sinne von sozialpädagogischer Raum genutzt. Die Ausführungen Winklers weisen darauf hin, dass eine analytische Differenzierung zwischen Raum und Ort im Sinne der raumsoziologischen Begriffsdifferenzierung nicht sinnvoll scheint (vgl. Winkler 1988, 297ff.).

deln problematisiert. Anhand dieser beiden Aspekte soll ein erster Versuch einer Diskussion unternommen werden, ob die hier thematisierte Perspektive auch im Rahmen von Digitalisierungsprozessen noch ihren umfassenden theoretischen Erklärungsanspruch aufrechterhalten kann – sie also trotz gesellschaftlichen Veränderungen weiterhin herangezogen werden kann, um Aussagen über die Sozialpädagogik zu treffen.

Der sozialpädagogische Ort

Sozialpädagogisches Handeln als Ortshandeln zu bestimmen verweist auf die zentrale Stellung des Subjekts als Bedingung des sozialpädagogischen Handelns. Das Subjekt ist u.a. dadurch gekennzeichnet, dass es seine Subjektivität nicht aufgeben kann (vgl. Winkler 1988, 267ff.). Mit dieser Bedingung geht einher, dass Subjekte „noch in der Aufgabe von Autonomie“ (Winkler 2013, 152) als selbsttätige Subjekte verstanden werden müssen. Allerdings können sie eine Erfahrung machen, die Winkler als *Modus der Differenz* bezeichnet. Das Subjekt im Modus der Differenz bezeichnet einen Zustand des Subjekts, in dem „wir uns mit uns selbst uneins fühlen, dabei nicht so recht wissen, wo wir stehen, wie wir uns verhalten sollen. Uns ist dann der Zusammenhang zwischen unserem Tun und der realen Welt entglitten“ (Winkler 1988, 153). Der Modus der Differenz resultiert aus dem Scheitern von Aneignungsprozessen und weist eine Alltäglichkeit auf, die diesen erst einmal banal wirken lässt. Allerdings wird selbiger zu einem Krisenzustand, wenn das Subjekt keine Kontrolle mehr über seine Lebensbedingungen hat. Wenn „sich das Subjekt einer ihm fremden, äußerlichen Kontrolle unterworfen“ (Winkler 1988, 153) sieht und sich im „Subjektmodus der aufgehobenen Subjektivität“ (ebd., 153) befindet.

Um dem Subjekt zu ermöglichen, den *Modus der Identität* zu erreichen und also die Bedingungen seines Lebens zu kontrollieren, indem das „Subjekt an der gesellschaftlichen Praxis teilnimmt und so den dort vollzogenen Beurteilungsverfahren unterworfen ist“ (ebd., 333), müssen Aneignungsprozesse gelingen. Um den krisenhaft gewordenen Zustand des Modus der Differenz zu überwinden, stellt sozialpädagogisches Handeln in Form des Ortshandelns den Subjekten Aneignungsmöglichkeiten zur Verfügung. Sozialpädagogisches Handeln meint Ortshandeln im Sinne der Gestaltung eines Ortes, welcher dann dem Subjekt im Modus der Differenz zur Aneignung zur Verfügung gestellt wird. „Indem das sozialpädagogische Handeln sich in der Gestalt des Ortes vergegenständlicht, schafft es die Voraussetzung für einen Bildungsprozeß des Subjekts“ (ebd., 277). Der sozialpädagogische Ort soll es den Subjekten ermöglichen, sich diesen anzueignen und durch den gelingenden Aneignungsprozess ihre eigene Subjektivität zu erfahren,

handlungsfähig zu werden und den Modus der Differenz zu überwinden. Der sozialpädagogische Ort bemisst sich dementsprechend daran, ob es dem Subjekt im Modus der Differenz möglich ist ihn sich anzueignen.

Sozialpädagogische Orte bedürfen der Gestaltung durch Sozialpädagog*innen, sie sind nur als gestaltete und gestaltbare Orte denkbar. Damit schließt eine solche Vorstellung von Raum an aktuelle raumsoziologische Überlegungen an, die Raum nicht ontologisch fassen, sondern als einen sozialen Raum begreifen. Der Raum ist nicht natürlich da, sondern wird sozial hergestellt.

Soziale Räume

Räume, so Löw und Sturm, seien zu verstehen „als (An)Ordnungen von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ (Löw & Sturm 2019, 15). Als solche stellen Räume immer zugleich eine (gesellschaftliche) Struktur wie auch konkretes Handeln dar. Das Handeln realisiert sich dabei sowohl in der Praxis des Platzierens wie auch in der Relationierung und Zusammenfassung von sozialen Gütern und Lebewesen zu Räumen (ebd., 15).

Der Prozess der Herstellung des Raumes basiert dann auf zwei „sich in der Regel gegenseitig bedingenden Prozessen: der *Syntheseleistung* und dem *Spacing* (ebd., 17). Die Syntheseleistung besteht in der aktiven Verknüpfung der unterschiedlichen Elemente durch Menschen, die soziale Güter und Lebewesen zu Räumen zusammenfassen. Der Prozess des Spacing dagegen meint die Positionierung von sozialen Gütern und Lebewesen. Wesentlich ist, dass Spacing sowohl „den Moment der Platzierung als auch die Bewegung zur nächsten Platzierung“ (ebd., 17) meint. In dieser doppelten Bedeutung von Platzierung werden der Prozess der Raumkonstitution und die Dynamik von Räumen noch einmal besonders hervorgehoben. Die Prozesse des Spacing und der Syntheseleistung werden dabei nicht von einzelnen Subjekten vollzogen, sondern in wechselseitigen Handlungen von Subjekten, die als solche immer selbst sozial sind (vgl. Löw 2020, 152). Beide Prozesse zeichnen sich durch eine Gleichzeitigkeit aus, da Prozesse des Spacing ohne Syntheseleistung nicht möglich sind.

Ein solches Verständnis begreift jeden Raum als sozialen Raum. Es widerspricht der Vorstellung von Containerräumen, die dem Sozialen vorgängig seien und durch das Handeln der Akteure erst gefüllt würden oder die gänzlich unabhängig von der sozialen Gestaltung existieren. Ob ein bestimmtes Gebäude ein Jugendzentrum, eine stationäre Wohngruppe, eine privat genutzte Wohnimmobilie oder etwas völlig anderes ist, wird nicht durch das Gebäude selbst vorgegeben. Erst durch eine spezifische Form der Gestaltung und Aneignung wird der Raum bestimmt (vgl. Löw & Sturm 2019, 17). Raum wird als Sozialraum begriffen, der

durch die Subjekte, ihr Verhältnis zueinander und zu sozialen Gütern im Raum bestimmt wird. Soziale Güter bezeichnet dabei sowohl die mit Bedeutung aufgeladenen Objekte im Raum wie auch die gültigen Regeln und Symbolsysteme. Eine solche Definition begreift Raum als konstruierte und damit auch als eine prinzipiell konstruierbare Struktur, die immer wieder auch dem Gestalten von Raum selbst vorgängig ist. Räume entstehen durch das Zusammenfassen von Menschen und sozialen Gütern in Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozessen – der Synthese zu einem Raum –, die wiederum die Grundlage der Platzierung von Menschen und sozialen Gütern bilden, der (An-)Ordnung (vgl. ebd., 17).

Virtuelle und digitale Räume

Das Reden von Räumen thematisiert häufig implizit ihre materiell-physische Entsprechung in Form von Orten, Gebäuden oder Territorien. Die Rede von virtuellen Räumen dagegen weist auf das scheinbare Fehlen einer materiell-physischen Entsprechung hin, indem diese häufig als nicht körperlich erfahrbar und ohne territoriale Gebundenheit beschrieben werden (vgl. Tillmann 2010, 149; Hipfl 2004, 25). Virtuelle Räume entstehen durch Kommunikationsakte, in welchen die Syntheseleistungen und Platzierungsprozesse stattfinden. Da dies scheinbar⁵ unabhängig von territorialer Gebundenheit und materiell-physischen Entsprechungen der Räume geschieht, wird die Radikalität des oben skizzierten Raumverständnisses noch einmal deutlich, da die grundsätzlichen Ausführungen zum relationalen Raumbegriff ebenso für virtuelle Räume gelten. Räume entstehen somit ohne eine Verortung, ohne ein benennbares territoriales Gegenstück, sondern durch eine Syntheseleistung und die (An-)Ordnung von Menschen und sozialen Gütern in ihnen in kommunikativen Prozessen⁶.

Virtuelle Räume sind allerdings nicht zwingend auf digitale Techniken angewiesen, sondern realisieren sich beispielsweise in Telefonaten oder im Austausch von Briefen. Im Rahmen der Kommunikation finden sowohl Platzierungsprozesse statt wie auch die Synthese zu einem gemeinsamen Raum vollzogen wird. Durch die fortschreitenden Mediatisierungs- und Digitalisierungsprozesse nimmt die

5 Das auch in virtuellen Räumen keineswegs jeder sein kann, wer er mag, zeigen die unterschiedlichen Studien zur digitalen Ungleichheit, in denen die Rückbindung an die jeweilige soziale Situation der Subjekte sich immer wieder als bedeutsam für die konkrete Kommunikation mittels digitaler Medien erweist (vgl. Klein 2007; Zillien 2009). Der eigene soziale Standort, die gesellschaftliche Verortung der Individuen scheint durchaus bedeutsam zu bleiben.

6 Dabei werden die materiellen Grundlagen der virtuellen Räume ausgeblendet. Die Grundlagen des Virtuellen und des Handelns in virtuellen Räumen stellen als Teil der (An-)Ordnungen sozialer Güter auch technische Artefakte und Technologien in konkreter materieller Form dar.

Verbreitung virtueller Räume auf Basis digitaler Kommunikation jedoch weiter zu. Digitale Räume sind als eine spezifische Form virtueller Räume zu verstehen, die sich dadurch auszeichnet, dass die ihnen zugrunde liegende Kommunikation – die sozialen Gestaltungsprozesse der Räume mittels Platzierung und Syntheseleistungen – digital erfolgt. An die Stelle einer materiell-physischen Entsprechung tritt dann eine hard- und softwarebasierte⁷ Strukturierung dieser Räume (vgl. Unger 2010, 100). Eine solche hard- und softwarebasierte Strukturierung digitaler Räume präsentiert sich den Subjekten als eine Struktur, welche bereits eine (An) Ordnung mit sich bringt. Diese kann sich als eher starr und standardisiert präsentieren oder auch als gestaltbar und mit vielfältigen Optionen. Diese Differenzierung macht danach boyd (2011) anhand der Gestaltungsmöglichkeiten und der damit einhergehenden Ästhetik zwischen den Sozialen Online-Netzwerken MySpace und Facebook aus und beschreibt zugleich damit einhergehende Prozesse der Raumkonstitution (ebd. 2011, 212ff.). Durch die Gestaltung der jeweiligen Online-Profilen und der Vernetzung mit anderen Nutzern finden Platzierungsprozesse ebenso statt, wie Syntheseleistungen, in denen die durch die Strukturierung bereits vorhandene (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen einen Raum darstellt, der den Subjekten zur Aneignung gegenübersteht.

Digitale Räume ähneln also in ihren Konstitutionsprozessen durchaus nichtdigitalen Räumen. Zudem weisen sie in Analogie zu den materiell-physischen Entsprechungen nichtdigitaler Räume sowohl eine vorhandene Struktur wie auch eine Grenze auf. Sie ähneln nichtdigitalen Räumen darin, dass auch in ihnen (An) Ordnungsprozesse stattfinden und sie eine grundlegende Struktur und Begrenzung aufweisen, anhand derer ein Wechsel zwischen unterschiedlichen Sozialen Online-Netzwerken sichtbar und erfahrbar wird, so dass der Wechsel zwischen den digitalen Räumen den Subjekten durchaus deutlich ist.

Zugleich unterscheiden sich digitale Räume von nichtvirtuellen Räumen darin, dass sie die (An)Ordnung der Subjekte im Raum nicht offensichtlich und leiblich erfahrbar machen. Wer sich wann mit wem innerhalb digitaler Räume bewegt – wie also die Struktur des digitalen Raumes zu einem bestimmten Zeitpunkt von den Subjekten wahrgenommen wird – bleibt je nach softwarebasierter Gestaltung des Raumes mehr oder weniger unklar. Damit wird die Syntheseleistung ebenso wie der Platzierungsprozess noch einmal deutlich expliziter zu einer Aufgabe der Subjekte. Dies bedeutet für sozialpädagogische Kontexte, dass den Räumen und deren Gestaltung eine ganz wesentliche Bedeutung zukommt, da sowohl Erzieher wie auch Zöglingssubjekt sich unter Umständen in digitalen Räumen nicht, nicht wissentlich oder ganz ungewollt begegnen.

7 Dies umfasst die Hardware der Nutzer*innen ebenso wie die der Anbieter*innen und Service-Provider.

Herausforderungen digitaler Räume für sozialpädagogisches Ortshandeln

Aufgrund der Differenz von digitalen Räumen und anderen sozialen Räumen ist davon auszugehen, dass digitale und nichtdigitale Räume von den Subjekten unterschiedlich erfahren werden. Für die Frage, ob und wie sozialpädagogische Orte sich im digitalen Raum realisieren lassen, sind mindestens zwei Aspekte bedeutsam. Zum einen die binäre Differenz von Teilhabe an einem digitalen Raum und zum anderen die potenziell dauerhafte Präsenz der digitalen Räume.

Die binäre Differenz von *in* und *out*

Digitale Räume und deren Grenzen ermöglichen kaum fließende Übergänge. Die Teilhabe an einem digitalen Raum lässt sich in die binäre Differenz von drinnen und draußen, von *in* und *out* differenzieren. Die Konstitution nichtvirtueller Räume dagegen ist an materiell-physische Entsprechungen des Raumes geknüpft und weist in der Regel einen Ortsbezug auf. Ein Ort ist zunächst „eine Stelle, konkret benennbar, meist geographisch benennbar“ (Löw 2020, 156), welche „raumkonstituierenden Elementen die Möglichkeit [bietet, M.W.], dort gelagert zu werden“ (ebd., 156). Diese Orte und materiell-physischen Entsprechungen von Räumen sind in Verbindung mit der Bewegung der Subjekte in den *Bahnrräumen* (vgl. Löw 2020, 156ff.) eingebunden in ständige Platzierungsprozesse der Subjekte. Raumkonstitution vollzieht sich als Prozess in der Gleichzeitigkeit von Platzierung und Syntheseleistung und mit der Bewegung des Subjekts zwischen zwei Räumen oder Platzierungen wiederholen sich diese Prozesse immer wieder. In jedem neuen Platzierungsprozess und jeder neuen Syntheseleistung kann eine Annäherung an einen Ort einerseits und eine Platzierung in der Peripherie eines Raums stattfinden. Diese Prozesse ermöglichen eine Annäherung an Orte und Räume und damit jeweils die Aneignung des Ergebnisses der vorausgegangenen Platzierung und Syntheseleistung.

Digitale Räume bieten solche Annäherungsprozesse kaum. Entweder man ist in den jeweiligen digitalen Raum eingetreten oder man ist es nicht. Bereits Ende der 1990er Jahre wurde der nicht vorhandene Prozess der Annäherung mit der überraschten Frage „Bin ich da schon drin, oder was?“⁸ in der Werbung eines großen Internetanbieters verdeutlicht. Einen Blick auf den Raum von außerhalb, ein langsames und vorsichtiges Herantasten an den Raum ist in digitalen Räumen nur bedingt möglich. Eine WhatsApp-Gruppe lässt sich nicht aus der Distanz beobachten. Dagegen ermöglichen es Räume, die über eine materiell-physische Entsprechung verfügen, sich ihnen anzunähern und damit in der Annäherung bereits mit der Aneignung des Ortes zu beginnen. Dies ermöglicht es, der Bedro-

8 <https://www.youtube.com/watch?v=4XlWVMYeP4I>

hung der Subjektivität durch den Ort schrittweise durch gelingende Aneignungsprozesse zu begegnen. Ähnlich dem Scheinriesen aus „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ verliert der Ort an Bedrohlichkeit durch einen schrittweisen Annäherungs- und Aneignungsprozess (vgl. Ende 1990, 124ff.).

Für sozialpädagogische Orte sind diese Annäherungen als Teil der Aneignungsprozesse in dem Begriff des „Oszillieren zwischen der Innenwelt des Ortes und der gesellschaftlichen Außenwelt“ (Winkler 1988, 299) beschrieben. Gerade dort, wo Aneignungsprozesse zu scheitern drohen, ist die Möglichkeit des Rückzugs und einer erneuten Annäherung, der Wechsel zu einer bekannten oder weniger die Subjektivität bedrohenden Platzierungskonstellation die Grundlage für den Erhalt des Modus der Identität des Subjekts. Die Gestaltung des sozialpädagogischen Ortes im digitalen Raum steht vor der Herausforderung, diesen so zu gestalten und immer wieder anzupassen, dass er im digitalen Raum schrittweise Aneignungsprozesse ermöglicht, die das Subjekt nicht überfordern.

Die dauerhafte Präsenz digitaler Räume

Die binäre Differenzierung zwischen *in* und *out* geht dabei einher mit einer zweiten Herausforderung der sozialpädagogischen Gestaltung digitaler Räume – deren dauerhafter Präsenz.

Räume mit einer materiell-physischen Entsprechung bieten die Möglichkeit, diese zeitweise zu verlassen oder sie sogar gänzlich hinter sich zu lassen. Darin liegt ein Moment der Entlastung von der Aneignungsaufgabe und eine Möglichkeit, mit dem Scheitern von Aneignungsprozessen umzugehen. Eine Ortsveränderung ermöglicht dem Subjekt einen neuen Ort anzueignen oder den Aneignungsprozess zu unterbrechen (vgl. ebd., 297; Winkler 2009). Sozialpädagogische Leistungen zeichnen sich zum Teil durch eine solche Ortsveränderung aus. So können die stationären Erziehungshilfen fast prototypisch als eine Ortsveränderung gelten, die das Subjekt von den Orten entfernt, die seine Subjektivität schädigen und die das Subjekt aus eigener Kraft nicht mehr verlassen kann (vgl. Trede & Winkler 2006).

Digitale Räume dagegen konstituieren sich vor allem durch kommunikative Akte, begleiten den Wechsel des materiell-physischen Ortes selbst und bleiben unabhängig von der territorialen Verortung des Subjekts als sozialer Raum bestehen. Sie können somit dauerhaft präsent sein. Für die Gestaltung sozialpädagogischer Orte gilt es, die Möglichkeit der dauerhaften Präsenz digitaler Räume zu bedenken. Die dauerhafte Präsenz digitaler Räume ist dabei in zwei Dimensionen bedeutsam.

Erstens wirkt sie in den materiell-physischen sozialpädagogischen Ort hinein, so dass an diesem ein Bruch mit den bisherigen Lebenswelten nicht mehr in dem Maße und der Radikalität vollzogen werden kann, wie es historisch beispielsweise die Anstaltserziehung tat (vgl. Witzel 2015, 125). Diesen Bruch dort herzustellen

len, wo das Subjekt nicht mehr selbst dazu in der Lage ist über seine Lebensbedingungen zu verfügen, wird dann erschwert, wenn sich die Bedingungen des Modus der Differenz auch aus der Teilhabe an digitalen Räumen ergeben. Der sozialpädagogische Ort kann dann unter Umständen seine Aufgabe nicht mehr erfüllen, nämlich dem Subjekt Bedingungen zur schaffen, unter denen es seine Subjektivität erfahren kann.

Zweitens kann die dauerhafte Präsenz digitaler Räume dann problematisch werden, wenn der sozialpädagogische Ort im digitalen Raum realisiert wurde. Gelingt es dem Subjekt nicht, den sozialpädagogischen Ort wieder zu verlassen, ihn im Prozess der Aneignung obsolet zu machen, kann gerade dadurch das Scheitern des Aneignungsprozesses begründet sein (vgl. Winkler 1988, 280f.). Auch hier ist es notwendig, den sozialpädagogischen Ort immer wieder neu zu gestalten und anzupassen und zugleich dem Subjekt die Möglichkeit zu geben, den Ort zu überwinden.

Die grundsätzliche Relevanz digitaler Räume in den Lebenswelten der Subjekte macht jedoch deutlich, dass diese auch in sozialpädagogischen Kontexten nicht zu ignorieren sind. Digitale Räume müssen grundsätzlich in sozialpädagogischen Handlungszusammenhängen berücksichtigt werden. Die dauerhafte Präsenz des digitalen Raums wird so zu einer Herausforderung für die Gestaltung des sozialpädagogischen Ortes. Denn eine Gestaltung und eine Überprüfung hinsichtlich ihrer Potenziale, dem Subjekt gelingende Aneignungsprozesse zu ermöglichen, erfordern nicht nur die materiell-physisch erfahrbare Räume, sondern auch die digitalen Räume. Sozialpädagogisches Ortshandeln enthält somit eine Dimension im digitalen Raum.

Anstelle eines Schlusses

Die dargelegten Überlegungen lassen keine abschließenden Schlüsse zu, welche Bedeutung der qualitativen Veränderung des Raums für ein Verständnis von Sozialpädagogik als Ortshandeln zukommt. Stattdessen weisen sie auf die besonderen Herausforderungen hin, die einem solchen Verständnis von Sozialpädagogik mit Blick auf digitale Räume gegenüberstehen. Keineswegs scheinen die Überlegungen zum sozialpädagogischen Ort durch die Entstehung digitaler Räume obsolet zu werden. Allerdings weisen die Überlegungen vor dem Hintergrund der Relevanz digitaler Räume in den Lebens- und Alltagswelten der Menschen auf die Notwendigkeit, sich mit diesen in Prozessen sozialpädagogischen Ortshandelns auseinanderzusetzen.

Keineswegs ausreichend ist dann eine Reduzierung der sozialpädagogischen Auseinandersetzung auf Online-Beratungsangebote als Ressource oder Soziale On-

line-Netzwerke als Risiken des Handelns. Vielmehr muss die Interdependenz zwischen digitalen Räumen und den anderen Aspekten der Lebenswelten unter den Bedingungen von Mediatisierungsprozessen in den Blick genommen werden. Digitale Räume sind Teil der Lebenswelten.

Begreift man sozialpädagogisches Handeln als Ortshandeln, spielt die Gestaltung des Ortes eine herausragende Bedeutung. Gerade die beiden benannten Dimensionen digitaler Räume machen deutlich, dass diese eine veränderte Qualität von Räumen beschreiben. Die am Beispiel der binären Differenz von *in* und *out* und der potenziell dauerhaften Präsenz digitaler Räume beschriebene Differenz zu nicht-digitalen Räumen verweist auf eine andere Erfahrung, ein anderes Erleben des Raumes und seiner Grenzen.

Digitale Räume erfordern damit eine Thematisierung in ihrem jeweiligen Verhältnis zu den Bedingungen der Subjektivität. Weder kann sozialpädagogisches Ortshandeln digitale Orte als Teil der Lebenswelten ignorieren noch diese ausschließlich als sozialpädagogische Orte konstruieren, die unabhängig von digitalen Räumen seien. Vielmehr stellen digitale Räume bereits eine gesellschaftliche Realität dar, die auch für die sozialpädagogische Gestaltung von Orten von Bedeutung ist. Dies kann bedeuten die digitalen Räume nicht an sozialpädagogische Orte vordringen zu lassen, welche die Subjektivität schädigen; dort wo es für das Bestehen der Subjekte notwendig ist einen Bruch mit dem digitalen Ort zu vollziehen. Zugleich gilt es die Subjekte in der Aneignung der digitalen Räume zu unterstützen, die ihnen ermöglichen den Modus der Differenz zu überwinden. Die Vielzahl der für das Individuum bedeutsamen digitalen Räume grundsätzlich im pädagogischen Ortshandeln mitzudenken stellt eine hohe Anforderung dar.

Sozialpädagogisches Ortshandeln in digitalen Räumen muss deren Eigenheiten bedenken und differenzieren. Für digitale Räume lassen sich zwei mögliche Handlungsansätze differenzieren, wie digitale Räume zu sozialpädagogischen Orten werden können.

Zum einen besteht die Möglichkeit, in bereits bestehenden digitalen Räumen gestaltend zu agieren und die (An)Ordnung der Menschen und sozialen Güter zu verändern, also Syntheseleistungen und Platzierungsprozesse zu initiieren. Ein solches Vorgehen läuft allerdings immer Gefahr, Grenzen zu überschreiten oder zu Entgrenzungsprozessen zu führen. Wo Sozialpädagog*innen in WhatsApp-Familiengruppen Mitglied werden, besteht keine Möglichkeit des Rückzugs mehr – weder für die Familie noch für die Professionellen.

Als weitere Option können sozialpädagogische Orte als eigener digitaler Raum geschaffen werden. Digitale Kommunikationsmöglichkeiten in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe oder Online-Beratungsangebote können hier konkrete Beispiele sein. Diese existieren in der Regel aber nur bedingt und vor allen Dingen nicht ausschließlich in den Lebenswelten der Subjekte. Diese Angebote können

andere Soziale Online-Netzwerke und Kommunikationszusammenhänge nicht ersetzen, sondern lediglich ergänzen.

Während sozialpädagogisches Ortshandeln in nichtdigitalen Räumen inzwischen stark ausdifferenziert ist und damit eine große Breite an sozialpädagogischen Orten geschaffen hat, bleibt das digitale Ortshandeln noch auf eher wenige Bereiche bezogen. Dass es einer vermehrten Auseinandersetzung auch mit digitalen Orten in Disziplin und Profession bedarf, scheint unter dem hier zugrunde gelegten theoretischen Zugang offensichtlich. Eine solche Auseinandersetzung ist einerseits die Grundlage, um digitale Räume sozialpädagogisch zu gestalten, andererseits Bedingung eines umfassenden Verständnisses der Lebens- und Umwelten der Subjekte.

Für eine theoriesystematische Auseinandersetzung um die Frage der Bedeutung digitaler Räume für sozialpädagogisches Ortshandeln scheint insbesondere eine Auseinandersetzung mit der von Winkler entwickelten Typologie sozialpädagogischer Orte in zukünftigen Diskussionen gewinnbringend zu sein (vgl. Winkler 1988, 297ff.). Insbesondere Fragen zur räumlichen und zeitlichen Entgrenzung sowie zu den Zugängen und Möglichkeiten der Überwindung sozialpädagogischer Orte scheinen für diese Diskussionen bedeutsam.

Quellenangaben

- boyd, danah (2011): White Flight in Networked Publics: How Race and Class Shaped American Teen Engagement with MySpace and Facebook. In: Nakamura, Lisa & Chow-White, Peter (Hrsg.): *Race after the Internet*. New York, NY: Routledge, 203-222.
- Deinet, Ulrich (2009): „Aneignung“ als Bildungskonzept sozialräumlicher Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): *Sozialräumliche Jugendarbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 143-160.
- Deinet, Ulrich (2010): Aneignung öffentlicher und virtueller Räume durch Jugendliche. In: Cleppien, Georg & Lerche, Ulrike (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Medien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 37-51.
- Ende, Michael (1990): *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer*. Stuttgart & Wien: Thienemann.
- Hipfl, Brigitte (2004): Mediale Identitätsräume. Skizzen zu einem ‚spatial turn‘ in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. In: Hipfl, Brigitte; Klaus, Elisabeth & Scheer, Uta (Hrsg.): *Identitätsräume*. Bielefeld: transcript Verlag, 16-50.
- Klein, Alexandra (2007): Soziales Kapital online: Soziale Unterstützung im Internet. Eine Rekonstruktion virtualisierter Formen sozialer Ungleichheit. Bielefeld: Universität Bielefeld. Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:361-12601> (Abrufdatum: 22.08.2011).
- Lingg, Eva & Stiehler, Steve (2010): Ort. In: Reutlinger, Christian; Fritsche, Caroline & Lingg, Eva (Hrsg.): *Raumwissenschaftliche Basics*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 181-190.
- Löw, Martin (2020): In welchen Räumen leben wir? Eine raumsoziologisch und kommunikativ konstruktivistische Bestimmung der Raumfiguren Territorialraum, Bahnenraum, Netzwerkraum und Ort. In: Reichertz, Jo (Hrsg.): *Grenzen der Kommunikation – Kommunikation an den Grenzen*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 149-164.
- Löw, Martina & Sturm, Gabriele (2019): Raumsoziologie: Eine disziplinäre Positionierung zum Sozialraum. In: Kessler, Fabian & Reutlinger, Christian (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 3-21.

- Masson, Silke (2016): Die Mittelschicht in benachteiligten Stadtteilen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Tillmann, Angela (2010): Medienwelt. In: Reutlinger, Christian; Fritsche, Caroline & Lingg, Eva (Hrsg.): Raumwissenschaftliche Basics. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 149-157.
- Trede, Wolfgang & Winkler, Michael (2006): Stationäre Erziehungshilfen: Heim, Wohngruppe, Pflegefamilie. In: Krüger, Heinz-Hermann & Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Einführung in die Arbeitsfelder des Bildungs- und Sozialwesens. Opladen [u.a.]: Budrich, 251-266.
- Unger, Alexander (2010): Virtuelle Räume und die Hybridisierung der Alltagswelt. In: Grell, Petra; Marotzki, Winfried & Schelhowe, Heidi (Hrsg.): Neue digitale Kultur- und Bildungsräume. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 99-117.
- Winkler, Michael (1988): Eine Theorie der Sozialpädagogik. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winkler, M. (1999): Ortshandeln: Die Pädagogik der Heimerziehung. In: Colla, H. E. (Hrsg.): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied: Luchterhand, 307-323.
- Winkler, Michael (2009): Der pädagogische Ort. In: Macha, Hildegard; Witzke, Monika; Ladenthin, Volker; Meder, Norbert; Uhlendorff, Uwe; Allemann-Ghionda, Cristina & Mertens, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Erziehungswissenschaft. Verlag Ferdinand Schöningh, 581-619.
- Winkler, Michael (2013): Kritische Soziale Arbeit – Anmerkungen zu Möglichkeiten und Grenzen einer Idee. In: Hünersdorf, Bettina & Hartmann, Jutta (Hrsg.): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 145-164.
- Winkler, Michael (2021): Eine Theorie der Sozialpädagogik: Neuauflage mit einem neuen Nachwort. Herausgegeben von Gaby Flösser und Marc Witzel. Weinheim: Juventa Verlag.
- Witzel, Marc (2015): Digitale Medien in der stationären Erziehungshilfe zwischen lebensweltlichen und institutionellen Kontexten. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas & Seelmeyer, Udo (Hrsg.): Mediatisierung (in) der Sozialen Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 115-129.
- Zillien, Nicole (2009): Digitale Ungleichheit: Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Philipp Waag

Digitalisierung als komplexer Gestaltungsspielraum: Eine systemtheoretische Bestimmung disziplinärer und praktischer Herausforderungen in der Sozialen Arbeit

Zusammenfassung

Obwohl die Konstruktion und Adaption von Theorien der Sozialen Arbeit in der eigenen Disziplin und ihren Vorläufern auf eine lange Tradition blickt, wirkt ihre Theoriearbeit im Kontext der Digitalisierung bislang erstaunlich blass. Vielfach erfolgt die innerdisziplinäre Annäherung an Digitalisierungsphänomene vor allem als Interpretation fremdtheoretischer Zugänge. Dies erschwert einen selbstbewussten, primär an fachlichen Kriterien orientierten Digitalisierungsdiskurs und lässt schlechte Forderungen nach einer forcierten Digitalisierung in den Organisationen der Sozialen Arbeit ähnlich plausibel erscheinen wie ihre voreilige Ablehnung. Als externes Theorieangebot betont die soziologische Systemtheorie die Kontingenz der Techniknutzung ebenso wie jene des Technikverzichts und bestimmt die Digitalisierung in der Sozialen Arbeit damit als komplexen Gestaltungsspielraum für die organisierte Praxis.

1 Einleitung

„Und der Verdacht liegt dann nahe, daß die Semantik der Rationalität wie ein Singen und Pfeifen im Dunkeln praktiziert wird, um Unsicherheit und Angst zu vertreiben.“
(Luhmann 2019a, 329)

Im Anschluss an Bommers und Scherr (2012) versteht sich der vorliegende Text als Beitrag zu einer Soziologie der Sozialen Arbeit. Als soziologische Fremdbeschreibung bietet er im Kontext der Digitalisierung einerseits Anregungen für die Disziplin der Sozialen Arbeit, deren Theoriearbeit in Anbetracht der umfassenden gesellschaftlichen Wirkung der Digitalisierung bislang erstaunlich unbeteiligt wirkt (vgl. Kutscher 2020, 52). Andererseits empfiehlt er der organisationalen Praxis, Digitalisierung als ergebnisoffenen Gestaltungsspielraum zu bestimmen. Indem digitale und hybride Möglichkeiten der Leistungserbringung als Alternativen in den Blick geraten, wirken analoge Praktiken zunehmend kontingent und der Selektionszwang von Organisationen nimmt zu. Zwar entsteht dadurch grund-

sätzlich die Möglichkeit, neben der Sinnhaftigkeit der Initiierung von Digitalisierungsvorhaben auch die Angemessenheit etablierter oder neuer analoger Praktiken zu verhandeln. Dieses Potenzial bleibt bislang jedoch ungenutzt, nicht zuletzt aufgrund der ausbleibenden reflexionstheoretischen Auseinandersetzung mit der Digitalisierung.

Anstatt Digitalisierung als umfassende Komplexitätssteigerung der Gesellschaft ernst zu nehmen, mit der es selbstbewusst umzugehen gilt, verkürzt sich der Diskurs innerhalb der Sozialen Arbeit allzu oft auf die Fragen: Technikeinsatz ja oder nein und wenn ja, dann wie? Die Forschungsförderung forciert diese Engführung, indem sie ausschließlich den Technikeinsatz fördert und der Sozialen Arbeit lediglich die Wahl des passenden Einsatzortes lässt (vgl. BMBF 2018). Der primäre Fokus von Forschungsvorhaben im Kontext der Digitalisierung liegt somit auf der Einführung und der Akzeptanzförderung technischer Innovationen (vgl. Hagen u.a. 2020). Gesellschaftliche Herausforderungen von Inklusions- und Exklusionsverhältnissen, für die sich die Soziale Arbeit primär interessiert (vgl. Bommers & Scherr 2012), spielen lediglich eine sekundäre Rolle.

Die systemtheoretische Gesellschafts- und Organisationstheorie kann auf die „Komplexitätsvergessenheit“ (Nassehi 2018, 20)¹ des bisherigen Digitalisierungsdiskurses in der Sozialen Arbeit aufmerksam machen und zugleich darauf hinweisen, dass analoge, digitale und hybride Möglichkeiten der professionellen Bearbeitung von Hilfsbedürftigkeit prinzipiell gleichermaßen kontingent erscheinen, sodass sich ihre fachliche Angemessenheit an disziplineigenen Kriterien messen lassen muss. Den fachlichen Sinn und Unsinn der Nutzung digitaler Technologien oder des Verzichts hierauf können die Organisationen der Sozialen Arbeit in ihren Entscheidungsprozessen aber nur dann ausreichend berücksichtigen, wenn ihnen die Disziplin grundagentheoretische Kriterien zur Verfügung stellt. Andernfalls droht das notwendige Gerangel mit organisational zu berücksichtigenden Relevanzkriterien anderer gesellschaftlicher Teilbereiche (etwa jenen der Wirtschaft und der Politik) auf Kosten der Sozialen Arbeit auszubleiben.

2 Reflexionstheorien und Fremdbeschreibungen gesellschaftlicher Teilsysteme

Für die wissenschaftliche Beschreibung gesellschaftlicher Teilsysteme, wie der Politik, der Wirtschaft, des Rechts, der Erziehung, der Wissenschaft oder eben der

1 Unter Komplexitätsvergessenheit subsumiert Nassehi „solche Denkungsarten, die nach dem einen Hebel suchen, die einlinige Erklärungen abgeben, die die Einwirkungsmöglichkeiten auf die Gesellschaft überschätzen, die mit einem Grundprinzip arbeiten oder einen wünschenswerten Zustand der Welt kennen“ (2018, 20).

sozialen Hilfe,² sowie der Digitalisierung³ in diesen Systemen lassen sich grundlegend zwei Möglichkeiten unterscheiden: Die Teilsysteme der Gesellschaft beschreiben sich im Rahmen von Reflexionstheorien selbst oder sie werden aus Sicht einer wissenschaftlichen Disziplin, wie der Soziologie, fremdbeschrieben.⁴ Im Kontext von Luhmanns Systemtheorie hat André Kieserling (2004) diese Differenz besonders deutlich herausgearbeitet. Demnach orientieren sich Reflexionstheorien der Teilsysteme zwar an der Einhaltung wissenschaftlicher Kriterien, bleiben aber trotz des „immensen Aufwand[s] an Tagungen und Zeitschriften, Lehrstühlen und Publikationen“ (Kieserling 2004, 73) „Theorien des Systems im System“ (Luhmann 1990a, 471).⁵ Dies wird daran deutlich, dass eine Reflexionstheorie die positive Selbsteinschätzung des Systems, das sie beschreibt, übernimmt, sich mit seinen Zielen und Institutionen identifiziert und dies zum Ausgangspunkt ihrer Selbst- und Fremdbeobachtungen macht (vgl. Luhmann 1997, 965; Kieserling 2004, 54-68). Eine Reflexionstheorie gilt als „Komponente der Selbstorganisation“ (Luhmann 2002, 202) eines Funktionssystems, als „Medium zur Identitätsstiftung“ (Domes & Sagebiel 2016, 49). Auf diese Weise unterstützen Reflexionstheorien der Sozialen Arbeit die Praxis dabei, „die Komplexität von Lebensentwürfen, Situationen und Problemlagen, mit denen Sozialarbeitende konfrontiert sind, zu reduzieren“ (Brielmaier 2019, 529).

Fremdbeschreibungen der systemtheoretischen Gesellschaftstheorie interessieren sich hingegen ausschließlich für die gesellschaftliche Funktion der verschiedenen

2 Ob Soziale Arbeit als eigenständiges Funktionssystem bestimmt werden kann, ist innerhalb der Systemtheorie strittig (vgl. Luhmann 1997, 633f.). Im vorliegenden Text wird Soziale Arbeit, anders als bei Bommes und Scherr (2012, 142ff.) oder bei Stichweh (2016, 68f.), als professioneller Kern eines Funktionssystems der sozialen Hilfe verstanden (vgl. zuerst Baecker 1994). Zur sozialen Hilfe (nicht aber zur professionellen Sozialen Arbeit) zählen zudem sekundäre Leistungsrollen (vgl. Stichweh 1988, 281ff.) in Form ehrenamtlicher Hilfen sowie soziale Alltagshilfen in Familien, Freundes- und Bekanntenkreisen oder unter Fremden.

3 Der Digitalisierungsbegriff dient hier der Bezeichnung der vielfältigen kommunikativen Auswirkungen der zunehmenden Verwendung von Digitaltechnik, die analoge Werte erfasst und diese in digitale Daten umwandelt, sie speichern, übertragen und algorithmisch verarbeiten kann. Die Ergebnisse dieser Verarbeitungsprozesse reichen von der relativ simplen Übermittlung einer Nachricht an das Gerät eines Empfängers bis hin zu Big-Data-Analysen, deren Ergebnisse auch in der Sozialen Arbeit Entscheidungsfindungsprozesse verändern können (vgl. Schrödter u.a. 2020). Dabei kommt es nicht zur vollumfänglichen Digitalisierung der Gesellschaft, denn das würde den Verzicht auf analoge Formate bedeuten. Vielmehr digitalisieren sich einzelne Praktiken *innerhalb* der Gesellschaft, ohne dass analoge Möglichkeiten der Kommunikation dadurch verschwinden. Dies ebnet den Weg für hybride Formate, wie das Blended Counseling (vgl. Engelhardt & Reindl 2016).

4 Im Sinne Thorngates (1976) gilt dabei, dass jede Theorie nur zwei von drei Kriterien erfüllen kann: allgemeine Anschlussfähigkeit, Genauigkeit und Einfachheit. „Je allgemeiner eine Theorie zu sein versucht, desto unvollständiger wird sie, je einfacher, desto falscher, und je genauer, desto unverständlicher“ (Baecker 2016a, 119).

5 Soziologische Beschreibungen der Wissenschaft gelten demnach als interne Reflexionstheorien des Wissenschaftssystems (vgl. Kieserling 2004, 51).

Teilsysteme, ohne diese normativ oder gar moralisch zu bewerten (vgl. Nassehi 2019a). Im Sinne der Tradition einer soziologischen Aufklärung, die die Funktionssysteme über sich selbst sowie über die Gesellschaft, in der sie sich befinden, informiert, kann der Mehrwert einer soziologischen Analyse für die Disziplin und die Praxis der Sozialen Arbeit ebenfalls darin bestehen, „die Komplexität der Welt [besser] zu erfassen und zu reduzieren“ (Luhmann 1991a, 67; vgl. Bommers & Scherr 2012, 22; Nassehi 2019b, 327). Als Beobachtung zweiter Ordnung tritt eine soziologische Beschreibung dabei in kritische Distanz zu ihrem Gegenstand, was in dem beschriebenen System allerdings Befremden und Ablehnung provozieren kann (vgl. z.B. Staub-Bernaconi 2000; Kieserling 2004, 62; von Stetten 2018).⁶

Eine soziologische Beobachtung der Digitalisierung in der Sozialen Arbeit, die sich außerhalb des beschriebenen Systems verortet, grenzt sich demnach explizit ab von reflexionstheoretischen Analysen, die Digitalisierung anhand sozialarbeiterischer Relevanzkriterien in den Blick nehmen (vgl. Bommers & Scherr 2012, 42f.). Weder die eine noch die andere Perspektive gilt dabei als grundsätzlich besser, es handelt sich vielmehr um gleichwertige, aber andersartige Beobachterpositionen innerhalb einer polykontexturalen Gesellschaft (vgl. Luhmann 1990a, 634). Als Theorien des Systems im System sind Reflexionstheorien in ihren eigenen Systemen freilich immer anschlussfähiger als externe Fremdbeschreibungen.

3 Soziale Arbeit und Digitalisierung: Reflexionstheoretische Flaute

Im Hinblick auf die Digitalisierung in der Sozialen Arbeit fällt dann zunächst auf, dass neben den instrumentellen Bezügen zu Theorien aus anderen Disziplinen, etwa der Techniksoziologie (vgl. Eßer 2020), der Medienpädagogik (vgl. Hoffmann 2020) oder der Medienwissenschaft (vgl. Cleppien & Hofman 2020), zu meist auch die Arbeit mit den eigenen Reflexionstheorien primär instrumentell erfolgt, insbesondere wenn sie der Rahmung empirischer Forschungsvorhaben dienen, in denen der Einsatz neuer Technologien gefördert werden soll (vgl. z.B. Lehmann & Voit 2020, 57f.). Die selbstbewusste Positionierung der eigenen Reflexionstheorien im Digitalisierungsdiskurs (vgl. z.B. Tillmann 2020), ihre Adaption oder gar die Entwicklung neuer Theorien bleibt dagegen zumeist aus (vgl. Rösch 2019 für eine praxisfeldbezogene Ausnahme). Bezeichnend hierfür ist auch die überarbeitete Neuauflage der „Theorien der Sozialen Arbeit“ von Helmut Lambers

⁶ Darüber hinaus gibt es auch in allen anderen Teilsystemen Fremdbeschreibungen der jeweils anderen Systeme. Diese orientieren sich vor allem an den Leistungen, die das jeweilige System für sie zur Verfügung stellt, also ihrerseits an systemeigenen Relevanzkriterien (vgl. Kieserling 2004, 55).

aus dem Herbst 2020, in deren Sachregister Begriffe wie „Computer“, „Internet“, „Digitalisierung“ oder „Mediatisierung“ weiterhin nicht auftauchen (vgl. Lambers 2020, 439ff.).

Während Beranek u.a. (2019) in ihrem Diskursüberblick *Digitalisierung und Soziale Arbeit* der „Digitalisierung aus der Perspektive von Sozialarbeitstheorien“ immerhin einen Abschnitt widmen (vgl. 231-235),⁷ endet die Suche im *Lehrbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*, abgesehen von wenigen professionstheoretischen Anmerkungen, indes vergeblich (vgl. Stüwe & Ermel 2019). Selbst das umfangreiche *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung* von Kutscher u.a. (2020) eröffnet zwar „vielfältige theoretische und empirische Perspektiven auf Digitalisierungsprozesse“ (Kutscher u.a. 2020, 10) und widmet sich im ersten Kapitel den bereits erwähnten, primär fremddisziplinären Zugängen. Die Suche nach ausschließlich reflexionstheoretisch fokussierten Beiträgen endet für theorieinteressierte Leserinnen und Leser jedoch eher enttäuschend. Selbst im mit *Forschung* überschriebenen siebten Teil des Handbuchs finden sich lediglich zwei Methoden-Beiträge sowie ein Beitrag mit internationalen Bezügen.

Was Beranek u.a. für die Ausbildung angehender Fachkräfte fordern, könnte demnach auch der disziplinären Arbeit an und mit den eigenen Reflexionstheorien ins Gästebuch geschrieben werden: „die gesellschaftliche, kulturelle Breite der Digitalisierung [...] [sollte] in den Blick genommen werden“ (2019, 239). Nur so kann die Praxis der Sozialen Arbeit ein reflexionstheoretisch gefestigtes Selbstverständnis im Umgang mit den Herausforderungen der Digitalisierung entwickeln und sich wappnen für das Gerangel aus politischen, ökonomischen und fachlichen Anforderungen (vgl. Kreidenweis 2020, 129). Welche Impulse kann die systemtheoretische Gesellschafts- und Organisationstheorie hierfür bieten?

4 Digitalisierung als organisationale Herausforderung

Die gesellschaftliche Funktion der sozialen Hilfe besteht in der (Wieder-)Herstellung, Aufrechterhaltung und stellvertretenden Wahrnehmung der selbstbestimmten Teilhabe hilfsbedürftiger Individuen und Gruppen an der Gesellschaft (vgl. Bommers & Scherr 2012, 144). Dabei ist die professionelle Bearbeitung von Hilfsbedürftigkeit durch die Soziale Arbeit immer eingebettet in Organisationen. Nur Organisationen können genügend Personen als Mitglieder rekrutieren, die zuverlässig und dauerhaft helfen und sich dabei organisationsspezifischen Anforderungen unterwerfen (vgl. Luhmann 1999, 36). Demnach sind es die Organisationen der Sozialen Arbeit, die darüber entscheiden, wie die Praxis mit der Digitalisierung umgeht und inwiefern sich im Prozess der *Selbstveränderung* (vgl. Muster & Büch-

⁷ Dort beschränken sie sich allerdings, ohne dies explizit zu begründen, auf lediglich zwei Theorien.

ner 2018, 258) auch die Leistungserbringung der Sozialen Arbeit sowie ihre organisationale Einbettung digitalisiert beziehungsweise hybridisiert (vgl. Seelmeyer & Waag 2020). Welche Relevanz sozialarbeiterische, ökonomische, politische oder auch ethische Kriterien hierbei spielen, kann in jedem Digitalisierungsprojekt innerhalb der betroffenen Organisation im Rahmen ihrer Möglichkeiten prinzipiell selbst bestimmt werden.

Aus organisationaler Sicht bewirkt die Digitalisierung demnach zunächst die Steigerung der Komplexität ihrer gesellschaftlichen Umwelt und damit die Steigerung der Möglichkeiten eigener, sinnvoller Kommunikationen und Handlungen (vgl. Luhmann 1990b, 62; Baecker 2017, 5).⁸ Indem die Digitalisierung analoge Praktiken zunehmend kontingent erscheinen lässt und innerhalb von Organisationen ihrerseits nur als kontingentes Phänomen auftreten kann, forciert sie den Selektionszwang der Organisationen sowie ihr Entscheidungsrisiko, „angesichts einer unbekanntem Zukunft nicht [zu] wissen, welche Selektion die richtige oder falsche ist“ (Baecker 1998, 26; vgl. Luhmann 1984, 47). Weil Organisationen nicht über alle Informationen verfügen können, die ihnen bereits im Vorhinein Auskunft darüber geben würden, welche Entscheidung sich im Nachhinein als richtig erweist, müssen sie sich in der Gegenwart festlegen und für ihre Festlegungen Verantwortung übernehmen (vgl. von Foerster 1993, 73f.).⁹ Dabei gilt, dass Entscheidungen die Unsicherheit ihrer Ausgangslage nicht eliminieren, sondern lediglich absorbieren. Indem eine Organisation Unsicherheit in vorübergehende, mehr oder weniger verbindliche Sicherheit transformiert, kann sie weiterarbeiten. Dass dies immer durch Entscheidungen geschieht, „garantiert eine ständige Regenerierung von Unsicherheit“ (Luhmann 2000, 216).

In diesem Sinne handelt es sich bei der Digitalisierung zunächst nicht um ein völlig neues Phänomen, denn die Absorption von Unsicherheit ist immer schon das Kerngeschäft von Organisationen (vgl. Luhmann 2000, 186), folglich auch von jenen der Sozialen Arbeit. Im Verhältnis zur gesellschaftlichen Umwelt lässt sich dies an ihrem Status als „Multireferenten“ (Wehrsig & Tacke 1992, 229ff.) verdeutlichen. Organisationen wie Beratungseinrichtungen, soziale Dienste in Krankenhäusern und Kommunen, Jugendzentren, Werkstätten für Menschen mit

8 Dass die moderne Gesellschaft zwingend eine komplexe Gesellschaft ist, in der alle gesellschaftlichen Phänomene kontingent sind, berücksichtigen mitunter auch die Reflexionstheorien der Sozialen Arbeit (vgl. z.B. Kleve 2000; Kleve 2016). Für das Verständnis der Digitalisierung wurde dies aber – soweit ich es überblicken kann – noch nicht fruchtbar gemacht. Im Übrigen argumentiert Kleve zwar durchgehend systemtheoretisch, im Hinblick auf die Differenz von Selbst- und Fremdbeschreibung scheint er auf eine bewusste Verortung jedoch zu verzichten und primär dazu zu tendieren, soziologische Überlegungen in eine sozialarbeiterische Reflexionstheorie zu überführen, was freilich nur auf Kosten der soziologischen Genauigkeit zu haben ist.

9 „Damit ist zugleich gesagt, dass Nichtwissen nicht durch Wissen reduziert werden kann, sondern nur durch Entscheidungen“ (Luhmann 2000, 186).

Behinderung, Wohnungslosenunterkünfte usw. können zwar in aller Regel *hauptsächlich* dem Teilsystem der sozialen Hilfe zugerechnet werden (vgl. Fußnote 2 auf S. 82), zugleich müssen sie bei ihrer Leistungserbringung aber die Kriterien weiterer Funktionssysteme berücksichtigen. So ist vor allem das Teilsystem der Wirtschaft mindestens sekundär an jeder Organisation beteiligt, die Lohn an ihre Mitglieder auszahlt, Räumlichkeiten mietet und Materialien anschafft (vgl. Luhmann 1997, 837; Luhmann 2000, 405f.).¹⁰ Ähnliches gilt für das Rechtssystem, da eine Organisation als „Rechtspersönlichkeit“ (Luhmann 2019b, 21) vertragliche Beziehungen eingehen kann und sich an geltende Gesetze halten muss (vgl. Teubner 1987). Zudem müssen die Organisationen der Sozialen Arbeit traditionellerweise die Anforderungen des politischen Systems und seines Wohlfahrtsstaates berücksichtigen (vgl. Bommers & Scherr 2012, 172ff.).¹¹ Somit befindet sich Soziale Arbeit immer schon in einem komplexen Geflecht aus verschiedenen, oft widersprüchlichen teilsystemischen Anforderungen, das weit über den prominenten Konflikt zwischen eigener Fachlichkeit und ökonomischer Rationalität der Dienstleistungserbringung hinausgeht (vgl. Stichweh 2016, 69f.). Ihre Reflexionstheorien können demnach nicht nur für ihre Fachkräfte in unmittelbaren Interaktionen mit Hilfsbedürftigen als komplexitätsreduzierende *Leuchttürme* fungieren, sondern prinzipiell auch jenen Organisationen Orientierung bieten, die die Soziale Arbeit in den unsicheren Gewässern der modernen Gesellschaft manövrieren und dabei immer auch an sich selbst denken (vgl. Baecker 2015, 10).¹²

5 Möglichkeiten des organisationalen Umgangs mit neuartiger Unsicherheit¹³

Neu erscheint im Zuge der Digitalisierung nun das Ausmaß des Komplexitätsschubs, der die Gesellschaft insgesamt erfasst, ihre „bisherigen Institutionen, Konventionen und Routinen“ (Baecker 2017, 5f.) herausfordert und darin laut Baecker nur mit der Einführung der Schrift und des Buchdrucks zu vergleichen sei (vgl.

10 Wenn eine Organisation der sozialen Hilfe nicht (mehr) staatlich alimentiert wird, sondern sich eigenständig refinanziert, ist sie ein (Sozial-)Unternehmen und damit primär eine Wirtschaftsorganisation (vgl. Kette 2019, 9).

11 Die Liste ließe sich um weitere teilsystemische Anforderungen ergänzen, etwa jenen der Religion (Caritas und Diakonie) und der Massenmedien (Öffentlichkeitsarbeit).

12 Dies schließt die Möglichkeit der Orientierung an verschiedenen *Leuchttürmen* mit widersprüchlichen Richtungsempfehlungen freilich nicht aus. (Reflexions-)Theorien sind ebenso kontingent wie alle anderen sozialen Phänomene (siehe auch Fußnote 3).

13 Hilfreiche Anmerkungen zu einer früheren Fassung dieses Abschnitts verdanke ich (in alphabetischer Reihenfolge) Diana Schneider, Konstantin Rink und Udo Seelmeyer.

Baecker 2017, 5f.).¹⁴ Weniger einschneidend formulieren bereits Wehrsig und Tacke (1992, 232): „Indem die Informatisierung die Verfügbarkeit von Informationen steigert, [...] wächst für jeden einzelnen Akteur das Ausmaß genuiner Unsicherheit [...].“

Wenn die Diagnose stimmt, dass innerhalb der Sozialen Arbeit reflexionstheoretische Analysen fehlen, die diesen Komplexitätsschub angemessen berücksichtigen, drängt sich die Frage auf, woran sich die Organisationen und ihrer Mitglieder in der Praxis orientieren können, um die neuartige Unsicherheit im Zuge der Digitalisierung zu absorbieren.

Übliche Wege dürften in der Berücksichtigung von Wahrscheinlichkeiten und Gegenwartsdiagnosen liegen, die sich als Narrative durchsetzen und organisationale Entscheidungen plausibilisieren sowie als rationale Zweck-Mittel-Konstruktionen darstellbar machen (vgl. Luhmann 2019a, 320).

Während Wahrscheinlichkeiten als „operativ wirksame Fiktionen“ (Arlt & Arlt 2020, 177) immer das Risiko ihres Nichteintreffens mitführen, selektieren Gegenwartsdiagnosen wie jene „der ‚Digitalisierung‘ [...] aus einer diffusen Wirklichkeit bestimmte Phänomene als signifikant, problematisieren diese als besonders relevant für die gesellschaftliche Zukunft und erzeugen auf diese Weise den Druck und die Motivation zu einem intervenierenden, die Zukunft gestaltenden Handeln“ (Alkemeyer & Buschmann 2019, 119f.). Wahrscheinlichkeiten und Gegenwartsdiagnosen fungieren damit als handlungsleitende Narrative für die Gestaltung von Zukunft (vgl. Alkemeyer & Buschmann 2019, 129). Systemeigene Beispiele hierfür sind etwa: „Die Sozialwirtschaft muss also zusehen, dass sie sich nicht aus der immer digitaler werdenden Mitte der Gesellschaft verabschiedet“ (Kreidenweis 2020, 74), „Es wird darum gehen, Sozialarbeit und Sozialpädagogik in der Welt neu zu denken“ (Pözl & Wächter 2019, 130), sowie: Der Technikscharub der Sozialarbeit verweise „höchstwahrscheinlich auf eine ziemlich radikale Umwandlung der Sozialarbeit selber“ (Halfar 2018, 184).

Je stärker solche Narrative im innerdisziplinären und massenmedialen Diskurs verbreitet werden (vgl. Muster & Büchner 2018, 253f.), desto stärker wird der Druck auf Organisationen, sich zwischen zwei dominanten Möglichkeiten zu entscheiden: Entweder so weiterzumachen wie bisher und dabei zu riskieren, als unzeitgemäß, weltfremd oder unbelehrbar kritisiert zu werden, ohne wissen zu können, ob diese Kritik berechtigt ist. Oder eigene Digitalisierungsmaßnahmen anzustoßen, obwohl zunächst unklar bleibt, ob sie sich aus fachlicher und organisationaler Sicht bewähren und mit welchen unintendierten Nebenfolgen sie einhergehen (vgl. Colingridge 1980; Gluckman & Hanson 2019, 177ff.).

¹⁴ Baeckers These von einer nächsten Gesellschaft (vgl. 2007; 2018) und die Kritik an ihr (vgl. Luhmann 1997, 1143ff.; Holzer & Fuhse 2010, 318ff.; Bommers & Tacke 2011, 13f.; Nassehi 2019b, 184f.) soll hier keine Rolle spielen.

Aus den vorangegangenen Überlegungen könnte sich für Organisationen der Sozialen Arbeit zusätzlich ein weiterer Weg des Umgangs mit der Digitalisierung ergeben, und zwar die prinzipielle Steigerung ihres Irritationspotenzials (vgl. Baecker 1998). Dies meint, „daß sie [...] zunächst einmal die Sensibilität in der Organisation für gesellschaftliche Probleme [bzw. Herausforderungen, PW] erhöhen [...], ohne von vornherein schon zu wissen, was daraus werden kann oder wie man sich, sei es innovativ, sei es eher konservativ, auf Irritationen dieses Typs einstellt“ (Luhmann 2020, 507).

Auf diese Weise entstünde für Organisationen ein Gestaltungsspielraum, in dem sie die Komplexität der Digitalisierung nicht neutralisieren, sondern selbstbewusst im „Modus eines unverbindlichen Tuns als ob“ (Arlt & Arlt 2020, 5) zelebrieren könnten (vgl. Miller-Kipp 2005; Esposito 2010, 165; Baecker 2016b, 154; Adamowsky 2018, 38f.). In Spielräumen gelten eigene „Gesetze und Gebräuche“ (Huizinga 2019, 21), innerhalb derer es möglich ist, „Disparates in versöhnende Formen [zu bringen]“ (Adamowsky 2015, 17). Bestimmten Organisationen die Auseinandersetzung mit der Digitalisierung als ergebnisoffenen Gestaltungsspielraum, würden sie sich Möglichkeiten eröffnen, facheigene und fachfremde Anforderungen anhand organisationseigener Relevanzkriterien in Einklang zu bringen. Der Konflikt zwischen Mitgliedern, die zur reflexhaften Ablehnung technischer Neuerungen tendieren, und jenen, die Innovationen befürworten, könnte entschärft werden. Entscheidungen für oder gegen den Technikeinsatz stünden dann unter expliziten Revisionsvorbehalt und analoge, digitale sowie hybride Formen der Bearbeitung sozialer Hilfsbedürftigkeit könnten ergebnisoffen erprobt werden.¹⁵

Dass die Schaffung irritationssteigernder Spielräume im Umgang mit komplexen Herausforderungen nicht nur auf einer abstrakten, systemtheoretischen Ebene passend erscheint, zeigen neben Konzepten wie der Regulatory Sandbox (vgl. Hagen 2020) auch die vielen Reallabore, die es in den Bereichen der sozial-ökologischen Forschung und der politischen Partizipationsforschung gibt (vgl. Bischof u.a. 2020). Zwar gilt hier häufig die Prämisse der Entwicklung technischer Innovationen als Maßstab (vgl. BMWi 2019; Hagen 2020, 167f.). Deutet man entsprechende Konzepte und Methoden grundsätzlicher, können sie jedoch einen Rahmen für ergebnisoffene Spielräume bieten, in denen die gesellschaftliche Komplexität der Digitalisierung ernst genommen wird. Innerhalb von Organisationen böten derartige Spielräume zudem einen Ort für (pädagogisch begleitete) Prozesse,

15 Mit der vielbeschworenen Gamification (vgl. Deterding u.a. 2011) hätte diese Art des Spielens ebenso wenig zu tun wie mit Serious Games (vgl. Gotto 2013, 139). Beiden ist daran gelegen, „Ambiguität, Spontanität und Flexibilität [...] aus einer Situation heraus[zu]regeln“ (Adamowsky 2015, 20) und bei den Spielerinnen und Spielern intendierte Verhaltensänderungen zu bewirken. Gibt es für Probleme lediglich eine legitime Lösung, mag der Einsatz solcher Methoden allerdings gerechtfertigt sein (vgl. Lehmann & Voit 2020, 56).

in denen die Auseinandersetzung mit der Digitalisierung in Rollen-, Theater- und angeleiteten Freispielen ebenso zulässig erscheint wie das Spielen mit Simulationen oder ein abgewandeltes Design Thinking, das neben dem Spielen mit Prototypen auch das Ausprobieren des Verzichts auf technische Neuerungen nicht scheut.

6 Schluss

Während in traditionellen Gesellschaften Neuerungen eher gefürchtet und als Abweichungen abgelehnt wurden, hat die moderne Gesellschaft in vielen Bereichen eine Präferenz für Neues entwickelt (vgl. Esposito 2016, 428; Luhmann 2020, 497ff.). Im Kontext der Digitalisierung gilt dies insbesondere für den Einsatz technischer Innovationen in allen gesellschaftlichen Teilbereichen. Dass die Praxis Sozialer Arbeit dabei oftmals zwischen Innovationspositivismus und reflexhafter Ablehnung zu schwanken scheint, dürfte auch daran liegen, dass ihre Disziplin bislang keine angemessenen reflexionstheoretischen Analysen der Digitalisierung erarbeitet hat.

Auch die hier vorgenommene systemtheoretische Bestimmung versteht sich als Fremdbeschreibung und damit als externes Theorieangebot, zu dem es sich innerhalb der Sozialen Arbeit zu positionieren gilt. Die Systemtheorie ist sich der begrenzten Anschlussfähigkeit ihrer Beobachtungen innerhalb einer polykontexturalen Gesellschaft bewusst und tut sich daher traditionellerweise schwer damit, anderen Funktionssystemen und ihren Organisationen konkrete Handlungsempfehlungen auszusprechen. Dessen ungeachtet unternimmt der vorliegende Text den Versuch, Digitalisierung in der Sozialen Arbeit als Herausforderung für die disziplinäre Theoriearbeit sowie das organisationale Entscheiden ihrer Praxis ernstzunehmen und für Letzteres vorzuschlagen, Digitalisierung als ergebnisoffenen Gestaltungsspielraum zu bestimmen. Die Entscheidung über die Angemessenheit dieses Vorschlags und seine versuchsweise Umsetzung kann nur innerhalb der Sozialen Arbeit getroffen werden.

Quellenangaben

- Adamowsky, Natascha (2015): Spiel und Wissenschaftskultur – Eine Anleitung. In: Dies. (Hrsg.): „Die Vernunft ist mir noch nicht begegnet“. Zum konstitutiven Verhältnis von Spiel und Erkenntnis. Bielefeld: transcript, 11-30.
- Adamowsky, Natascha (2018): Spiel/en. In: Feige, Daniel Martin; Ostritsch, Sebastian & Rautzenberg, Markus (Hrsg.): Philosophie des Computerspiels. Theorie – Praxis – Ästhetik. Stuttgart: J. B. Metzler, 27-42.
- Alkemeyer, Thomas & Buschmann, Nikolaus (2019): Das Imaginäre der Praxis. Einsatzstellen für eine kritische Praxistheorie am Beispiel von Gegenwartsdiagnosen. In: ÖZS (Suppl 2) 44, 117-138.
- Arlt, Fabian & Arlt, Hans-Jürgen (2020): Spielen ist unwahrscheinlich. Eine Theorie der ludischen Aktion. Wiesbaden: Springer VS.

- Baecker, Dirk (1994): Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie* 23(2), 93-110.
- Baecker, Dirk (1998): Einfache Komplexität. In: Ahlemeyer, Heinrich W. & Königswieser, Roswita (Hrsg.): *Komplexität Managen. Strategien, Konzepte und Fallbeispiele*. Frankfurt/M. & Wiesbaden: FAZ/Gabler, 21-50.
- Baecker, Dirk (2007): *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2015): *Postheroische Führung. Vom Rechnen mit Komplexität*. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Baecker, Dirk (2016a): Theoriarbeit. In: Ders.: *Wozu Theorie?* Berlin: Suhrkamp, 115-133.
- Baecker, Dirk (2016b): Das Spiel mit der Form. In: Ders. (Hrsg.): *Probleme der Form*, 2. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 148-158.
- Baecker, Dirk (2017): Wie verändert die Digitalisierung unser Denken und unseren Umgang mit der Welt? Ausgangspunkte einer Theorie der Digitalisierung. In: Gläß, Rainer & Leukert, Bernd (Hrsg.): *Handel 4.0. Die Digitalisierung des Handels – Strategien, Technologien, Transformation*. Wiesbaden: Springer Gabler, 3-23.
- Baecker, Dirk (2018): *4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt*. Leipzig: Merve.
- Beranek, Angelika; Hill, Burkhard & Sagebiel, Juliane Beate (2019): Digitalisierung und Soziale Arbeit – ein Diskursüberblick. In: *Soziale Passagen* 11(2), 225-242.
- Bischof, Andreas; Freiermuth, Mira Mariane; Storz, Michael; Kurze, Albrecht & Berger, Arne (2020): „Living Labs“ als Beispiel für die konzeptionellen Herausforderungen der Integration von Menschen in Technikentwicklung. In: Gransche, Brunso & Manzesche, Arne (Hrsg.): *Das geteilte Ganze. Horizonte Integrierter Forschung für künftige Mensch-Technik-Verhältnisse*. Wiesbaden: Springer VS, 285-304.
- Bommes, Michael & Scherr, Albert (2012): *Soziologie der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in Formen und Funktionen organisierter Hilfe*. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bommes, Michael & Tacke, Veronika (2011): Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag, 7-24.
- Brielmaier, Julia (2019): Berufstätige Sozialarbeitende und die Theorien der Sozialen Arbeit – empirische Befunde. In: *np* 6/2019, 527-543.
- BMBF (2018): *Forschung an Fachhochschulen, FH Sozial*. Online unter: <https://www.forschung-fachhochschulen.de/bekanntmachungen/fh-sozial> (Abrufdatum: 07.12.2020).
- BMW i (2019): *Freiräume für Innovationen. Das Handbuch für Reallabore*. Online unter: https://www.bmw.de/Redaktion/DE/Publikationen/Digitale-Welt/handbuch-fuer-reallabore.pdf?__blob=publicationFile (Abrufdatum: 07.12.2020).
- Cleppien, Georg & Hofman, Jana (2020): Ein sozialpädagogisches Remedium mit Digitalisierung? In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz Juventa, 58-73.
- Collingridge, David (1980): *The Social Control of Technology*. New York: St. Martin's Press.
- Detering, Sebastian; Dixon, Dan; Khaled, Rilla & Nacke, Lennart (2011): From Game Design Elements to Gamefulness: Defining Gamification. In: *Proceedings of the 15th international academic MindTrek conference: Envisioning future media environments*. Tampere, 9-15.
- Domes, Michael & Sagebiel, Juliane (2016): Theorien als Medium zur Identitätsbildung – Die Bedeutung der Person des/der Lehrenden in der Vermittlung von Theorien der Sozialen Arbeit. In: Borrmann, Stefan; Spatscheck, Christian; Pankofer, Sabine; Sagebiel, Juliane & Michel-Schwartz, Brigitta (Hrsg.): *Die Wissenschaft Soziale Arbeit im Diskurs. Auseinandersetzungen mit den theoriebildenden Grundlagen Sozialer Arbeit*. Opladen: Barbara Budrich, 49-69.
- Engelhardt, Emily M. & Reindl, Richard (2016): *Blended Counseling – Beratungsform der Zukunft?* In: *Resonanzen. E-Journal für biopsychosoziale Dialoge in Psychotherapie, Supervision und Beratung*, 4(2), 130-144.

- Eposito, Elena (2010): Ästhetik und Spiel. Formen der Kontingenz in der pluralen Realität. In: Pietraß, Manuela & Funiok, Rüdiger (Hrsg.): Mensch und Medien. Philosophische und sozialwissenschaftliche Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 159-177.
- Eposito, Elena (2016): Pläne und die Zukunft. In: Rammert, Werner; Windeler, Arnold; Knoblauch, Hubert & Hutter, Michael (Hrsg.): Innovationsgesellschaft heute. Perspektive, Felder und Fälle. Wiesbaden: Springer VS, 427-436.
- Eßer, Florian (2020): Wissenschafts- und Technikforschung: Erklärungspotenziale für die Digitalisierung der Sozialen Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela; Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 18-29.
- Foerster, Heinz von (1993): Ethik und Kybernetik zweiter Ordnung. In: Ders: KybernEthik. Berlin: Merve 164, 60-83.
- Gluckman, Peter & Hanson, Mark (2019): Ingenious: The Unintended Cost of Human Innovation. Harvard: Harvard University Press.
- Gotto, Lisa (2013): Serious games. Einleitung. In: Freyermuth, Gudolf S.; Gotto, Lisa; Wallenfels, Fabian (Hrsg.): Serious Games, Exergames, Exerlearning. Zur Transmedialisierung und Gamification des Wissenstransfers. Bielefeld: transcript, 139-144.
- Hagen, Julia (2020): Regulatory Sandboxes – Ein Instrument für digitale Innovationen im Gesundheitssektor. In: Pfannstiel, Mario A.; Kassel, Kristin & Rasche, Christoph (Hrsg.): Innovationen und Innovationsmanagement im Gesundheitswesen. Technologien, Produkte und Dienstleistungen voranbringen. Wiesbaden: Springer Gabler, 163-180.
- Hagen, Holger; Nitschke, Michél & Gaugisch, Petra (2020): Die Lenkung des forschenden Blicks: Zur Funktion von Sozialwissenschaften und Philosophie in der Technikentwicklung. In: Kaminsky, Carmen; Seelmeyer, Udo; Siebert, Scarlet & Werner, Petra (Hrsg.): Digitale Technologien zwischen Lenkung und Selbstermächtigung. Interdisziplinäre Perspektiven. Weinheim: Beltz Juventa, 153-184.
- Halfar, Bernd (2018): Internet der Dinge: Sendung ohne Mouse. In: Kreidenweis, Helmut (Hrsg.): Digitaler Wandel in der Sozialwirtschaft. Baden-Baden: Nomos, 179-194.
- Hoffmann, Bernward (2020): Medienpädagogik und Soziale Arbeit – kongruent, komplementär oder konträr im Umgang mit Digitalisierung und Mediatisierung. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 42-57.
- Holzer, Boris & Fuhse, Jan (2010): Netzwerke aus systemtheoretischer Perspektive. In: Stegbauer, Christian & Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 313-324.
- Huizinga, Johan (2019): Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, 26. Auflage. Reinbek: Rowohlt.
- Kette, Sven (2019): Geld regiert die Welt? Facetten und Dynamiken der Ökonomisierung. In: Apelt, Maja; Bode, Ingo; Hasse, Raimund; Meyer, Uli; Groddeck, Victoria von; Wilkesmann, Maximiliane & Windeler, Arnold (Hrsg.): Handbuch Organisationssoziologie. Wiesbaden: Springer, 1-20.
- Kieserling, André (2004): Die Soziologie der Selbstbeschreibung: Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie. In: Ders.: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 46-108.
- Kleve, Heiko (2000): Paradigmenwechsel in der Systemtheorie und postmoderne Sozialarbeit. In: Merten, Robert (Hrsg.): Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, 47-66.
- Kleve, Heiko (2016): Komplexität gestalten. Soziale Arbeit und Case-Management mit unsicheren Systemen. Heidelberg: Carl Auer.

- Kreidenweis, Helmut (2020): Sozialinformatik. Digitaler Wandel und IT-Einsatz in sozialen Organisationen, 3., überarbeitete Auflage. Baden-Baden: Nomos.
- Kutscher, Nadia (2020): Perspektiven und Fragen für sozialpädagogische Forschung im Kontext einer digitalisierten Sozialen Arbeit. In: Bielefelder Arbeitsgruppe 8 (Hrsg.): *Wie gehts weiter mit Forschung in der Sozialen Arbeit?* Lahnstein: Verlag neue praxis, 45-60.
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (2020): Einleitung – Hintergrund und Zielsetzung des Handbuchs. In: Dies. (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz Juventa, 9-16.
- Lambers, Helmut (2020): *Theorien der Sozialen Arbeit. Ein Kompendium und Vergleich*, 5., überarbeitete Auflage. Opladen: Budrich.
- Lehmann, Robert & Voit, Thomas (2020): Digitalisierung als Chance der Sozialen Arbeit – Ein Beispiel aus der Arbeit mit Menschen mit Behinderung. In: Kaminsky, Carmen; Seelmeyer, Udo; Siebert, Scarlet & Werner, Petra (Hrsg.): *Digitale Technologien zwischen Lenkung und Selbstermächtigung. Interdisziplinäre Perspektiven*. Weinheim: Beltz Juventa, 55-75.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990a): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990b): Haltlose Komplexität. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 59-76.
- Luhmann, Niklas (1991a): *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie Sozialer Systeme*, 6. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, 66-91.
- Luhmann, Niklas (1991b): *Soziologie des Risikos*. Berlin & New York: Walter de Gruyter.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1999): *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, 5. Auflage. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, Niklas (2000): *Organisation und Entscheidung*. Opladen & Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2019a): *Soziologische Aspekte des Entscheidungsverhaltens*. In: Lukas, Ernst & Tacke, Veronika (Hrsg.): *Niklas Luhmann: Schriften zur Organisation 2. Theorie organisierter Sozialsysteme*. Wiesbaden: Springer VS, 307-332.
- Luhmann, Niklas (2019b): *Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaftssystemen und Organisationssystemen*. In: Lukas, Ernst & Tacke, Veronika (Hrsg.): *Niklas Luhmann: Schriften zur Organisation 2. Theorie organisierter Sozialsysteme*. Wiesbaden: Springer VS, 3-10.
- Luhmann, Niklas (2020): *Sich im Undurchschaubaren bewegen. Zur Veränderungsdynamik hochentwickelter Gesellschaften*. In: Lukas, Ernst & Tacke, Veronika (Hrsg.): *Niklas Luhmann: Schriften zur Organisation 4. Reform und Beratung*. Wiesbaden: Springer VS, 497-509.
- Miller-Kipp, Gisela (2005): *Zufall, Selbstorganisation und Kreativität. Ein Versuch über ‚die Natur‘ des Spiels wider seine Pädagogisierung*. In: Bilstein, Johannes; Winzen, Matthias & Wolf, Christoph (Hrsg.): *Anthropologie und Pädagogik des Spiels*. Weinheim: Beltz, 273-291.
- Muster, Judith & Büchner, Stefanie (2018): *Datafizierung und Organisation*. In: Houben, Daniel & Priel, Bianca (Hrsg.): *Datengesellschaft. Einsichten in die Datafizierung des Sozialen*. Bielefeld: transcript, 253-277.
- Nassehi, Armin (2018): *Die letzte Stunde der Wahrheit. Kritik der komplexitätsvergessenen Vernunft*, 2. Auflage. Hamburg: kursbuch.edition.
- Nassehi, Armin (2019a): *Rethinking Functionalism. Zur Empiriefähigkeit systemtheoretischer Soziologie*. In: Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan & Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, 3. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 79-106.
- Nassehi, Armin (2019b): *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. München: C. H. Beck.

- Pözl, Alois & Wächter, Bettina (2019): Digitale (R)Evolution in sozialen Unternehmen. Praxis-Kompass für Sozialmanagement und Soziale Arbeit. Regensburg: Walhalla.
- Rösch, Eike (2019): Jugendarbeit in einem mediatisierten Umfeld. Impulse für ein theoretisches Konzept. Weinheim: Beltz Juventa.
- Schrödter, Mark; Bastian, Pascal & Taylor, Brian (2020): Risikodiagnostik und Big Data Analytics in der Sozialen Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 255-264.
- Seelmeyer, Udo & Waag, Philipp (2020): Hybridisierung personenbezogener sozialer Dienstleistungen. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 180-189.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2000): Machtblindheit und Machtvollkommenheit Luhmannscher Theorie. In: Merten, Robert (Hrsg.): Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, 225-242.
- Stetten, Moritz von (2018): Verfremdungsspiele. Zur Unterscheidung von vier Formen des systemtheoretischen Denkens. Weilerswist: Verbrück Wissenschaft.
- Stichweh, Rudolf (1988): Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. In: Mayntz, Renate; Rosewitz, Bernd; Schimank, Uwe & Stichweh, Rudolf (Hrsg.): Differenzierung und Verselbstständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. Frankfurt/M.: Campus, 261-293.
- Stichweh, Rudolf (2016): Die Soziologie und die Sozialarbeit. Die Profession der Inklusion in Gesellschaft. In: Ders.: Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld: transcript, 65-70.
- Stüve, Gerd & Ermel, Nicole (2019): Lehrbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Teubner, Günther (1987): Unternehmenskorporatismus. New Industrial Policy und das „Wesen“ der Juristischen Person. In: Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft 2, 61-85.
- Thorngate, Warren (1976): „In general“ vs. „it depends“: Some comments of the Gergen-Schlenker debate. In: Personality and Social Psychology Bulletin 2.4, 404-410.
- Tillmann, Angela (2020): Veränderte Lebenswelten im Zuge gesellschaftlicher Digitalisierungsprozesse. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 89-100.
- Wehrsig, Christof & Tacke, Veronika (1992): Funktionen und Folgen informatisierter Organisationen. In: Malsch, Thomas & Mill, Ulrich (Hrsg.): ArBYTE. Modernisierung der Industriesoziologie? Berlin: Ed. Sigma, 219-239.

II

Digitalisierung und sozialarbeiterische Profession

Fabian Hoose, Katrin Schneiders und Anna-Lena Schönauer

Von Robotern und Smartphones. Stand und Akzeptanz der Digitalisierung im Sozialsektor

Zusammenfassung

Die Digitalisierung der Arbeit schreitet in den letzten Jahren stark voran und hat mittlerweile auch das Feld sozialer Dienstleistungen erreicht. Neben den zahlreichen Potenzialen, welche mit dem Digitalisierungsprozess verbunden werden, gibt es auf Seiten der Beschäftigten nicht selten Vorbehalte und Ängste gegenüber den neuen Technologien in Hinblick auf eine zunehmende Rationalisierung von Arbeitsinhalten und Arbeitsplätzen. Gerade vor dem Hintergrund der für die sozialen Dienste charakteristischen Interaktionsarbeit wird die Digitalisierung häufig kritisch betrachtet. Der Beitrag gibt auf Basis empirischer Befunde einen Überblick über den Einsatz und die Akzeptanz digitaler Technologien in verschiedenen sozialen Berufen. Die explorativen Ergebnisse belegen eine starke Verbreitung digitaler Technologien in den sozialen Berufen vom Feld der Sozialen Arbeit bis zur Altenpflege, wobei die Technologien insbesondere bei administrativen und weniger bei der Arbeit mit den Klient*innen zum Einsatz kommen. Ferner zeigt sich – entgegen der häufig vermuteten Skepsis – eine weit verbreitete Akzeptanz der Digitalisierung durch die Beschäftigten im Feld der sozialen Dienste.

1 Einleitung und Fragestellung

Digitale Technologien gewinnen in (fast) allen beruflichen Kontexten an Bedeutung. Insbesondere im Sozialsektor weisen digitale Unterstützungstechnologien insofern eine hohe Attraktivität auf, da sie dazu beitragen können, die in den letzten Jahren zunehmend größer werdende Lücke zwischen steigenden Bedarfen und begrenzten finanziellen und personellen Mitteln zu schließen. Bezüglich des Einsatzes einzelner Technologien und deren Akzeptanz durch die Beschäftigten liegt bislang nur wenig systematisches Wissen vor. Die Vorteile des Einsatzes von Hochtechnologien (z.B. Robotik und KI) werden zwar vielfach postuliert (vgl. Forschungsunion & acatech 2013), aber noch wenig umgesetzt (vgl. Ittermann & Niehaus 2018, 36f.). Vielmehr zeigt sich, dass zunächst aus dem privaten Bereich

bekannte Technologien vermehrt auch in der Arbeitswelt zum Einsatz kommen (vgl. Urbach & Ahlemann 2018, 81).

Inwiefern derartige Tendenzen auch im Sozialsektor erkennbar sind, soll im folgenden Beitrag aufgezeigt werden. Im Anschluss an diese Einleitung erfolgt zunächst ein Überblick über den sich dynamisch weiterentwickelnden Forschungsstand zur Digitalisierung der Arbeitswelt im Allgemeinen sowie dem Sozialsektor im Besonderen. Im empirischen Teil wird anknüpfend an vorliegende Forschungsergebnisse mittels einer explorativen Befragung von Beschäftigten untersucht, wie sich die Digitalisierung von Arbeit im Sozialsektor auswirkt und inwieweit sie durch die Beschäftigten akzeptiert wird. Der Beitrag schließt mit einem Fazit, in dem Befunde aus Forschungsstand und empirischer Beobachtung zusammengefasst werden und weiterer Forschungsbedarf aufgezeigt wird.

2 Forschungsstand: Digitalisierung von Arbeit

Der Digitalisierung – womit im folgenden Beitrag, aber auch in der Literatur häufig der zunehmende Einsatz digitaler Technologien gemeint ist – wird eine enorme Wirkmächtigkeit für den Wandel der Arbeit zugeschrieben (zum Überblick vgl. Hoose 2018, 2ff.). Welche digitalen Technologien den Wandel von Arbeit vorantreiben, bleibt dabei häufig ungeklärt. Ausgehend von den Diskursen um eine vierte industrielle Revolution, der sogenannten Industrie 4.0, wird jedoch implizit vor allem von ‚smarten‘ Produktionstechnologien ausgegangen (vgl. Ittermann & Niehaus 2018, 35ff.).

Der Fokus auf Industriearbeit verstellt jedoch den Blick auf die sich insgesamt in der Arbeitswelt bereits abzeichnenden digitalisierungsbedingten Veränderungen. Insbesondere sozialen Dienstleistungen wird in diesem Zusammenhang oft nur wenig Aufmerksamkeit zuteil (vgl. Friese 2019), obwohl im Zuge der sektoralen Verschiebung die meisten Beschäftigten im Dienstleistungsbereich arbeiten (vgl. Statistisches Bundesamt & WZB 2018, 153) und insbesondere der Sozialsektor im Vergleich zu anderen Branchen deutlich gewachsen ist (vgl. Schneiders 2020, 25). Auswertungen des „DGB-Index Gute Arbeit 2016“ zufolge arbeiten hier bereits ca. 72 Prozent der Beschäftigten mit digitalen Kommunikationsmitteln (E-Mail, Smartphones, soziale Netzwerke), über 55 Prozent arbeiten mit sogenannten unterstützenden elektronischen Geräten (Scannern, Datenbrillen, Diagnosegeräten) und über 50 Prozent sind bei ihrer Arbeit mit softwaregesteuerten Arbeitsabläufen (digitale Routen-, Produktions- oder Terminplanung) konfrontiert (vgl. Roth 2017, 20). Weniger in Berührung kommen Dienstleistungsbeschäftigte dagegen mit computergesteuerten Maschinen oder Robotern (16 Prozent, vgl. ebd.). Gerade im Bereich sozialer Dienstleistungsberufe ist vor allem die

Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien bereits die Regel (vgl. Arnold u.a. 2016, 27).

Bezogen auf die Digitalisierung von Arbeit im Feld der sozialen Dienste im Besonderen liegen mittlerweile erste Forschungsarbeiten vor (vgl. Becka u.a. 2017), die jedoch unterschiedlich empirisch fundiert sind. Darin spiegeln sich die Heterogenität des Sektors und die damit verbundenen verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten von Technik wider. Es wird davon ausgegangen, dass der soziale Dienstleistungssektor aufgrund der Personenbezogenheit weniger stark vom Automatisierungsbedingten Wegfall von Arbeitsplätzen betroffen sein wird als andere Branchen (vgl. Dauth u.a. 2017, 41, 10f.; Arntz u.a. 2018, 106f.; Dengler & Matthes 2019). Dennoch ist eine verbreitete Skepsis gegenüber den prognostizierten Entwicklungen festzustellen (vgl. Evans & Ludwig 2018, 6; Abel u.a. 2019, 9), da hinter Digitalisierungsbestrebungen vor allem Rationalisierungsbestrebungen vermutet werden, die auch hier zu einem Wegfall von Arbeitsplätzen führen würden. Darüber hinaus wird im Zuge einer Digitalisierung von Arbeit eine Abnahme ihrer Qualität befürchtet, z.B. durch Arbeitsverdichtung, stärkere Überwachung und Standardisierung von Arbeitsabläufen etc. (vgl. für einen Überblick Becka u.a. 2017).

Empirische Untersuchungen auf Basis des „DGB-Index Gute Arbeit“ (vgl. Holler 2017) kommen hinsichtlich dieser Aspekte zu folgenden Ergebnissen:

- ca. 34 Prozent der im „Sozialwesen“ Beschäftigten berichten von einem erhöhten Entscheidungsspielraum durch die Digitalisierung (alle Branchen: 26 Prozent) (vgl. Holler 2017, 42),
- ca. 57 Prozent nehmen eine höhere Arbeitsmenge (alle Branchen 55 Prozent) bzw. eine größere Arbeitsbelastung (50 Prozent; alle Branchen: 48 Prozent) im Zuge der Digitalisierung wahr (vgl. Holler 2017, 51),
- leicht positive Effekte resultieren für den Bereich „Vereinbarkeit von Arbeit und Familie“: 24 Prozent im „Sozialwesen“ (alle Branchen 22 Prozent) (vgl. Holler 2017, 69).

Die referierten Daten beziehen sich auf den sozialen Dienstleistungssektor insgesamt, in den auch Erziehungs- und Gesundheitsberufe einbezogen werden, die hinsichtlich der Beschäftigungsinhalte und Qualifikationsstruktur eine erhebliche Bandbreite aufweisen (vgl. Schneiders 2020, 68f.; Schneiders & Schönauer i.E.). Mittlerweile liegen insbesondere für den Pflege- und für den Krankenhaussektor eine Reihe von Studien zur Digitalisierung der Erwerbsarbeit vor (vgl. Bräutigam u.a. 2017; vgl. die Beiträge in Bleses u.a. 2020), während das Feld der Sozialen Arbeit – auch aufgrund der Heterogenität der Arbeitsverhältnisse und betroffenen Handlungsfelder – noch relativ unerforscht ist (vgl. Evans & Hilbert 2020).

Fakt ist, dass in zahlreichen Tätigkeits- bzw. Handlungsfeldern des sozialen Dienstleistungssektors digitale Instrumente und Technologien eingesetzt werden

(vgl. für einen Überblick u.a. Bossong 2018; Schneiders 2020, 117ff. sowie die Beiträge in Kutscher u.a. 2020). Schon vor der Corona-Pandemie, nun aber in verstärkter Form, hat sich gezeigt, dass der Einsatz von digitalen Instrumenten und Plattformen dazu beitragen kann, soziale Dienstleistungen auch ohne direkten physischen Kontakt zu erbringen (vgl. Becka u.a. 2020). Aus der Digitalisierung resultieren für die personenbezogenen sozialen Dienstleistungen, bislang definiert als „zwischenmenschliche Form von Hilfeleistungen“ (Hartmann 2011, 76), also erhebliche Veränderungen im Erbringungsprozess.

Neben den empirischen Studien zur Arbeitssituation fokussieren theoretisch-konzeptionelle Beiträge die Auswirkungen der Digitalisierung auf die Profession der Sozialen Arbeit. Während für administrative Tätigkeiten der Einsatz von digitaler Technik – auch unter Effizienzgesichtspunkten – befürwortet wird (vgl. Deckert & Langer 2018, 882; vgl. Pölzl & Wächter 2019, 25), wird mit Bezug auf berufsethische Überlegungen der Einsatz von (zu viel) Technik in sozialen Berufen aufgrund der Bedeutung der Beziehungsarbeit abgelehnt (vgl. Stüwe & Ermel 2019, 51; Meißner 2017, 162ff.; Zöllick u.a. 2020, 212). Für den Pflegesektor liegen bereits erste Forschungsergebnisse vor, die andeuten, dass der Einsatz digitaler Technik für Routinetätigkeiten sowie für die Organisation und Verwaltung von sozialer Arbeit durchaus begrüßt wird (vgl. Graf 2018, 35; Peña-Casas u.a. 2018, 35). Insgesamt stellt sich der Forschungsstand diesbezüglich jedoch noch uneinheitlich dar. Empirische Untersuchungen hierzu liegen nur sehr vereinzelt vor und beruhen häufig auf niedrigen Fallzahlen (vgl. Kopf & Schmolze-Krahn 2018). Der Akzeptanz zum Einsatz digitaler Lösungen durch die Beschäftigten kommt zugleich eine wichtige Bedeutung zu, da eine erfolgreiche und zielgerichtete Anwendung dieser Technologien nur mit einer positiven und aufgeschlossenen Grundhaltung der Beschäftigten gelingen wird.

3 Empirische Betrachtung

Der vorliegende Aufsatz soll die bestehende Forschungslücke zum Stand und zur Verbreitung digitaler Technologien in den sozialen Diensten schließen. Auf Basis quantitativer Befunde werden einerseits die Verbreitung und der Einsatz digitaler Technologien in sozialen Berufen aus Sicht von Beschäftigten und Auszubildenden im Feld eruiert. Andererseits werden die Wahrnehmung und Akzeptanz bereits eingesetzter Veränderungsprozesse sowie potenzieller neuer Entwicklungen in Hinblick auf den Einsatz von Robotik im Pflegebereich betrachtet.

Die Ergebnisse basieren auf einer deutschlandweiten explorativen quantitativen Befragung von Beschäftigten, Auszubildenden und Studierenden¹ in sozialen Berufen (SoBe). Der Erhebungszeitraum erstreckte sich von Dezember 2018 bis Februar 2019. Im Rahmen der online durchgeführten Befragung sind Daten von 1.064 Personen erhoben worden. Der Feldzugang erfolgte einerseits über einen Panelanbieter (n=550) und zum anderen über ein Schneeballverfahren (n=514), indem der Link zur Befragung an verschiedene Organisationen (Hochschulen, Berufsverbände) und über soziale Medien (fachspezifische Facebook-Gruppen) verbreitet wurde.² Befragt wurden Beschäftigte und Auszubildende verschiedener sozialer Berufe. Diese verteilen sich wie folgt auf die unterschiedlichen Berufsfelder: 26 Prozent Sozialarbeiter*innen, 23 Prozent Erzieher*innen, 22 Prozent Sozialpädagoge*innen, 16 Prozent Altenpfleger*innen und 13 Prozent „sonstige“ soziale Berufe.³ Mit über 80 Prozent ist weit mehr als drei Viertel der Befragungspersonen weiblich.

3.1 Nutzung und Verbreitung digitaler Technologien in sozialen Berufen

Die Internetnutzung im beruflichen Kontext ist insgesamt sehr verbreitet. Lediglich 9 Prozent der Befragungspersonen geben an, dass sie das Internet überhaupt nicht nutzen, wohingegen der Anteil an Personen, die das Internet täglich nutzen, mit 18 Prozent doppelt so hoch ist. Trotzdem ist auch dieser Anteil der täglichen Internetnutzer*innen eher niedrig. Dies wird insbesondere im Vergleich zur privaten Internetnutzung deutlich. Hier geben 93 Prozent der Befragungspersonen an, das Internet täglich zu nutzen, was eine deutliche Diskrepanz zwischen der Nutzung des Internets im privaten und beruflichen Kontext zeigt (vgl. Kirchner 2019, 7). Die tägliche berufliche Internetnutzung findet am häufigsten in den Berufsgruppen der Sozialen Arbeit (55 Prozent) und der Sozialpädagogik (45 Prozent) statt. Bei den Altenpfleger*innen und Erzieher*innen fällt dieser Anteil mit 20 Prozent (Altenpflege) und 17 Prozent (Erzieher*innen) niedriger aus. Über alle Berufsgruppen hinweg wird angegeben, dass die Nutzungsdauer des Internets in den letzten Jahren zugenommen hat. Dabei nehmen Altenpfleger*innen (64

1 90 Prozent der Studierenden geben an, dass sie neben ihrem Studium einer beruflichen Tätigkeit im sozialen Bereich nachgehen.

2 Es wurde somit ein exploratives empirisches Vorgehen gewählt. In Ermangelung alternativer Datenbestände und -zugänge erwies sich die Online-Befragung als geeignet, um Aussagen über den Einsatz und die Akzeptanz digitaler Technik in sozialen Berufen erheben zu können. Verbunden mit der Wahl des Vorgehens besteht selbstverständlich kein Anspruch auf Repräsentativität für die Gesamtheit der Beschäftigten im Sozialsektor. Ebenso kann nicht ausgeschlossen werden, dass mit der Wahl der Erhebungsmethode vermehrt Personen mit einer Affinität für digitale Kommunikationsmittel an der Befragung teilgenommen haben und somit die Ergebnisse einen gewissen Bias aufweisen.

3 Hierunter fallen u.a. Heilerziehungspfleger*in, Pädagog*in, Integrationsassistent*in bzw. Inklusionshelfer*in.

Prozent) und Erzieher*innen (60 Prozent) diese Zunahme etwas seltener wahr als Befragte im Bereich der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik (über drei Viertel der Befragungspersonen).

Im Zuge des technischen Fortschritts steht heute eine ganze Bandbreite an internetfähigen Endgeräten zur Verfügung, die im Vergleich zum klassischen Desktop-Computer ganz neue Möglichkeiten zum flexiblen – mobilen – Einsatz ermöglichen. Dennoch wird der Desktop-Computer von den Befragungspersonen am häufigsten genutzt (51 Prozent). Aber auch die Nutzung von Smartphones gewinnt an Bedeutung, nach dem Desktop-Computer ist dies das am häufigsten genutzte Endgerät (Nutzung von 32 Prozent). Etwas seltener werden im beruflichen Kontext andere transportable Endgeräte wie Laptops (24 Prozent) eingesetzt; der Einsatz von Tablets (5 Prozent) stellt die Ausnahme dar. Im Unterschied zu den Berufsfeldern der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik scheinen in den klassischen Ausbildungsberufen mobile Endgeräte eine wichtigere Rolle zu spielen (siehe Abbildung 1). Dies ist insofern nicht überraschend, als die Beschäftigten in diesem Feld häufig nicht über einen festen Arbeitsplatz verfügen, wodurch mobile und vor allem kleine Endgeräte im Arbeitsalltag von Vorteil sind.

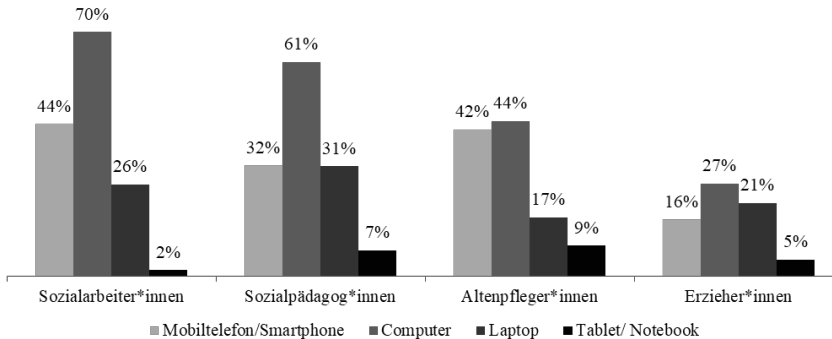


Abb. 1: Nutzung digitaler Endgeräte nach Berufsfeld (eigene Darstellung; 855<n<=871)

Neben dem Einsatz verschiedener Endgeräte spielt auch die Frage eine Rolle, für welche Tätigkeiten im beruflichen Alltag das Internet genutzt wird. Abbildung 2 zeigt, dass das Internet insbesondere für Recherchetätigkeiten, die Kommunikation mit Kolleg*innen sowie für Hilfeplanung und Dokumentation verwendet wird. Kaum verbreitet ist der Einsatz des Internets hingegen in den Bereichen der softwarebasierten Diagnostik, der Beratung und Therapie sowie im Bereich der Reinigung.

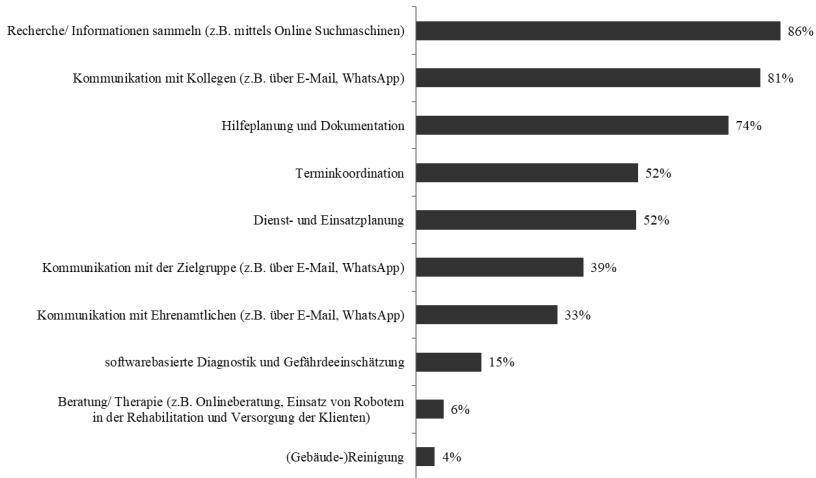


Abb. 2: Tätigkeiten, für die das Internet genutzt wird (eigene Darstellung; 1.000<=n<=1.011)

Im Vergleich zwischen den verschiedenen Berufsgruppen ist auffällig, dass im Bereich der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik über 90 Prozent der Befragungspersonen angeben, dass sie das Internet für die Recherche und die Kommunikation mit Kolleg*innen nutzen. Die entsprechenden Werte sind auch in anderen Bereichen hoch, fallen im Feld der Altenpflege (knapp über 70 Prozent) und bei den Erzieher*innen (ca. 80 Prozent) aber niedriger aus. Ferner nutzten die Sozialarbeiter*innen und Sozialpädagog*innen das Internet auch häufiger für die Kommunikation mit den jeweiligen Zielgruppen und Ehrenamtlichen. Die Werte liegen hier zwischen 53 und 60 Prozent, wohingegen sie in den anderen beiden Berufsfeldern ca. 35 Prozent erreichen. Dies ist insofern nicht überraschend, als eine internetgestützte Kommunikation mit der Zielgruppe (pflegebedürftige Menschen und Kinder) in diesen Feldern bislang eher unüblich ist. Zudem ist davon auszugehen, dass in den genannten Feldern auch seltener Ehrenamtliche aktiv sind bzw. die Kommunikation mit diesen tendenziell eher über die Einrichtungsleitungen erfolgt. In der Altenpflege scheint hingegen der Einsatz des Internets in der direkten Arbeit mit den Klient*innen verbreiteter zu sein als in anderen sozialen Berufen: Hier geben die Befragungspersonen häufiger an, dass sie das Internet für die softwarebasierte Diagnostik (38 Prozent gegenüber 20 Prozent in den übrigen Berufsfeldern) und die Beratung und Therapie (20 Prozent gegenüber 8 Prozent) nutzen. Wenngleich der Einsatz digitaler Technologien also noch nicht für alle Beschäftigten in den betrachteten sozialen Berufen zur Alltagspraxis geworden ist, so deuten die Befragungsergebnisse an, dass bereits ein Großteil der Beschäftigten beruflich mit digitaler Technik in Berührung kommt.

3.2 Akzeptanz digitaler Technologien im beruflichen Kontext

Insgesamt zeigen die Befunde eine positive Stimmung gegenüber digitalen Technologien. Drei Viertel der Befragungspersonen stehen dem Einsatz von Computern und dem Internet im beruflichen Alltag positiv gegenüber, lediglich vier Prozent bewerten diese Entwicklung negativ. Wenngleich nur ein Drittel der Befragten der Ansicht ist, dass sich ihr Arbeitsplatz im Zuge der Digitalisierung stark bis sehr stark verändert hat – 40 Prozent geben „weniger stark“ an – so sind 69 Prozent der Befragten der Meinung, diese Veränderung bringe eher Vorteile mit sich. Nachteilig bewerten diese Entwicklungen lediglich drei Prozent.

Im Vergleich zwischen den verschiedenen Berufsgruppen geben die Beschäftigten der Altenpflege mit 44 Prozent am häufigsten an, dass sich ihr Arbeitsplatz im Zuge der Digitalisierung stark bis sehr stark verändert hat. In der Gruppe der Erzieher*innen liegt dieser Anteil am niedrigsten (28 Prozent). Abbildung 3 zeigt zudem, dass die Digitalisierung über alle Berufsgruppen hinweg eher positiv bis sehr positiv bewertet wird. Am positivsten bewerten die Sozialarbeiter*innen die Digitalisierung (78 Prozent), am niedrigsten fällt dieser Wert wiederum in der Gruppe der Erzieher*innen aus (68 Prozent). Auffällig ist zudem, dass sich in der Gruppe der Altenpfleger*innen der größte Anteil an Beschäftigten findet, der die Digitalisierung „sehr positiv“ bewertet.

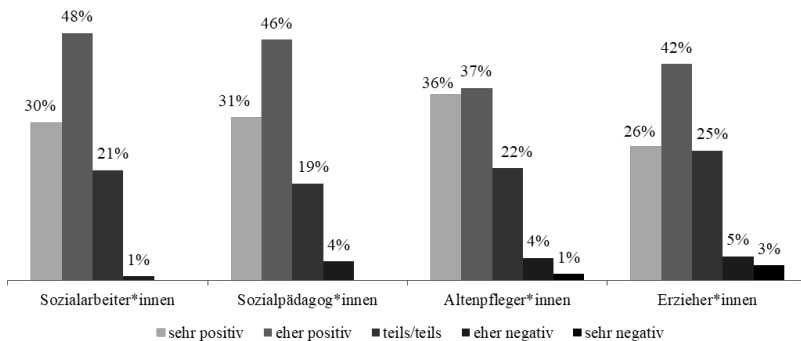


Abb. 3: Akzeptanz des Einsatzes von Computern und des Internets im beruflichen Alltag nach Berufsgruppen (eigene Darstellung; n=872)

Im Gegensatz zum generellen Einsatz von Computern und des Internets im beruflichen Kontext stehen die Befragungspersonen dem Einsatz von Robotik deutlich negativer gegenüber. Unabhängig davon, ob es um den Einsatz von Robotern im sozialen Bereich oder in der stationären oder ambulanten Pflege geht, stößt diese Technologie auf Ablehnung. Der Anteil der Personen, die den Einsatz von Robotern negativ bewerten, liegt für den sozialarbeiterischen Bereich bei 63 Prozent, in der ambulanten Pflege bei 62 Prozent und in der stationären Pflege bei 59

Prozent. Damit bestätigen sich die weiter oben aufgeführten Befunde, wonach der Einsatz von Robotik bzw. zu viel Technik durchaus kritisch betrachtet wird (vgl. Abschnitt 2). Ferner zeigt sich, dass die Beschäftigten im Feld der Altenpflege den Einsatz von Robotik in der Pflege im Vergleich zu den anderen Berufsgruppen am negativsten bewerten. Dabei wird der Einsatz von Robotern nicht nur generell kritischer bewertet, auch die Zustimmung zum Einsatz von Robotik für verschiedene Einsatzbereiche (z.B. Reinigung, Hebehilfe, Therapie) fällt bei den Beschäftigten in der Altenpflege niedriger aus als bei Befragten anderer Berufsfelder. Eine Ausnahme hiervon findet sich einzig beim Einsatz emotionaler Roboter. Diesem stehen die Beschäftigten im Bereich der Altenpflege vergleichsweise offener gegenüber. Dieses Ergebnis überrascht insofern, als die emotionalen Roboter in der direkten Interaktionsarbeit mit den Klient*innen zum Einsatz kommen. Ein möglicher Erklärungsansatz kann sein, dass die Beschäftigten gerade in diesem Feld – auch aufgrund des anhaltenden Fachkräftemangels in der Altenpflege und der damit einhergehenden fehlenden Zeit für den direkten Kontakt mit den pflegebedürftigen Personen über die Grundpflege hinaus – einen erhöhten Handlungsdruck sehen. Zudem zeigen die Befunde aus Abschnitt 3.2, dass auch der Einsatz softwarebasierter Diagnostik verbreiteter ist als in den anderen Berufsgruppen. Demnach könnte die größere Akzeptanz für den Einsatz emotionaler Roboter auch aus der bereits vorhandenen Alltagserfahrung mit dem Einsatz von Technik in diesem Tätigkeitsbereich resultieren.

4 Fazit

Die obigen Ausführungen zum Einsatz digitaler Technologien in der Sozialwirtschaft weisen darauf hin, dass die Digitalisierung von Arbeit keine Zukunftsvision mehr ist, sondern schon vor der Corona-Pandemie in vielen Bereichen Einzug gehalten hat. Die von uns befragten Beschäftigten im Sozialsektor kommen in ihrem täglichen Arbeitshandeln mit digitalen Technologien in Berührung. So gehört es für die meisten befragten Personen zum Arbeitsalltag, Informationen über das Internet zu recherchieren, per Smartphone mit Kolleg*innen zu kommunizieren und sich abzustimmen sowie die Arbeit unterstützt durch digitale Hilfsmittel zu dokumentieren.

Auch die Nutzungsdauer digitaler Technologien hat in den letzten Jahren zugenommen. Die dargestellten explorativen Befragungsdaten lassen vermuten, dass der Digitalisierungsprozess, anders als z.B. im Produktionsbereich, nicht zu einer wachsenden Ablehnung digitaler Technologien aufgrund befürchteter Arbeitsintensivierungen oder Arbeitsplatzverlusten führt. Stattdessen ist im hier betrachteten Sozialsektor Gegenteiliges zu beobachten: Die Befragten schätzen den Einsatz

digitaler Technologien überwiegend als positiv ein. Insbesondere für die Koordination und Organisation von Arbeit sowie als Unterstützung bei anfallenden Dokumentationsaufgaben werden die Technologien häufig im Arbeitsalltag genutzt. Dieser Befund hängt ggf. auch mit dem in vielen Bereichen des Sozialsektors vorhandenen Fachkräftemangel zusammen. Etwas differenzierter ist diese grundsätzlich positive Haltung in Bezug auf den Einsatz von Robotik zu interpretieren: Die Ergebnisse der Befragung zeigen zwar eine Akzeptanz von Robotern bei Routinetätigkeiten (z.B. bei der Gebäudereinigung). Sobald es jedoch um den therapeutischen Einsatz von Robotern geht bzw. immer dann, wenn Roboter auch arbeitsinhaltlich mehr leisten sollen, dominieren Kritik bzw. Skepsis. Offen bleibt dabei, welche Assoziationen mit dem Begriff des Roboters verbunden sind. Gegebenenfalls sind die Vorbehalte auch auf Befürchtungen zurückzuführen, dass der Einsatz von Robotik den zwischenmenschlichen Kontakt verdrängt. An dieser Stelle besteht noch Forschungsbedarf zur Akzeptanz dieser Technologien im Rahmen von experimentellen Forschungsdesigns, welche die Möglichkeit böten, die Akzeptanz einer konkreten Nutzung und Anwendung einer Robotertechnologie zu erfassen.

Unsere Befunde deuten darauf hin, dass digitale Technologien von den Beschäftigten im Sozialsektor (vgl. Henn u.a. 2017; Glock u.a. 2018; Huber 2019, 118ff.) als Möglichkeit wahrgenommen werden, die vorhandenen Intensivierungs- und Vermarktlichungstendenzen abzufedern. So hat die zunehmende Ökonomisierung im sozialen Dienstleistungsbereich u.a. zu einer Zunahme dokumentarischer Aufgaben geführt. Digitale Technologien können diese formellen Tätigkeiten deutlich erleichtern und beschleunigen und somit den Beschäftigten mehr Raum für Interaktionsarbeit bieten (vgl. Schneiders 2020). Kritischer wird der digitale Technikeinsatz immer dann gesehen, wenn Tätigkeitsbereiche betroffen sind, die von den Beschäftigten als Kern ihrer Arbeit begriffen werden. Hier scheinen z.B. berufsethische Vorstellungen im Widerspruch zum Technikeinsatz zu stehen. So könnte es sein, dass der Austausch zwischen Menschen als zentraler (qualitativer) Aspekt der hier vielfach anzutreffenden Interaktionsarbeit aufgefasst wird. Ein Technikeinsatz, der Spielräume für zwischenmenschliche Tätigkeiten erweitert, wird begrüßt, wohingegen ein Technikeinsatz, der diese Interaktionen verändert bzw. sogar ersetzt, abgelehnt wird.

Für die Sozialwirtschaft als Branche können die Ergebnisse – bei aller Vorsicht angesichts des explorativen Charakters der empirischen Untersuchung – als Chance gedeutet werden: die Mitarbeiter*innen stehen digitalen Technologien grundsätzlich nicht ablehnend gegenüber; berufsethische und fachliche Orientierungen sowie das Bedürfnis nach selbstbestimmter Arbeit müssen jedoch bei der Einführung technologiebasierter neuer Methoden berücksichtigt werden. In diese Richtung weisen auch Ergebnisse zum Zusammenhang von Arbeitszufriedenheit, Wertschätzung und Personalbindung (vgl. Schneiders & Schönauer i.E.).

hin. Zugleich zeigen die Ergebnisse eine deutliche breitere Akzeptanz und Nutzung von digitalen Technologien, die im privaten Bereich bekannt und verbreitet sind. Neuere und damit unbekanntere digitale Endgeräte wie Roboter sind selten im Einsatz und stoßen im Vergleich zum Computer und Smartphone auf eine deutlich stärkere Ablehnung.

Quellenangaben

- Abel, Jörg; Hirsch-Kreinsen, Hartmut & Wienzek, Tobias (2019): Akzeptanz von Industrie 4.0. Abschlussbericht zu einer explorativen empirischen Studie über die deutsche Industrie. München. Online unter: <https://www.acatech.de/publikation/abschlussbericht-akzeptanz-in-der-industrie-4-0/download-pdf?lang=de> (Abrufdatum: 12.06.2020).
- Arnold, Daniel; Butschek, Sebastian; Steffes, Susanne & Müller, Dana (2016): Digitalisierung am Arbeitsplatz. Online unter: http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/Forschungsberichte/fb-468-digitalisierung-am-arbeitsplatz.pdf?__blob=publicationFile&v=3 (Abrufdatum: 09.06.2020).
- Antz, Melanie; Gregory, Terry & Zierahn, Ulrich (2018): Digitalisierung und die Zukunft der Arbeit: Makroökonomische Auswirkungen auf Beschäftigung, Arbeitslosigkeit und Löhne von morgen. Mannheim: Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung GmbH (ZEW).
- Becka, Denise; Bräutigam, Christoph; Evans, Michaela; Herrmann, Jens; Ludwig, Christine; Öz, Fikret; Schmidt, Christopher; Schröer, Laura & Völz, Silke (2020): Soziale Dienstleistungsarbeit und Corona-Pandemie: Rückkehr in eine aufgewertete Normalität. Gelsenkirchen. Online unter: https://www.iat.eu/discussionpapers/download/IAT_Discussion_Paper_20_04B.pdf (Abrufdatum: 18. Juni 2020).
- Becka, Denise; Evans, Michaela & Hilbert, Josef (2017): Digitalisierung in der sozialen Dienstleistungsarbeit. Stand, Perspektiven, Herausforderungen, Gestaltungsansätze. Düsseldorf: Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung (FGW).
- Bleses, Peter; Busse, Britta & Friemer, Andreas (Hrsg.) (2020): Digitalisierung der Arbeit in der Langzeitpflege als Veränderungsprojekt. Berlin & Heidelberg: Springer Vieweg.
- Bossong, Horst (2018): Soziale Arbeit in Zeiten der Digitalisierung. In: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 4, 303-324.
- Bräutigam, Christoph; Enste, Peter; Evans, Michaela; Hilbert, Josef; Merkel, Sebastian & Öz, Fikret (2017): Digitalisierung im Krankenhaus. Mehr Technik – bessere Arbeit? Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung (HBS).
- Dauth, Wolfgang; Feindisen, Sebastian; Südekum, Jens & Wößner, Nicole (2017): German robots. The impact of industrial robots on workers. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB).
- Deckert, Ronald & Langer, Andreas (2018): Digitalisierung und Technisierung sozialer Dienstleistungen. In: Grunwald, Klaus & Langer, Andreas (Hrsg.): Sozialwirtschaft. Handbuch für Wissenschaft und Praxis. Baden-Baden: Nomos, 872-889.
- Dengler, Katharina & Matthes, Britta (2019): Digitalisierung in Deutschland: Substituierbarkeitspotenziale von Berufen und die möglichen Folgen für die Beschäftigung. In: Dobischat, Rolf; Käßlinger, Bernd; Molzberger, Gabriele & Münk, Dieter (Hrsg.): Bildung 2.1 für Arbeit 4.0? Wiesbaden: Springer VS, 49-62.
- Evans, Michaela & Hilbert, Josef (2020): Die Zukunft der Arbeit in der Sozial- und Gesundheitswirtschaft in der Digitalisierungsära. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, 76-88.

- Evans, Michaela & Ludwig, Christine (2018): Digitalisierung in der Altenpflege. Gestaltungsoptionen und Gestaltungswege für betriebliche Interessenvertretungen. Gelsenkirchen: Institut Arbeit und Technik (IAT).
- Forschungsunion & acatech (Deutsche Akademie der Technikwissenschaften) (2013): Deutschlands Zukunft als Produktionsstandort sichern. Umsetzungsempfehlungen für das Zukunftsprojekt Industrie 4.0. Abschlussbericht des Arbeitskreises Industrie 4.0. Frankfurt/M.: Promotorengruppe Kommunikation der Forschungsunion Wirtschaft – Wissenschaft.
- Friese, Marianne (2019): Personenbezogene Dienstleistungsberufe im Transformationsprozess von Arbeit 4.0: Risiken und Potentiale der Professionalisierung. In: Dobischat, Rolf; Käßlinger, Bernd; Molzberger, Gabriele; Münk, Dieter (Hrsg.): Bildung 2.1 für Arbeit 4.0? Wiesbaden: Springer VS, 119-139.
- Glock, Gina; Priesack, Kai; Apt, Wenke; Strach, Heike; Krabel, Stefan & Bovenschulte, Marc (2018): Qualität der Arbeit, Beschäftigung und Beschäftigungsfähigkeit im Wechselspiel von Technologie, Organisation und Qualifikation – Branchenbericht: Pflege und Versorgung. (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Forschungsbericht 522/2). Berlin.
- Graf, Birgit (2018): Assistenzroboter zur Pflegeunterstützung. Bedürfnisse der Pflegepraxis und aktueller Stand der Technik. In: Institut für die Geschichte und Zukunft der Arbeit (Hrsg.): Konferenz-Band: Roboter – Assistenz-Systeme – Künstliche Intelligenz. Neue Formen der Mensch-Maschine-Interaktion. Berlin, 33-39.
- Hartmann, Anja (2011): Soziale Dienste: Merkmale, Aufgaben und Entwicklungstrends aus der Perspektive soziologischer Theorien. In: Evers, Adalbert; Heinze, Rolf G. & Olk, Thomas (Hrsg.): Handbuch Soziale Dienste. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 76-93.
- Henn, Sarah; Lochner, Barbara & Meiner-Teubner, Christiane (2017): Arbeitsbedingungen als Ausdruck gesellschaftlicher Anerkennung Sozialer Arbeit. Frankfurt/M.: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW).
- Holler, Markus (2017): Verbreitung, Folgen und Gestaltungsaspekte der Digitalisierung in der Arbeitswelt. Auswertungsbericht auf Basis des DGB-Index Gute Arbeit 2016. Berlin: Institut DGB-Index Gute Arbeit.
- Hoose, Fabian (2018): Digitale Arbeit. Strukturen eines Forschungsfeldes. Duisburg: Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ).
- Huber, Anja (2019): Werk(er)schöpfung: die Krise des Pflegeberufs. Baden-Baden: Nomos.
- Ittermann, Peter & Niehaus, Jonathan (2018): Industrie 4.0 und Wandel von Industrie revisited. Forschungsstand und Trendbestimmungen. In: Hirsch-Kreinsen, Hartmut; Ittermann, Peter & Niehaus, Jonathan (Hrsg.): Digitalisierung industrieller Arbeit. Die Vision Industrie 4.0 und ihre sozialen Herausforderungen. Baden-Baden: Nomos, 33-60.
- Kirchner, Stefan (2019): Zeit für ein Update. Was die Menschen in Deutschland über Digitalisierung denken. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung (FES).
- Kopf, Hartmut & Schmolze-Krahn, Raimund (2018): Zwischen Tradition & Digitalisierung – Unternehmenskulturen sozialer Organisationen im Wandel. In: Kreidenweis, Helmut (Hrsg.): Digitaler Wandel in der Sozialwirtschaft. Grundlagen – Strategien – Praxis. Baden-Baden: Nomos, 81-102.
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.) (2020): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Meißner, Anne (2017): Technisierung der professionellen Pflege. Einfluss. Wirkung. Veränderung. In: Hagemann, Tim (Hrsg.): Gestaltung des Sozial- und Gesundheitswesens im Zeitalter von Digitalisierung und technischer Assistenz. Veröffentlichung zum zehnjährigen Bestehen der FH der Diakonie. Baden-Baden: Nomos, 153-172.
- Peña-Casas, Ramón; Ghailani, Dalila & Coster, Stéphanie (2018): The Impact of Digitalisation on Job Quality in European Public Services. The Case of Homecare and Employment Service Work-

- ers. Online unter: <https://www.epsu.org/sites/default/files/article/files/FINAL%20REPORT%20EPSU%20DIGITALISATION%20-%20OSE%20June%202018.pdf> (Abrufdatum 02.07.2019).
- Pözl, Alois & Wächter, Bettina (2019): Digitale (R)Evolution in Sozialen Unternehmen. Praxis-Kompass für Sozialmanagement und Soziale Arbeit. Regensburg: Walhalla.
- Roth, Ines (2017): Digitalisierung und Arbeitsqualität. Eine Sonderauswertung auf Basis des DGB-Index Gute Arbeit 2016 für den Dienstleistungssektor. Berlin: Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di).
- Schneiders, Katrin (2020): Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneiders, Katrin & Schönauer, Anna-Lena (i.E.): Fachkräftemangel in der Sozialwirtschaft: Empirische Befunde zu Ursachen und Handlungsbedarfen. In: Gehrlach, Christoph; von Bergen, Matthias & Eiler, Katharina (Hrsg.): Zwischen gesellschaftlichem Auftrag und Wettbewerb – Sozialmanagement in einem sich wandelnden Umfeld. Wiesbaden: Springer.
- Statistisches Bundesamt (Destatis)/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) (2018): Datenreport 2018. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (bpb).
- Stüwe, Gerd & Ermel, Nicole (2019): Lehrbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Urbach, Nils & Ahlemann, Frederik (2018): Der Wissensarbeitsplatz der Zukunft: Trends, Herausforderungen und Handlungsempfehlungen. In: Hofmann, J. (Hrsg.): Arbeit 4.0 – Digitalisierung, IT und Arbeit. Wiesbaden: Springer Vieweg, 79-93.
- Zölllick, Jan C.; Kuhlmei, Adelheid; Suhr, Ralf; Eggert, Simon; Nordheim, Johanna & Blüher, Stefan (2020): Akzeptanz von Technikeinsatz in der Pflege. Zwischenergebnisse einer Befragung unter professionell Pflegenden. In: Jacobs, Klaus; Kuhlmei, Adelheid; Greß, Stefan; Klauber, Jürgen; Schwinger, Antje (Hrsg.): Pflege-Report 2019. Mehr Personal in der Langzeitpflege – aber woher? Berlin & Heidelberg: Springer, 211-218.

Anna-Sophie Brandt

Digitalisierung in der Gemeinwesenarbeit – Bedarfe und Herausforderungen von Fachkräften in der Sozialen Arbeit

Zusammenfassung

Der Beitrag geht vor dem Hintergrund der fortschreitenden Digitalisierung der Frage nach, welche Auswirkungen dies sowohl auf die Fachkräfte wie auch ihre alltägliche Arbeit hat. Anhand empirischer Daten werden diese Auswirkungen systematisch skizziert und in übergreifende Erzählungen und geteilte Annahmen über Digitalisierung eingeordnet sowie notwendige Veränderungen in der Gemeinwesenarbeit beschrieben.

Die Gesellschaft und damit auch Fachkräfte der Sozialen Arbeit in der Gemeinwesenarbeit (GWA) unterliegen im Alltäglichen einer fortschreitenden Digitalisierung. Dies beschreibt nach Hammerschmidt u.a. (2018, 11) eine Etablierung digitaler Medien und neuer Kommunikationswege und -formen sowie eine massive Veränderung von Gesellschaft und Kultur. Diese durchlebte Wandlung des Alltages und der Arbeit mit einem vermehrten Einsatz digitaler Medien, besonders in der Kommunikation und Präsentation gegenüber Adressat*innen wie auch anderen Akteuren, führt zu neuen Anforderungen. Diese auszuhandeln und in Einklang zu bringen mit dem Ziel der GWA, die Handlungsfähigkeit marginalisierter Bevölkerungsgruppen zu stärken (vgl. Bitzan u.a. 2005, 534), stellt Fachkräfte verschiedenster Projekte oft vor ähnliche, schwierig zu begegnenden Herausforderungen. Die alltägliche Arbeit und entwickelte Methoden basieren oft auf Annahmen, wie Adressat*innen in einem Online-Raum agieren und welche Ansprüche sie entwickeln. Das Projekt „Reallabor Quartier“¹ setzt bei den Erfahrungen der Fachkräfte der GWA an. Der vorliegende Artikel untersucht diese Erfahrungen systematisch und schlüsselt auf, welche veränderten Bedarfe und

1 Bei dem Projekt „Reallabor Quartier“ unter der Leitung von Prof. Dr. Claudia Steckelberg handelt es sich um ein Teilvorhaben des Projektverbundes „HiRegion – Hochschule in der Region“ der Hochschule Neubrandenburg, gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (www.hs-nb.de/hiregion/). Schwerpunkt im Projekt ist das Themenfeld digitale Partizipation im Bereich der Stadtteilarbeit, mit einem regionalen Schwerpunkt auf den Kreis Mecklenburgische Seenplatte.

Anforderungen im Hinblick auf Digitalisierung in der GWA die Fachkräfte für sich und ihre Adressat*innen erleben und welche Folgen dies für die Arbeit hat. Nach einem kurzen Abriss der zugrunde liegenden Methoden der Datengewinnung können die geteilten Ansprüche und wahrgenommenen Grenzen der Fachkräfte bezüglich ihrer Arbeit skizziert werden, gefolgt von vorgefundenen Ausprägungen des First Level und Second Level Digital Divide. Zudem werden vorgefundene Rahmenbedingungen und benötigte Ressourcen abgebildet. Es zeigt sich in den Auswertungen, dass es gemeinsame Narrative, geteilte Annahmen und Transformationserfahrungen unter den Fachkräften gibt. Der Artikel skizziert diese und zeigt Entwicklungsbedarfe und Möglichkeiten, diesen zu begegnen, auf.

Durch den Ausbruch der Covid-19-Pandemie Anfang des Jahres 2020 und den bis zum Erscheinen dieses Bandes andauernden Auswirkungen und Einschränkungen wurde der Transformationsprozess hin zu einem Mehr an digitaler, mediengestützter Kommunikation um ein Vielfaches beschleunigt. Es konnte beobachtet werden, wie Projekte teils innerhalb weniger Monate digitalisiert und zurück in analoge Vor-Ort-Arbeit überführt wurden. Dies zeigte in besonders komprimierter Form Defizite in Umsetzungen und Konzeptionen auf.

1 Methodisches Vorgehen

Die Erhebungen zu den Erfahrungen und zur Bedarfsanalyse im Hinblick auf Digitalisierung bei Mitarbeitenden in der Stadtteilarbeit bestand aus drei methodischen Elementen, welche nicht nacheinander, sondern teils parallel durchgeführt wurden. Die Ergebnisse fanden in einem iterativen Prozess Niederschlag in den nachfolgenden Erhebungen und Interviews, aber auch in der erprobenden Umsetzung gemeinsam mit den Projekten. Einerseits wurden in zwei ausgewählten Projekten sowie in Projekten, welche über Netzwerke mit diesen kooperierten, Feldbeobachtungen durchgeführt und ausgewertet, um grundlegendes Wissen über alltägliche Arbeitsabläufe und -schemata sowie damit verbundene technische Implementierungen und den Umgang etwa mit digitalen Medien zu sammeln. Andererseits wurden die Mitarbeitenden zu ihren Erwartungshaltungen bezüglich des Einsatzes digitaler Mittel befragt, welche laut Selbsteinschätzung intrinsisch wie auch etwa durch Vorgaben von Trägern oder einer Leitungsebene entwickelt werden. Ergänzend wurden im Rahmen des Reallabors Quartier gemeinsam mit den Fachkräften daran anschließend konkrete Umsetzungspläne entwickelt und mit zeitlichen Abständen wiederholt evaluiert. Hierzu wurden von den Fachkräften Online-Inhalte kreiert und anschließend im Hinblick auf Zielsetzungen und Interaktionen sowie Kommunikation mit Adressat*innen ausgewertet, etwa

Social-Media-Accounts sowohl der Projekte wie auch der Einrichtungen bzw. Träger, Homepage-Inhalte und Chatgruppen. Als dritter Part wurden qualitative, leitfadengestützte Interviews mit Mitarbeitenden in der GWA aus verschiedenen Bundesländern durchgeführt. Es wurden keine Projekte gewählt, welche einen expliziten Digitalisierungsschwerpunkt haben oder GWA vollständig online durchführen. Jedoch sind „Soziale Organisationen [...] permanent mit gesellschaftlichen Veränderungen konfrontiert. Es bedarf daher keiner besonderen Begründung, dass sich auch der digitale Wandel auf ihre Arbeit auswirkt.“ (Kreidenweis 2019, 6) Digitalisierungsprojekte stellen immer noch eine Minorität dar, wohingegen GWA, welche sich neben dem Alltagsgeschäft mit Digitalisierung befassen muss, sehr häufig vorzufinden ist. Zielsetzung des Reallabors ist eine Erhebung und Überprüfung der angenommenen Erfolgskriterien bei diesen Projekten sowie eine Bedarfsanalyse der Fachkräfte hierbei.

Die Interviews wurden in der Zeit Ende 2019 bis Mitte 2020 geführt, wodurch ein Teil der Interviews vor, der andere Teil während der Covid-19-Pandemie geführt wurde. Die erlebten Auswirkungen der Pandemie in Bezug auf alltägliche, soziale Interaktionen wie auch mediengestützte Kommunikation innerhalb von Einrichtungen wie auch mit Klient*innen und Kooperationspartner*innen beeinflussten die thematische Schwerpunktsetzung in den Interviews teils massiv. Zudem wurden durch geltende Kontakt- und Reiseeinschränkungen einige Interviews Face-to-Face, die anderen über Videochatprogramme geführt, hierdurch wird von Verzerrungen (etwa auftretende technische Probleme und eine anschließende Fokussierung auf diese) ausgegangen. Auch führte dies zu einer geringeren Interviewanzahl, da einige Personen nicht per Videochat interviewt werden wollten oder dies durch Vorgaben des Trägers in eine rechtliche Grauzone geführt hätte.

2 Digitale Kommunikation ja, aber begrenzt

Die grundlegende Auswertung der Daten zeigt, dass alle interviewten Fachkräfte den Anspruch haben, gemeinwesenorientierte Arbeit nicht nur im direkten Kontakt, sondern auch kommunizierend über digitale bzw. interaktive Medien mit Adressat*innen, also auch medienvermittelt, zu gestalten. Eine medienbezogene Arbeit, welche Medien zum Inhalt der Interaktion mit den Zielgruppen macht und wie sie etwa für die offene Jugendarbeit von medienvermittelter Arbeit differenziert wird (vgl. Mayrhofer 2020, 157 ff.), findet hingegen nicht gezielt durch die Fachkräfte statt. Es lässt sich übergreifend eine durch die Fachkräfte formulierte Forderung an sich selbst finden, dass GWA ihre Adressat*innen niedrigschwellig erreichen muss und dafür auf alltägliche und digitale Kommunikati-

onswege zurückgreifen sollte. Diese digitalen Kommunikationswege, wie sie die Adressat*innen alltäglich nutzen, werden von den Fachkräften als voraussetzungsarm empfunden, da benötigte Technik und Bedienfähigkeiten bereits vorhanden sind. Realisierte Kommunikationsmöglichkeiten betrafen vor allem die Nutzung von Social-Media-Plattformen wie Facebook, Instagram oder auch nebenan.de, Informationsbereitstellung über Homepages, Kontaktaufnahmen per Mail und Ähnliches.

Eine mit den Adressat*innen gemeinsame Gestaltung eines digitalen Sozialraumes wird als nicht zu erreichendes Ideal proklamiert. Kompetenzvermittlung im Bereich der Mediennutzung, etwa Schutz eigener Daten, Informationsbeschaffung oder auch Verifikation von Quellen wird als sehr wichtige Aufgabe zur Stärkung der Handlungsfähigkeit der Adressat*innen verstanden, jedoch nicht als Kernaufgabe von GWA. Solche Angebote wurden durch die Fachkräfte dann auch nicht realisiert, weil sie sich als hierfür nicht kompetent einschätzten. Entgegen den anvisierten Idealen wurde meist nur eine digitale Kontaktaufnahme angeboten und nachfolgende Arbeit mit den Adressat*innen analog gestaltet.²

3 First und Second Level Digital Divide

Die erhobenen Daten lassen sich anhand der weit rezipierten Unterscheidung zwischen First und Second Level Digital Divide in verschiedene Bedarfe aufschlüsseln. Der First Level Digital Divide, auch als digitale Spaltung bezeichnet, beschreibt die unterschiedliche Verfügbarkeit von Software sowie Hardware wie auch den Zugang zum Internet. Der Second Level Digital Divide, oder auch digitale Ungleichheit genannt, verweist darauf, dass es signifikante Unterschiede in der Nutzung verschiedenster Anwendungen gibt, oftmals als zusammenhängend konstatiert mit soziodemografischen Merkmalen der User*innen (Verständig u.a. 2016, 50 f.)³. Mit Hilfe dieser Unterscheidung ist es möglich, die Bedarfe der

2 Zwei Ausnahmen ließen sich hierbei finden, welche in ähnlicher Form als Angebote in verschiedenen Einrichtungen stattfinden. Beides sind Projekte, welche sich dem Bereich der medienpädagogischen Arbeit zuordnen lassen. Fachkräfte der Sozialen Arbeit betreuen diese, wirken jedoch nicht direkt in den Projekten mit und leiten hierbei auch nicht pädagogisch an. Es handelt sich dabei um Angebote im Bereich Kompetenzerwerb, einerseits zur alltäglichen Techniknutzung und dem Umgang mit dem Internet, welche oftmals durch ehrenamtlich Engagierte durchgeführt werden und sich im Rahmen etwa von Technikcafés entweder an Senior*innen richten oder als Angebot der Nachbarschaftshilfe gestaltet werden. Andererseits sind es Weiterbildungs- und Schulungsangebote, bei denen digitale Kompetenzen für spezielle Kontexte oder beschränkte Zielgruppen vermittelt werden, z.B. digitale Bewerbungsmappen und E-Mail-Schreiben in Bewerbungstrainings, diese werden jedoch meist durch externe Akteure in den Einrichtungen durchgeführt.

3 In den letzten Jahren ist sowohl der Begriff des Zero Level Digital Divide als Ungleichheit auf der Darstellungsebene des Internets etwa aufgrund lernender Algorithmen oder priorisierter Behand-

Fachkräfte im Hinblick auf Ausstattungsfragen sowie das Anwendungswissen pointiert herauszuarbeiten. Zudem wird diese Unterscheidung durch Fachkräfte selbst, wenn auch oft anders betitelt, für Beschreibungen der Adressat*innen genutzt. Diese teils in der alltäglichen Praxis verifizierten Annahmen bilden die Grundlage für die Entwicklung von Angeboten und Projekten.

3.1 Ausstattungsfragen

Die interviewten und begleiteten Fachkräfte wurden bezüglich der notwendigen Ausstattung für eine Digitalisierung in ihrer Arbeit befragt. Dies wurde mit einer eher geringen technischen Ausstattung beantwortet. Das übergreifend definierte notwendige Minimum kann mit einem Mobiltelefon, verstanden als ein internetfähiges Smartphone mit Kamera, erreicht werden. Technisch sei nicht sehr viel mehr notwendig, um eine Kontaktaufnahme und auch das Kontakthalten in digitalen Medien sowie allgemein mittels Anwendungen zu ermöglichen. Auf der Seite der Adressat*innen wird die notwendige sowie vorhandene Ausstattung als ausreichend empfunden, auch hier wird als Minimum ein internetfähiges Smartphone, idealerweise mit Kamera, angegeben. Einschränkungen werden im Hinblick auf ländliche Regionen vorgenommen, wo es durchaus zu fehlender Netzabdeckung kommen kann, und bei Senior*innen. Der Anteil der Personen mit internetfähigem Mobiltelefon wie auch bei der Internetnutzung über stationäre sowie mobile Geräte allgemein nimmt mit zunehmendem Alter ab, dieser Erfahrungswert der Fachkräfte deckt sich mit Studiendaten (vgl. Initiative D21 2020, 14). Diese Ausrichtung der digitalen Spaltung wird jedoch nicht als Problem beschrieben, da ältere Adressat*innengruppen über andere Kommunikationswege erreicht werden und durch die Teilnahme an Projekten sowie Austauschmöglichkeiten sehr gut in die GWA vor Ort eingebunden werden können. Zudem wird der Verzicht auf Smartphones und internetbasierte Anwendungen bei Senior*innen als freiwillige Entscheidung gelesen und als solche akzeptiert.

„Und es ist so, dass wir andere, neuere Techniken oder Möglichkeiten bis jetzt gar nicht so in Betracht gezogen haben, weil [...] wir haben ein Publikum oder Personenkontakte, die oftmals dann doch schon eher älter sind. Und die ganz stolz darauf sind, dass sie das mit der E-Mail und dem WhatsApp ganz gut hinkriegen. Und ja, wo ich dann manchmal denke, das ist gut, die auch nicht weiter zu überfordern, sondern eben mit den Mitteln zu arbeiten, die die auch kennen, ne? Die dann da abzuholen.“ (Interview B.)

lung von Datenpaketen (vgl. Verständig u.a. 2016, 52 f.) wie auch der des Third Level Digital Divide als unterschiedlicher Outcome der Internetnutzung aufgekommen (vgl. van Deursen, Helsper 2015). Diese Ebenen wurden durch die Fachkräfte nicht aufgemacht und deshalb auch nicht zur Auswertung herangezogen, halten aber besonders für Forschungen mit Fokus auf Adressat*innen interessante Ansätze bereit.

Die Fachkräfte beschreiben ihren Anspruch an technische Ausstattung als eher gering, diese beläuft sich auf ein Smartphone, ein PC oder Laptop, Internetzugang sowie grundlegende Büro-Software-Anwendungen. Mit Beginn der Covid-19-Pandemie wurden zusätzlich meist noch lizenzierte, datenschutzkonforme Videokonferenzprogramme aufgelistet. Diese Ausstattung sei vorhanden und wird als ausreichend beschrieben. Einige Einrichtungen stellen den Mitarbeitenden Mobiltelefone für die Arbeit zur Verfügung, teils sogar Laptops. Dies hat ein mobiles bzw. ein Remote-Arbeiten in der Pandemiezeit begünstigt. Gleichzeitig verschwimmt jedoch besonders durch das Arbeitstelefon die Grenzziehung zwischen Arbeitszeit und privater Zeit immer mehr, wie weiter unten gezeigt.

3.2 Erzählungen über Digitalisierung

Im Hinblick auf vorhandenes Anwendungswissen von Programmen oder auch speziellere Kenntnisse, etwa Programmierung, zeigt sich in den erhobenen Daten ein als solcher auch beschriebener Mangel, sowohl bei den Fachkräften selbst wie auch bei den Adressat*innen. Bei der Auswertung finden sich drei dominierende Erzählungen im Zusammenhang mit der digitalen Ungleichheit. Erstens wird als Begründung für die angestrebte vermehrte Nutzung digitaler oder auch interaktiver Medien zur Kommunikation nebst dem Argument der geänderten Lebensrealität im Allgemeinen das Narrativ der Digital Natives angeführt. Dies beschreibt die Annahme, dass junge bzw. jüngere Adressat*innen ein durch alltägliche Nutzung erworbenes Wissen über digitale Medien haben, das in der Anwendung selbstverständlicher und intuitiver ist als von älteren Personen. Durch dieses Wissen und eine hochfrequente Nutzung von Digital Devices und deren Anwendungen wird ein Zugang zu Jugendlichen und jungen Erwachsenen über die digitalen Medien besonders erfolgsversprechend bewertet. Während sich durch Studien die hohe Nutzungsfrequenz ebenso wie der sehr verbreitete Besitz von Digital Devices bei jüngeren Personen bestätigt findet (vgl. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2020, 12ff.), fehlt eine Bestätigung, dass dies zu einem hohen Anwendungs- und Nutzungswissen bei diesen Personen führt, welches über eine intuitive, alltägliche Nutzung hinausgeht (vgl. Initiative D21 2020, 28ff.).

„Also die beiden Studentinnen arbeiten da gerade dran (Social-Media-Account) [...] ja die beiden sind natürlich in gewisser Weise auch Expertinnen, weil sie ja (...) na ja. Sind sie Digital Natives? Oder wie nennt man das? Also die kennen sich natürlich auch schon aus, weil sie es einfach auch schon kennen, ne?“ (Interview J.)

In den Interviews und bei den Begleitungen wird dieses Narrativ vor allem im Bezug auf eine oftmals als abstrakt definierte Gruppe der „Jugend“ bzw. die „jüngere Generation“ verwendet, hierzu werden Praktikant*innen, Studierende der

Sozialen Arbeit ebenso wie bisher nicht erreichte Jugendliche als Teil der Zielgruppe gezählt. Diesen wird z.B. die Fähigkeit zugeschrieben, einen Social-Media-Account erfolgreich im Sinne der Reichweite und der Ansprache Gleichaltriger zu betreiben. Eine Differenzierung zwischen häufiger Nutzung einer Anwendung und dem erfolgreichen Betreiben eines Social-Media-Accounts geschieht dabei nicht. Das intuitive Verständnis und ein erfolgreicher Account werden oftmals als notwendige Bedingungen für die gegenüber bisherigen Versuchen erfolgreichere Ansprache von jüngeren Adressat*innen aufgelistet.

Adressat*innen hingegen, mit denen auf regelmäßiger Basis gearbeitet wird, sind aus diesem Narrativ ausgeklammert, vielmehr sind diese im Mittelpunkt medienpädagogischer Bemühungen. Bei diesen wird die Zeit, welche sie auf Social-Media-Plattformen verbringen, teils negativ bewertet. Die Widersprüchlichkeit wurde den Fachkräften in den Gesprächen bewusst, konnte jedoch nicht aufgelöst werden.

Das Narrativ der Digital Natives (ver-)führt zu zwei Schlussfolgerungen, einerseits wird durch das intuitive Erlernen ein nicht aufholbarer Vorteil anderer, jüngerer Personen angenommen, der das eigene Nichtkönnen und Nichterlernen entschuldbar macht. Andererseits prädestiniert es einfache Lösungen, wie die Gewinnung von Studierenden der Sozialen Arbeit als studentische Hilfskräfte oder Praktikant*innen, die nur mit einem Digital Device in Form eines Smartphones ausgestattet werden müssen, um eine gelingende digitale Ansprache oder einen erfolgreichen Social-Media-Account über die Einrichtung und die gemeinwesenorientierte Arbeit zu etablieren.

In der Auswertung der Accounts von Einrichtungen zeigte sich, dass dies eine Fehlannahme ist. Es werden von anderen Mitarbeitenden größere zeitliche Ressourcen gebunden, um Inhalte zu erstellen, der zeitliche Aufwand für die Inhalte und die Kommunikation ist besonders zu Anfang sehr hoch. Da häufig eine Person die Arbeit übernimmt, liegen die Accounts und etablierten Kontakte zu meist brach, wenn diese Person das Projekt verlässt. Dies ist besonders bei Praktikant*innen und studentischen Hilfskräften eine absehbare Entwicklung, wird jedoch auch durch die in diesem Bereich nicht selten befristeten Verträge und begrenzten Projektlaufzeiten forciert.

Als Gegenpol zu dem Narrativ der Digital Natives und der damit verbundenen Hoffnung, mehr junge Personen zu erreichen, findet sich ebenso die Erzählung, dass vor allem Ältere keinen oder nur schlechten Zugang zu digitalen Medien haben, was noch verstärkt wird, wenn diese bei anderen sozioökonomischen Faktoren zu marginalisierten Gruppen gehören. Senior*innen würden sich nicht so sehr dafür interessieren, dass ihre Interessen gestärkt werden, sondern oftmals vor allem soziale Kontakte suchen. Deshalb wäre für diese große Zielgruppe die Ansprache und Informationsdarstellung über digitale Medien oder im Internet nicht prioritär und es müsse grundsätzlich eine Ansprache über Multiplikator*innen,

im öffentlichen Raum oder auch über analoge Printmedien erfolgen. Für diese Erzählung finden sich in vielen Studien Daten, die in älteren Bevölkerungsgruppen eine geringere Internetnutzung, seltenere Ausstattung mit digitalen Geräten und auch ein geringeres Interesse an diesen Bereichen verifizieren (vgl. Initiative D21 2020, 18 ff.). Dies wird als Bestätigung für etablierte, nichtdigitale Arbeitsweisen und teils auch als Begründung der Nichterprobung genutzt.

Die dritte erzählerische Konstante, welche in der Auswertung gefunden wurde, bezieht sich auf die Fähigkeiten der Fachkräfte selbst. Das eigene Anwendungswissen und der angestrebte Erwerb eines solchen wird als stark von der eigenen technischen Affinität abhängig gesehen. Je höher die Fachkräfte ihre eigene Affinität etwa zum Themenfeld Digitalisierung einschätzen, desto höher schätzen sie ihre eigene Kompetenz im Umgang mit Soft- sowie Hardware ein und desto eher sind sie bereit, digitale Elemente in der GWA zu etablieren. Dies bezieht sich sowohl auf die kollegiale Arbeit wie auf die mit den Adressat*innen.

Auf der anderen Seite sehen es Fachkräfte aufgrund ihrer teils geringen Affinität als zu schwierig und zeitaufwendig an, digitale Elemente zu implementieren, dies betrifft einen weiten Bereich von geteilten Online-Kalendern bis hin zur Aufsetzung und Gestaltung eines Netzwerkes für Bewohner*innen und Fachkräfte. Dieser Aufwand wird nach Möglichkeit an Kolleg*innen mit Erfahrung abgetreten, vorzugsweise zur kompletten Installation sowie der anschließenden Betreuung. Wenn das Abtreten nicht möglich oder gewünscht ist, es jedoch durch die Leitung vorgegeben ist, wird die Implementierung in den meisten Fällen entweder (auf unbekannte Zeit) verschoben oder nicht strukturiert und nachhaltig durchgeführt. Dies führt in der Konsequenz etwa zu Social-Media-Accounts, Homepages oder auch gekauften Programmen, die, einmal aufgesetzt und mit Inhalten gefüllt, nicht weiter bespielt und aktualisiert werden.

Hier zeigt sich, dass primär nicht ein Mehr an technischen Ressourcen notwendig ist, sondern eine Kombination aus einerseits entweder intern zur Verfügung gestelltem oder externem, möglicherweise eingekauftem Expertenwissen zur Etablierung digitaler Anwendungen sowie nachfolgender Betreuungsaufgaben. Andererseits benötigen die Fachkräfte eine offene und lernbereite Einstellung, um neue Programme ebenso wie digitale Entwicklungen anzunehmen und die damit verbundenen nötigen Lernprozesse zu durchlaufen. Dies bedeutet jedoch auch, dass hierfür zeitliche Ressourcen bei den Mitarbeitenden eingeräumt und finanzielle Mittel bereitgestellt werden müssen.

4 Ressourcen

Bei der Auswertung der kreierten Online-Inhalte und den Begleitungen definierten die Fachkräfte als Erfolgskriterium eine große Reichweite ihrer Social-Media-Accounts und Homepages und speziell eine weiterreichende erfolgreiche Ansprache ihrer Adressat*innen. Diese Reichweite konnte durch bestimmte Gestaltungskriterien erreicht werden. Es zeigte sich, dass diese deckungsgleich sind mit den „Gestaltungsformen und Inhalten[, welche] die Wahrscheinlichkeit dafür, dass ein Post von den Jugendlichen wahrgenommen wird“, erhöhen (Mayrhofer 2020, 162). Hierzu zählen dynamische Bilder, Bilder mit einer der Werbebranche entlehnten Ästhetik, Bilder mit Bezug zu Aktivitäten, an denen die Zielgruppe teilgenommen hat, sowie Einblicke in das privat-persönliche Leben der Fachkräfte. Hinzu kam in der Auswertung noch, dass zu einer hohen Reichweite beitragen kann, wenn Beiträge zu Themen mit temporär begrenzt sehr hoher medialer Aufmerksamkeit (sogenannte Trending Topics) gepostet werden. In vielen Interviews formulierten die Fachkräfte eine gewisse Ablehnung, sich als Privatmensch auf diesen Plattformen im Kontext ihrer Arbeit zu präsentieren, da dies eine Grenzziehung zwischen beruflicher und privater Sphäre teils unmöglich mache. Auch der in Social-Media-Plattformen implizierte Anspruch des Always-on und zeitnaher Reaktionen etwa auf Anfragen und Nachrichten lässt diese Grenze immer mehr verschwimmen, da eine Kommunikation nicht zwingend mit Dienstschluss zeitgleich beendet ist. Auch gibt es eine Ablehnung, den Trending Topics zu folgen, nur um Aufmerksamkeit zu erlangen, da dies als Widerspruch zu einer differenzierten Meinungsbildung mit Stärkung der Sichtweisen marginalisierter Adressat*innen empfunden wird. Gleichzeitig legen die Daten den Schluss nahe, dass eine Übertragung der so entstandenen Online-Kontakte zu Adressat*innen in die Arbeit vor Ort selten erfolgt, diese Übertragung wird jedoch von allen Fachkräften als Ziel verstanden. Ausgehend von professionellen Austausch- und Netzwerkbeziehungen, welche ebenfalls über digitale Medien entstehen, gelingt sehr viel häufiger die Übertragung zu realisierten Kooperationen.

„Dann kam Corona, gleichzeitig kam immer dieses Digitale. [...] also man muss vielleicht gucken so was für Kapazitäten hast du denn. [...] deine Zeit ist begrenzt und du musst jetzt dich entscheiden, welchen Raum nimmst du. [...] das war auch bei Corona sichtbar, rauszuschicken. Zu senden, [...] aber GWA ist nicht senden, GWA ist empfangen und das ist (...) das ist schwierig, finde ich, mit begrenzten Ressourcen, deswegen bin ich fest davon überzeugt, dass es digitale GWA geben kann, [...] wenn ich mir jetzt zwei Kollegen [wünschen kann,] dann würde ich mir einen GWAler für den digitalen Raum wünschen, der nicht nur dafür da ist den Flyer zu posten, nein. [...] Der sich aufhält, der im digitalen sozusagen Ansprechpartner wird für Bürger und ansonsten, du schaffst nur eine bestimmte Anzahl von Türen. Ob sie digital sind oder real.“ (Interview T.)

Während im Frühjahr 2020 aufgrund starker Kontaktbeschränkungen kaum GWA vor Ort möglich war, fokussierten sich viele Fachkräfte darauf, digitale Präsenzen zu etablieren und digitale Projekte voranzubringen. Als im Sommer 2020 die Kontaktbeschränkungen zurückgefahren wurden und direkte Arbeit wieder möglich war (als bevorzugte Agitationsvariante der Bewohner*innen und auch als erfolgreicher bei der Etablierung langfristiger Beziehung durch die Fachkräfte beschrieben), kehrte sich die Entwicklung um, mit der Konsequenz, dass für die digitalen Präsenzen und Projekte nicht mehr ausreichend Zeit vorhanden war, diese brachlagen und entstandene Kontakte verkümmerten oder es in der begrenzten Zeit nicht zu einer Übertragung in Face-to-Face-Arbeit kam. Um diese sehr differenten Arbeitsweisen dauerhaft in Einrichtungen zu etablieren, ist eine personelle Aufstockung unumgänglich und die Einsicht, dass nur weil Fachkräfte aus Sicht der Träger oder Financiers zu den Digital Natives zählen, das Betreiben einer Social-Media-Präsenz genauso wenig wie das Erlernen digitaler Moderation von Videokonferenzen nebst bisher bestehenden Aufgaben im gleichen Zeitumfang oder ohne Weiterbildungen realisiert werden kann.

5 Vorgaben innerhalb des Trägers

Besonders durch die Auswirkungen der Covid-19-Pandemie und den damit auch in der Gemeinwesenarbeit aufgetretenen Einschränkungen der direkten Arbeit, sowohl was Adressat*innen wie auch den fachlichen Austausch betrifft, wurde ein starker Zwang beschrieben, Abläufe und Handlungsroutinen sehr schnell ins Digitale zu transferieren. Die Gelingensfaktoren wurden übergreifend ähnlich benannt. Hierzu zählten einerseits die ausreichende Bereitstellung von Hardware und Software, in Verbindung mit Schulungen und Weiterbildung zur Nutzung. Andererseits zählten dazu Vorgaben, auch rechtliche, und Richtlinien, die etwa den Datenschutz oder Arbeitszeitregelungen betreffen. Diese werden durch die Fachkräfte bei Projektleitungen oder Träger eingefordert mit Verweis auf komplexe Gesetze und Vorgaben im Bereich Datenschutz. Bei der Benennung dieser Faktoren gab es keinen Unterschied zwischen Interviews, die vor und nach dem Beginn der Covid-19-Pandemie geführt wurden. Jedoch unterscheiden sie sich vehement in der Dringlichkeit, mit der dies eingefordert wurde, um die alltägliche Arbeit weiterhin gestalten zu können und mobiles Arbeiten zu ermöglichen. Zudem zeigte sich unter der brennglasartigen Rahmung der Pandemie, dass es den Bedarf gibt, Software, aber auch rechtliche Vorgaben projekt- und trägerübergreifend zu gestalten. Dadurch können Kooperationen und Netzwerkarbeit, auch unter den Beschränkungen der Pandemiezeit und den durch viele angenommenen

darüber hinaus beschleunigten Wandel der Arbeit, weiterhin durchgeführt werden.

Die Interviews aus dem Frühjahr und Sommer 2020 zeigten auf, dass intra-institutionelle uneinheitliche Vorgaben Kooperationen verhindern und etablierte Netzwerke teils destruieren. Dies zeigt sich exemplarisch am Umgang mit Videokonferenzprogrammen. Nachdem zu Beginn der Pandemie sehr zügig Free-ware-Programme gewählt wurden, oftmals ohne Beachtung von Datenschutzrichtlinien, wurden kurze Zeit später trägerspezifische Vorgaben zur Nutzung solcher Tools ausgesprochen, oft in Verbindung mit dem Erwerb einer Lizenz für ein Videokonferenzprogramm. Die Vorgaben, welche Programme zur Teilnahme verwendet werden dürfen, unterschieden sich stark, wodurch einige Akteure nicht mehr an bestimmten Netzwerk- und Projektsitzungen teilnehmen konnten oder die Mitarbeitenden sich in eine rechtliche Grauzone bewegten, wenn sie dies doch taten. Als Effekt können exklusive und damit nicht auf eine maximale Effektivität ausgelegte Netzwerke entstehen und Kooperationen langfristig verhindert werden.

Ebenfalls lässt sich seit Pandemiebeginn ein starker Anstieg von kurzen, online verfügbaren, oftmals kostenlosen Online-Kursen und digitalen Konferenzen feststellen. Hierüber erlangen Best-Practice-Projekte Bekanntheit, die Beherrschung spezieller Tools wie auch Anwendungsfähigkeiten können erlernt werden. Diese Angebote wurden aufgrund der komprimierten und digital verfügbaren Form sehr gut angenommen. Diese ist leicht in den Arbeitsalltag integrierbar und ermöglicht eine passgenaue Fortbildung. Die Bekanntheit solcher Angebote ist jedoch stark abhängig von der persönlichen Affinität der Fachkräfte bzw. der Verbreitung dieser Information durch einzelne Fachkräfte in ihren Teambesprechungen oder Netzwerken.

6 Ausblick

Die skizzierten Entwicklungen zeigen einen schnelleren Wandel auch in der gemeinwesenorientierten Arbeit hin zu mehr digitalen Anwendungen und Online-Kommunikation. Dies ergibt sich aktuell nochmals verstärkt aufgrund der Folgen und Beschränkungen der Covid-19-Pandemie, jedoch wurde dieser Wandel bereits zuvor von Einrichtungen und Leitungsebenen erlebt. In der Konsequenz führt dies zu veränderten Bedingungen der alltäglichen Arbeit, nicht primär auf einer technischen Ausstattungsebene, sondern vielmehr im Hinblick auf das zu bewältigende Arbeitsvolumen, wenn diese neuen Felder nicht als Ersatz, sondern als gleichwertiger Zusatz verstanden werden. Hier gibt es sowohl Bedarfe nach mehr Stellen wie auch nach dem gezielten Einsatz externen Expertenwissens.

Eine angemessene Ausstattung sowohl mit Hardware wie mit Software ist nichtsdestotrotz notwendig, jedoch scheinbar leichter einzufordern und sehr viel akzeptierter als die Vorstellung, dass junge Menschen (zumindest jünger als man selbst) nicht zwangsläufig aufgrund ihres Alters digitales Anwendungswissen besitzen.

Zudem entstehen Weiterbildungsbedarfe, welchen durch die Leitungsebene begegnet werden muss, wenn dies nicht durch die Fachkräfte erfolgen kann. Hier entstand und entsteht ein breites Spektrum an spezifizierten Angeboten, welches gerade in der GWA als sehr breit aufgestelltes Feld vielfältig zum Einsatz kommen kann, wenn es in diesem bekannter wird.

Die aufgezeigten Rahmungen und Bedarfe sollen nicht zu der Schlussfolgerung verführen, nur bewährte, analoge Formate und Projektkonzepte in der Gemeinwesenarbeit durchzuführen und sich vor der Digitalisierung in diesem Feld zu verschließen. Es ist vielmehr angeraten, im Dialog zwischen Leitung, Träger und den Fachkräften unter Berücksichtigung ihrer Erfahrungen und Einschätzungen Erwartungshorizonte mit den realen Gegebenheiten und Möglichkeiten abzugleichen, anhand derer Digitalisierungsstrategien entwickelt werden, welche langfristig und nachhaltig umsetzbar sind.

Quellenangaben

- Bitzan, Maria; Hinte, Wolfgang; Klöck, Tilo; May, Michael & Stövesand, Sabine (2005): Diskussionsbeitrag Gemeinwesenarbeit. In: Kessl, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne & Frey, Oliver (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Initiative D21 (2020): D21 Digital Index 19/20 – Jährliches Lagebild zur Digitalen Gesellschaft. Online unter: <https://initiated21.de> (Abrufdatum: 05.01.2021).
- Hammerschmidt, Peter; Sagebiel, Juliane; Hill, Burkhard & Beranek, Angelika (2018) (Hrsg.): Big Data, Facebook, Twitter & Co. und Soziale Arbeit. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Kreidenweis, Helmut (2019): Digitale Transformation – Grundlagen, Strategien und Rahmenbedingungen. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 02/2019, 4-15.
- Mayrhofer, Hemma (2020): Auf dem Weg zu virtuellen Role Models und Online-Streetworkern? – Zur Transformation von Handlungsräumen und Interventionsmethoden in der Offenen Jugendarbeit. In: Steckelberg, Claudia & Thiessen, Barbara (Hrsg.): Wandel der Arbeitsgesellschaft – Soziale Arbeit in Zeiten von Globalisierung, Digitalisierung und Prekarisierung. Opladen: Barbara Budrich.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2020): JIM-Studie 2019 – Jugend, Information, Medien – Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart: o.Verlag.
- van Deursen, Alexander & Helsper, Ellen (2015): The Third-Level digital divide – who benefits most from being online? In: Communication and Information Technologies Annual: Digital Distinctions and Inequalities. Studies in Media and Communications, Volume 10, 29-53.
- Verständig, Dan; Klein, Alexandra & Iske, Stefan (2016): Zero-Level Digital Divide – Neues Netz und neue Ungleichheiten. In: Siegen: Sozial, 2016-1, 50-55.

Diana Schneider

Ein Schritt in Richtung De-Professionalisierung? Plädoyer für eine intensive Diskussion über algorithmische Systeme in der professionellen Praxis

Zusammenfassung

Algorithmische Systeme der Entscheidungsfindung stellen zunehmend eine wichtige Technologie im täglichen Leben dar und finden sich in immer mehr gesellschaftlichen Anwendungskontexten. Zugleich lösen diese Systeme im Speziellen sowie Informations- und Kommunikationstechnologie im Allgemeinen ein Unbehagen im professionellen Handlungskontext aus: Sie stehen in Verdacht, zur De-Professionalisierung sozialarbeiterischen Handelns beizutragen. Der Rückbezug auf Abbotts (1988) Professionstheorie kann hier nicht nur helfen, den potenziellen Einsatzort algorithmischer Systeme präziser zu bestimmen, sondern auch, sich der zukünftigen Herausforderungen frühzeitig bewusst zu werden. Dabei wird deutlich, dass es zukünftig nicht nur darauf ankommt, auf ein solides Fachwissen über statistische Verfahren zurückgreifen zu können. Zudem kann es entscheidend sein zu hinterfragen, in welcher Weise (bestimmte) ethische Werte innerhalb der Sozialen Arbeit zu interpretieren sind.

1 Einleitung

In immer mehr Gesellschaftsbereichen kommt es zum Einsatz algorithmischer Systeme und künstlicher Intelligenz (KI). Deren Anwendungen finden sich nicht nur im privatwirtschaftlichen Sektor (bspw. zur Beurteilung der Kreditwürdigkeit, vgl. OpenSCHUFA 2019; Spielkamp 2019), sondern werden zunehmend auch im staatlichen (bspw. predictive policing, vgl. Greilich 2019, Knobloch 2018, Tayebi & Glässer 2016) und wohlfahrtsstaatlichen Kontext (bspw. bei der Verwaltung von Arbeit und Arbeitslosigkeit, vgl. Allhutter u.a. 2020; Fanta 2018; Holl u.a. 2018) eingesetzt. Auch in Bereichen, die im Tätigkeitsfeld der Sozialen Arbeit liegen, kommt es zunehmend zum Einsatz algorithmischer Systeme, beispielsweise im Bereich des Quartiersmanagements von Erstaufnahmeeinrichtungen und Notunterkünften für geflüchtete Menschen (vgl. Baeck 2017) oder – schaut man ins Ausland – bei der Beurteilung von Kindeswohlgefährdung (vgl. Fitch 2006; Foster & Stiffman 2009; Gillingham & Humphreys 2010; Gillingham

2019; Johnson & Wagner 2003; Liedgren u.a. 2016; Schrödter u.a. 2018). Insbesondere in die Einbindung von Big Data Analytics werden hierbei große Hoffnungen gesetzt, denn diese sollen neue Einblicke in die Planung, Bereitstellung und Ausrichtung sozialer Dienste ermöglichen (vgl. Gillingham & Graham 2016; Schneider & Seelmeyer 2019). Zugleich stehen eben jene Systeme auch in herber Kritik: Zahlreiche Bedenken gelten der fehlenden Transparenz von Entscheidungskriterien algorithmischer Systeme (vgl. Coeckelbergh 2019; Dositovic u.a. 2018; Gillingham 2016; Wachter u.a. 2017). Zudem wurde in einer Reihe von Studien nachgewiesen, dass Big-Data-Anwendungen alles andere als frei von Vorurteilen sind (vgl. Datta u.a. 2015; Knobloch 2018; Zweig u.a. 2018). Kommt es bei der Entwicklung gesellschaftlich relevanter algorithmischer Systeme zu einer Über- oder Unterrepräsentation bestimmter (Personen-)Gruppen, können sich soziale und gesellschaftliche Ungleichheiten verschärfen (vgl. Kolleck & Orwat 2020; Machkovech 2015); darüber hinaus kann statistische Ungleichheit durch unzureichend geprüfte Generalisierungen strukturell begünstigt und somit zu statistischer Diskriminierung werden (vgl. Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2019; Gillingham & Graham 2016; Orwat 2020; Schrödter u.a. 2018). Entsprechend voraussetzungsreich ist die Entwicklung eben jener Systeme (vgl. Zweig u.a. 2018); an ihr entzündeten sich viele ethische, rechtliche und gesellschaftliche Fragen (vgl. Ananny 2016; Barocas & Boyd 2017; Meredith & Arnott 2003).

Trotz dieser intensiven Diskussion um die Entwicklung algorithmischer Systeme sowie um ihre potenziellen gesellschaftlichen Auswirkungen gibt es kaum Ergebnisse, wie Menschen mit solchen algorithmischen Systemen interagieren (vgl. Kolleck & Orwat 2020, 8). Insofern mag es naheliegend sein, dass es in der Diskussion über algorithmische Systeme der Entscheidungsfindung (engl. *algorithmic decision making*, ADM) zu einer Gleichsetzung mit automatisierten Systemen algorithmischer Entscheidungsfindung (engl. *automated decision-making*, AuDM) kommt. Ziemlich präsent wird dies beispielsweise im sogenannten Atlas der Automatisierung (vgl. Chiusi u.a. 2020) forciert, der durch die Bertelsmann Stiftung und Algorithm Watch herausgegeben wird. Gleichzeitig verhindert eine solche Gleichsetzung jedoch eine dezidierte Diskussion über algorithmische Systeme der Entscheidungsunterstützung (engl. *decision support system*, DSS). Solche algorithmischen Systeme sind nicht nur wesentlich häufiger anzutreffen (auch mit Blick auf die in der Diskussion angeführten Beispiele, vgl. Chiusi u.a. 2020; Kolleck & Orwat 2020; Martini u.a. 2020; Matzat u.a. 2019; Orwat 2020; Spielkamp 2019), sondern erinnern auch durch die Explikation der Unterstützung daran, dass es die mit den Systemen interagierenden Personen sind, die darüber entscheiden, ob und inwiefern die Ergebnisse algorithmischer Systeme in konkrete Entscheidungen überführt werden (dürfen) (ein einschränkender Versuch hierzu u.a. Art. 22 DSGVO).

Im vorliegenden Beitrag soll eine solche Einhegung algorithmischer Systeme der Entscheidungsunterstützung in die professionelle Praxis diskutiert werden¹. Hierzu wird zunächst das Argument der Steuerung durch Technik skizziert (Kapitel 2) und anschließend die Professionstheorie von Abbott (1988) vorgestellt (Kapitel 3). Mit ihrer Hilfe wird deutlich, dass algorithmische Systeme zwar in die professionelle Praxis eingreifen und diese wesentlich ändern können, dies jedoch nicht zwangsläufig zu einer De-Professionalisierung führen muss (Kapitel 4). Vielmehr kann die Rückbindung an diese Professionstheorie helfen, um sich der zukünftigen Herausforderungen im Umgang mit algorithmischen Systemen frühzeitig bewusst zu werden.

2 Up to now: Technologies of care und Steuerungselement

Schaut man auf den akademischen Diskurs zu algorithmischen Systemen in der Sozialen Arbeit im Speziellen – oder erweitert den Blick auf Digitalisierung im Sozial- und Gesundheitssektor – so fällt auf, dass mit dem Technikeinsatz häufig ein unbestimmtes, kaum weiter definiertes Unbehagen einhergeht. Dieses bezieht sich meist weniger auf konkrete Anwendungen und Technologien (obgleich neuerdings die eingangs genannten Anwendungen der Big Data Analytics beliebte Adressaten darstellen [vgl. Boyd 2015; Gillingham & Graham 2016]), sondern auf die Informations- und Kommunikationstechnologie (IuK-Technologie) als Steuerungsinstrument *per se*. Hierbei ist die Kritik an der zunehmenden Technisierung professionellen Handelns keine Diskussion neueren Datums, sondern kann auf eine längere Geschichte zurückblicken²: Bereits Mitte der 1980er Jahre, als der Einsatz EDV-basierter Systeme zunehmend zum Arbeitskontext professioneller Arbeit gehörte, wird auch die Gefährlichkeit der Computertechnik thematisiert (vgl. Bolay & Kuhn 1993, 13ff.). Die Andersartigkeit der IT-gestützten Logik, die sich so gar nicht mit der kreativen, assoziativen und dialektischen Denkweise des Menschen vereinbaren lässt (vgl. Bolay & Kuhn 1993, 13ff.; Wiener 1984), ist ein Narrativ, das sich bis heute – wenn auch mitunter in abgeschwächter Form – in hiesigen Argumentationen wiederfinden lässt.

Neuen Zunder erhielt die Debatte u.a. durch Stephen Webb (2003) und seine Idee der *technologies of care*, mit der er die regulierende Macht von IuK-Techno-

1 Einige Kerngedanken hierzu wurden bereits an anderer Stelle entwickelt (vgl. Schneider u.a. 2021/ im Erscheinen), werden im Folgenden jedoch noch einmal ausführlicher thematisiert und erweitert.

2 Die Frage, ob Computer „komplexe geistige und soziale Prozesse bearbeiten können und sollen“ wurde vor allem in den 1970er Jahren diskutiert (Kuhlmann 1985, 95); zugleich reichen die Anfänge der akademischen Diskussion und Auseinandersetzung mit Computern in noch weitere Vergangenheit zurück (vgl. Weber 2018a).

logien anprangert. Hierin greift er die bereits vorhandene (und immer wieder thematisierte) Bürokratie- und Ökonomiekritik auf (vgl. Merchel & Tenhaken 2015; Polutta 2015; Webb 2001; Weber 2018b; Will-Zocholl & Hardering 2020), indem er den gouvernementalitätstheoretischen Rahmen von *technologies of care* betont (vgl. Webb 2003). Unter dem Deckmantel der Fürsorge gelte: „Technologies [...] sow the seeds of judgement and invite normalizing prescriptions about what is acceptable and unacceptable in diagnosing health“ (Webb 2003, 225). Unterstützt werde dieser Gedanken der Steuerung durch die Dominanz der technischen Rationalität, welche sich u.a. in Form von „evidence-based practice, risk assessment and management, knowledge management, case management, decision regulation, performance frameworks and the hardening of protocols for standardized practice“ ausdrücke (Webb 2003, 226).

Gleichzeitig sei eine solche Steuerung jedoch nicht möglich, denn „the individual [person, DS] and social work does not behave in a rational way“ (Webb 2003, 228); eine Kritik, die bereits durch Luhmann und Schorr (1982) mit der These des Technologiedefizits des Sozialen unterstützt wurde (und weiterhin wird). Die mit IuK-Technologien einhergehende zweckrationale, effizienzorientierte Perspektive der Standardisierung widerspreche damit dem „hermeneutischen Fallverstehen und [der] stellvertretenden Falldedeutung, insbesondere aber de[m] vorläufige[n], tastende[n], revidierende[n] Charakter pädagogischer Zielbearbeitung“ (Polutta 2015, 59; vgl. Gillingham & Humphreys 2010; Ley & Seelmeyer 2014; Merchel & Tenhaken 2015). Denn eine wirkungsorientierte Steuerung sei auf empirische Nachweise, d.h. Datensätze, und deren Vergleichbarkeit angewiesen (vgl. Polutta 2015; Will-Zocholl & Hardering 2020); eine Voraussetzung, die so in der reflexiven, hermeneutischen Praxis Sozialer Arbeit nicht vorgesehen ist, jedoch zunehmend durch den Einsatz IT-basierter Systeme unterstützt werde (vgl. Will-Zocholl & Hardering 2020). Standardisierungen stehen damit neben evidenzbasierten Klassifikationssystemen stets im Verdacht, „sich [...] negativ auf die Profession aus[zu]wirken“ (Bastian & Schrödter 2015, 192).

Das Argument des Nicht-Rationalen wird in aktuelleren Beiträgen auch mit dem Diskurs zur Prospect Theory bzw. der Diskussion ums langsame und schnelle Denken³ (vgl. Gigerenzer 2007; Kahneman & Tversky 1979) verbunden, um die Andersartigkeit sozialarbeiterischen Handelns zu unterstreichen (vgl. Bastian 2019; Moch 2015). Mitunter wird dabei sehr wohlwollend darüber hinweggesehen, dass die mit Heuristiken verbundenen schnellen Entscheidungen (vgl. Freres u.a. 2019; Moch 2015) vor allem tief verankerte, kaum benennbare vorläufige Urteile darstellen (vgl. Bastian 2014; Schrödter u.a. 2018; Sunstein u.a. 2007).

3 Das sind zwei kognitive Systeme des Menschen, wobei das schnelle System (unter Rückgriff auf Heuristiken) zur Bewältigung von Alltagssituationen, das langsame hingegen zur Lösung komplexer Probleme genutzt wird.

Stattdessen – und das mag in dieser Argumentation am meisten verwundern – wird dieses Verfahren der Urteilsbildung, welches in der technischen Anwendung äußerst skeptisch diskutiert wird (Stichwort: algorithm bias), im Kontext sozialarbeiterischen Handelns wohlwollend akzeptiert⁴. Mehr noch: Obwohl weder Nudges (vgl. Sunstein u.a. 2007; Thaler & Sunstein 2009) noch predictive analytics (vgl. Rennstich 2019; Sarbin 1944) für die Vorhersage menschlichen Verhaltens ein Konstrukt rational agierender Akteure bedürfen, hält sich die Annahme, dies sei notwendig, äußerst hartnäckig, wenn beispielsweise das Für und Wider statistischer Verfahren diskutiert wird. Tatsächlich jedoch entpuppt sich die vermeintliche Dichotomie zwischen technischer Rationalität und Vorhersagbarkeit auf der einen Seite und menschlicher Kreativität und Nicht-Vorhersagbarkeit auf der anderen Seite als Trugschluss. Umso mehr lohnt sich daher ein Blick in die Logik professioneller Praxis, um die Auswirkungen algorithmischer und/oder IT-basierter Systeme besser einordnen und bewerten zu können.

3 Abbotts Theorie der professionellen Logik

Wenn algorithmische Systeme im Rahmen professionellen Handelns eingesetzt werden (sollen), so wird in der Regel ein Setting als gegeben angenommen, in welchem sich die Nutzenden des Systems (z.B. die Fachkräfte) in direkter Interaktion mit dem technischen System befinden. Ein solches Setting ist voraussetzungsreich, denn damit werden andere Formate der Entscheidungsfindung – auch solche, die einen hohen Stellenwert innerhalb der professionellen Sozialen Arbeit innehaben, beispielsweise die kollegiale Fallberatung – *per definitionem* (zeitweise) ausgeschlossen oder wenigstens erschwert⁵. Lässt man sich auf dieses Setting jedoch ein (bspw. im Rahmen der Einzelfallhilfe), so kann professionelles Handeln als Entscheidungsprozess unter multifaktoriellen Bedingungen analysiert werden (vgl. Vogd 2004), in dessen Rahmen die professionelle Urteilsbildung sowohl durch innere als auch äußere Bedingungen beeinflusst wird (vgl. Bastian 2019; Vogd u.a. 2018). Wie ein solches Handeln beschrieben werden kann, darin besteht eine Kernherausforderung professionssoziologischer Theorieansätze, denn „[g]erade die Nicht-Standardisierbarkeit [solcher professionellen Entscheidungsprozesse, DS] gilt als genuiner Kern, aber auch als das große Problem der/des Professionellen per se“ (Bastian 2014, 157).

4 Das erscheint deswegen kritisch, weil auf diese Weise Stereotypisierungen, Vor- und Fehlurteile begünstigt werden, wenn der Input in das schnelle System (hier: Daten bzw. Erfahrungen) entsprechend vorbelastet ist.

5 Denkbar wäre beispielsweise, dass andere Formate der professionellen Entscheidungsfindung *vor-* oder *nachgelagert* zur Interaktion mit einem technischen System stattfinden.

In aktuelleren Beiträgen der Sozialen Arbeit wird sich gelegentlich (wieder) auf die Professionstheorie von Andrew Abbott (1988) bezogen (vgl. Ackermann 2020; Bastian 2014); der Rekurs wird auch hier getätigt, da im Rahmen seines synthetischen Konzepts der Professionalisierung eine Systematik des professionellen Handelns skizziert wird, in welchem die sozialen und kulturellen Ansprüche einer Profession als wichtiger erachtet werden als die tatsächlichen Tätigkeiten im Beruf (vgl. Abbott 1988, 17). Ein solcher Ansatz erscheint insbesondere deswegen sinnvoll, da methodische Herangehensweisen und Konzepte einer Profession in der Regel zwar einem stetigen Wandel unterliegen, deswegen jedoch nicht zwangsläufig die Profession an sich infrage gestellt wird. Zugleich – und das macht Abbotts Konzept für die weitere Analyse interessant – fokussiert er in seiner Theorie die kulturellen Aspekte der Professionsausübung, die sich insbesondere in ihrer jeweiligen Zuständigkeit niederschlagen (vgl. Abbott 1988, 20, 40). Hierbei geht er von einer essentiellen Logik professioneller Praxis aus, welche aus Diagnose („to classify a problem“), Inferenz („to reason about it“) und Behandlung⁶ („to take action on it“) bestehe (Abbott 1988, 40).

Diagnose und Behandlung stellen vermittelnde Tätigkeiten dar, in deren Rahmen professionsrelevante Informationen als Fallinformationen in das professionelle Wissenssystem eingebracht bzw. in Form von Handlungsanleitungen aus Selbigem herausgezogen werden (vgl. Abbott 1988, 40, 46). Die Einschränkung hinsichtlich der professionsrelevanten Informationen ist an dieser Stelle elementar, denn nicht jede Information über ein Individuum ist für das professionsspezifische Problem notwendig. Stattdessen werden nur diejenigen Informationen herangezogen, mit deren Hilfe ein Bild über das Individuum zusammengestellt werden könne (vgl. Abbott 1988, 41, 46). Hierbei habe jede Profession eigene Regeln, die definieren, welche Arten von Hinweisen (engl. evidence) hierbei relevant, gültig und zulässig seien, sowie Bestimmungen über den zulässigen Grad ihrer Mehrdeutigkeit (vgl. Abbott 1988, 41). Werden auf dieser Fallebene Behandlungen präferiert, so müssen diese unter Hinzunahme professionsfremder, d.h. individuumsspezifischer Informationen wieder an das jeweilige Individuum angepasst werden, um die Wirksamkeit einer Behandlung zu beeinflussen (vgl. Abbott 1988, 46). Diese vermittelnde Tätigkeit ist jedoch nur ein Aspekt innerhalb von Diagnose und Behandlung, denn in beiden finden sich zudem probabilistische Klassifikationssysteme (vgl. Abbott 1988, 42). Diese stellen hinreichend komplexe, auf Veränderung reagierende Systematiken dar⁷, welche beileibe auch

6 Die Begriffe Diagnose und Behandlung werden an dieser Stelle von Abbott (1988) übernommen; Bastian (2014) spricht anstelle von Behandlung lieber von Intervention, Ackermann (2020) hingegen von Maßnahme.

7 Die Komplexität und Wandelbarkeit der Klassifikationssysteme lässt sich beispielsweise an der International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD) nachvollziehen (vgl. Abbott 1988, 43). So wurden im Laufe der Zeit nicht nur bestimmte Diagnosen aus der Klassi-

Leerstellen beinhalten können (vgl. Abbott 1988, 42). Hierbei übernehmen beide Klassifikationssysteme unterschiedliche Aufgaben innerhalb der professionellen Logik: So funktioniert die Diagnoseklassifikation wie ein Wörterbuch der beruflich legitimen Probleme und fußt auf dem abstrakten Fundament des professionellen Wissens (vgl. Abbott 1988, 41f.); die Behandlungsklassifikation hingegen bündelt ähnliche Behandlungsmethoden (vgl. Abbott 1988, 45). Zugleich werde Erstere durch Letztere insofern eingeschränkt, da mittels der Behandlungsklassifikation implizit auch Probleme klassifiziert werden – getreu dem Motto: Ähnliche Behandlungen hätten auch ähnliche Probleme zur Ursache (vgl. Abbott 1988, 42). So besteht innerhalb jeder Profession das Ziel, beide Klassifikationssysteme miteinander in Einklang zu bringen (vgl. Abbott 1988, 45); ein Bestreben, das sich u.a. in routinierten Prozessen niederschlägt. Diesen routinierten Prozessen steht die Profession jedoch ambivalent gegenüber, denn „[o]n the one hand, identifying the two would clarify and simplify professional work, at the same time making it more comprehensible to outsiders“ (Abbott 1988, 45).

Obgleich Diagnose und Behandlung unabdingbar in die Logik professionellen Handelns gehören, so stellen sie jedoch kein Kernelement professionellen Handelns dar. Dieser Platz gebührt allein der Inferenz; sie ist „a purely professional act“ (Abbott 1988, 40) und dasjenige Element innerhalb professioneller Logik, das wiederum zwischen Diagnose und Behandlung vermittelt (vgl. Abbott 1988, 49). Kann von einer bestimmten Diagnose nicht auf eine konkrete Behandlung geschlossen werden, so bedarf es des professionellen Wissens, um diese Verbindung zu erarbeiten. Je nach Profession und Problem kann sich hierbei entweder über verschiedene Ausschlussverfahren (Exklusion) oder Hypothesen (Konstruktion) angenähert werden (vgl. Abbott 1988, 49). Diese beiden Verfahren des logischen Schließens (zugespitzt: trial-and-error bzw. knowledge-learning-by-doing) finden sich in den meisten Professionen nicht nur gleichberechtigt nebeneinander, sondern kommen häufig auch gemeinsam zum Einsatz (vgl. Abbott 1988, 50). Trotz der besonderen Stellung und Notwendigkeit von Inferenz warnt Abbott jedoch:

But just as professions doing mostly routine work risk jurisdiction incursions, so also do professions that refer nearly all their cases to formal inference. For one thing, the claim that all problems are non-routine does not persuade external critics. For another, the profession cannot reinforce its legitimacy by showing how, in simple cases, the professional knowledge system leads ineluctably from diagnosis to treatment. (Abbott 1988, 51)

fikation gestrichen (bspw. Homosexualität im Jahr 1991, vgl. Voss 2005), sondern die Klassifikation zudem kontinuierlich um neue Diagnosen und Kodes erweitert (bspw. im Falle von SARS-CoV-2/ COVID-19 durch mehrere, z.T. recht kurzfristige Aktualisierungen, vgl. <https://www.dimdi.de/dynamic/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/>).

Insofern besteht die Herausforderung jeder Profession darin, „ein ausgewogenes Verhältnis zwischen routinierten Verbindungen von Diagnose und Behandlung sowie der Notwendigkeit professionellen Wissens vorzuweisen“ (Schneider u.a. 2021/im Erscheinen). Eine Herausforderung, die losgelöst von jeglichem Technikeinsatz im professionellen Handeln angegangen werden muss.

4 Diskussion

Kommt es nun innerhalb der professionellen Urteilsbildung Sozialer Arbeit zum Technikeinsatz, so ist es hilfreich, sich die Orte dieses Technikeinsatzes unter Rückbezug auf Abbotts Theorie zu vergegenwärtigen. Denn obgleich in hiesigen Debatten schnell von einer Negierung hermeneutischer, reflexiver Ansätze aufgrund der Anwendung instrumenteller Vernunft geschlossen wird (vgl. Webb 2001; Webb 2003), so verweist Bastian (2014) zurecht darauf, dass gerade die in der Sozialen Arbeit eingesetzten algorithmischen Systeme im Bereich der Diagnostik angesiedelt sind, d.h. in dem Bereich professioneller Logik, in welchem professionsrelevante Informationen zunächst zusammengetragen und mit Blick auf das professionsinterne Klassifikationssystem zu einem Fall diagnostiziert werden (siehe Abb.1.)⁸. Der oben genannte Verweis auf die Unvereinbarkeit IT-basierter Logik und menschlicher Kreativität ist demnach irreführend – so wichtig und notwendig die damit verbundene Kritik an den vornehmlich administrativ ausgerichteten IT-basierten Systemen und deren oftmals geringer Bezug zur professionsspezifischen Arbeit auch ist (vgl. Gillingham & Humphreys 2010; Ley & Seelmeyer 2014; Merchel & Tenhaken 2015). Denn der Bereich der Inferenz, also der Bereich professioneller Logik, der beim Einsatz von Diagnoseinstrumenten bedroht werden soll, wird durch diese gar nicht infrage gestellt (vgl. Bastian 2014; Bastian & Schrödter 2014)⁹.

8 Auch ein Blick in den medizinischen Diskurs zu algorithmischen Systemen offenbart, dass diese vornehmlich entweder in der Diagnostik oder Behandlung diskutiert bzw. erprobt werden (vgl. Krittanawong u.a. 2017; Schneider u.a. 2021/im Erscheinen; Schneider & Weiller 2018) – und damit an jenen Punkten innerhalb des Systems professioneller Logik, in welchem entweder Informationen in das bzw. aus dem professionelle(n) Wissenssystem getragen werden.

9 Diese Einschätzung gilt freilich nur, wenn die hermeneutischen, reflexiven Ansätze professionellen Handelns nicht nur in der Diagnostik, sondern auch im Rahmen der Inferenz angewendet werden; eine Annahme, die in diesem Beitrag implizit gemacht wird.

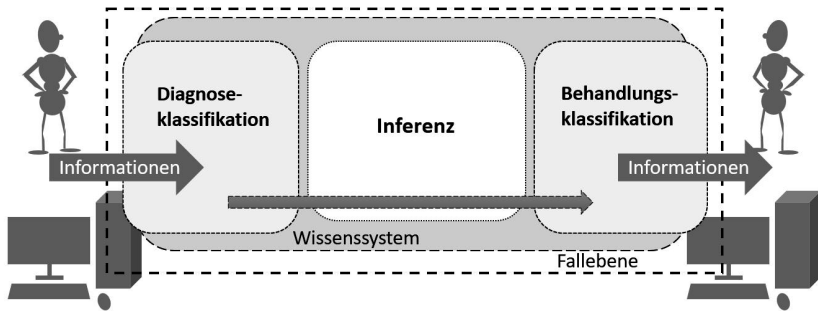


Abb. 1: Logik des professionellen Handelns nach Abbott unter Einbindung IT-basierter Systeme (eigene Darstellung)

Was jedoch zunehmend in Erklärungsnot geraten kann (und vermutlich wird), ist ein striktes Festhalten an klinischen Methoden in der Diagnostik, d.h. denjenigen Verfahren, die auf interpretativen, diskursiven Methoden beruhen (vgl. Bastian 2014; Bastian & Schrödter 2014; Schrödter u.a. 2018). Denn trotz des Nachweises, dass statistische Urteile „treffsicherer [...] [sind] als Prognosen, die von Fachkräften ohne die Unterstützung von Computern generiert werden“ (Schrödter u.a. 2018, 2), werden diese im akademischen Diskurs mit Verweis auf ihren probabilistischen Charakter (vgl. Gillingham 2019) und/oder ihrer mangelnden Anwendbarkeit auf der individuellen Fallebene (vgl. Gillingham & Graham 2016; Schrödter u.a. 2018) weiterhin eher skeptisch betrachtet oder gar als Zeichen einer De-Professionalisierung abgelehnt (vgl. Die Kinderschutz-Zentren 2011; Schrödter u.a. 2018). Beides mag jedoch nicht wirklich überzeugen, denn auch im Rahmen klinischer Methoden sind nur probabilistische Aussagen möglich (vgl. Bastian 2014; Schneider u.a. 2021/im Erscheinen; Schrödter u.a. 2018). Das liegt nicht nur daran, dass sich komplexe Prozesse und (zukünftige) Entwicklungen „einer deterministischen Beschreibung entziehen und deshalb als probabilistisch angesehen werden“ (Weiß 2013, 94; vgl. Schneider u.a. 2021/im Erscheinen), sondern auch daran, dass Einschätzungen – selbst, wenn sie noch so sehr auf den Einzelfall bezogen scheinen – nur sinnvoll in Relation zu Vergleichsgruppen zu treffen und damit mehr oder weniger vage, implizite Wahrscheinlichkeitsaussagen sind (vgl. Bastian 2014; Schrödter u.a. 2018).

Und so ist auch die harsche Kritik an Klassifizierung, die nicht nur über statistische Erhebungsbögen, sondern mancherorts vor allem durch die Einführung IT-gestützter Systeme (sichtbaren) Einzug¹⁰ in die Praxis erhält, vor diesem Hin-

10 Bastian (2014, 152) schreibt, dass die Fachkräfte in seiner Studie „fast in allen Fällen für ihre Urteilsbildung auf einen zentralen Bestand von 12 Beobachtungskategorien zurückgriffen, ohne dass diese in einem expliziten Diagnosebogen vorgegeben waren“. Zu vermuten ist daher, dass die

tergrund nur schwer nachvollziehbar: Denn die scheinbare Dichotomie zwischen Klassifikation und Rekonstruktion entspricht vielmehr „einem Kontinuum zwischen zwei Polen“ (Bastian & Schrödter 2014, 278), in welchem Rekonstruktion und Subsumtion einander ergänzen (vgl. Abbott 1988; Ackermann 2020; Bastian 2014). Basierend auf vortheoretischem Wissen, sei die Klassifizierung „als eine Typenbildung zweiter Ordnung“ zu verstehen, um neue Situationen durch ihre Einordnung in einen Sinnzusammenhang zu bewältigen (Bastian & Schrödter 2015, 200). „Das heißt, Menschen typisieren und klassifizieren in ihrer natürlichen, alltäglichen Weltanschauung“ (Bastian & Schrödter 2015, 200). In diesem Sinne ist durch Standardisierung – im Sinne des Standard-Setzens – nicht *per se* mit einer De-Professionalisierung, sondern eher mit einem „Zugewinn an Handlungssicherheit“ (Polutta 2015, 69) und der „Fokussierung des professionellen Ermessensspielraums“ (Bastian & Schrödter 2015, 193) zu rechnen. Denn Fachkräfte nutzen dergleichen Klassifikationssysteme (auch) als Reflexionstool, indem sie mit dem Instrument bzw. dessen Kriterien/Items ins Zwiegespräch gehen (vgl. Ackermann 2020; Bastian 2014; Monnickendam u.a. 2005; Schneider & Seelmeyer 2019; Shiller & Strydom 2018).

Dass in den meisten Fällen allein aufgrund einer Diagnose nicht zugleich auf eine konkrete Behandlung geschlossen werden kann, wurde bereits im vorherigen Kapitel thematisiert (vgl. Bastian 2014; Schrödter u.a. 2018); ein Umstand, der beispielsweise den Einsatz automatisierter Systeme der Entscheidungsfindung in der Sozialen Arbeit zum gegenwärtigen Zeitpunkt wenig plausibel erscheinen lässt. Dies sei nur dann möglich, wenn Diagnose- und Behandlungsklassifikation isomorph zueinander sind (vgl. Abbott 1988, 45). Nichtsdestotrotz warnt Abbott (1988, 51) davor, dass Professionen im interprofessionellen Wettstreit um Zuständigkeiten anfälliger würden, wenn ihnen eine routinemäßige Verbindung zwischen Diagnose und Behandlung vollständig fehlt und sie ausschließlich auf Inferenz angewiesen sind. Diese Warnung sollte in der disziplinären Auseinandersetzung mit algorithmischen Systemen dringend berücksichtigt werden, da leistungsstärkere Systeme zukünftig in der Lage sein könnten, bisher als implizit angesehenes Wissen durch intensive Analysen zu externalisieren, „bspw. indem interne Klassifikationslisten der Fachkräfte oder funktionierende Heuristiken im professionellen Entscheidungsprozess sichtbar gemacht werden“ (Schneider u.a. 2021/im Erscheinen). Hierfür bedarf es im Einzelfall noch nicht einmal eines technischen

vorgebrachte Kritik an der durch standardisierte Erfassungsbögen und IT-Systeme eingebrachte Klassifikation (auch) daher rührt, dass dort Items abgefragt werden, die nicht zwingend mit den Beurteilungskriterien klinischer Methoden übereinstimmen (vgl. Schrödter u.a. 2018) bzw., dass selbige durch die IT-gestützten Systeme nicht in gewohnter Weise bearbeitet werden können, sodass folglich vielfältige Methoden erprobt werden, wie diese vorgegebenen Kriterien entweder transformiert oder gar vollständig umgangen werden können (vgl. Ackermann 2020; Büchner 2020; Huuskonen & Vakkari 2013; Schneider 2021/im Erscheinen).

Systems, wie die ethnografische Studie von Freres u.a. (2019) verdeutlicht, in welcher eine Heuristik der Gefährdungseinschätzung im Kinderschutz nachgewiesen wurde. Denkt man diese Ergebnisse weiter, so ist nicht ausgeschlossen, dass solche Systeme in der Sozialen Arbeit zukünftig nicht nur – analog der Anwendungen in der Medizin – zum Aufzeigen diagnostisch relevanter Bereiche (vgl. Dilszian & Siegel 2014) angewendet, sondern auch für Interventionsentscheidungen herangezogen werden könnten (vgl. Cariceo u.a. 2018). Um deren Ergebnisse dann jedoch beurteilen zu können, „bedarf es [...] weniger Intuition als vielmehr fachlicher Fähigkeit und solider Statistikkenntnisse“ (Weiß 2013, 263); Notwendigkeiten, die man bisher innerhalb der professionellen Ausbildung höchstens sporadisch antrifft und die daher aktiv eingefordert werden (vgl. Rennstich 2019). So wird zwar auf die Notwendigkeit einer kritischen Beurteilung der Validität (d.h. Sensitivität und Spezifität) computergestützter Verfahren verwiesen, doch reicht diese Kritik nur selten über die damit verbundene intuitive und eher vorsorgliche Ablehnung solcher Systeme hinaus¹¹. Irritierend ist in diesem Zusammenhang zudem die damit gelegentlich einhergehende implizite Annahme, klinische Verfahren seien vor dieser Herausforderung in irgendeiner Weise gefeit.

Schlussendlich reaktiviert der Diskurs über algorithmische Systeme auch die Auseinandersetzung um zutiefst eigene Werte innerhalb sozialarbeiterischen Handelns, beispielsweise hinsichtlich der Personenzentrierung. Hiermit ist nicht nur das psychologische Konzept empathischer Gesprächsführung im Sinne Rogers' (1993 [1980]) gemeint, sondern auch das konkrete Handeln, beispielsweise die Fokussierung der Fachkräfte auf die individuelle Bedarfserhebung leistungsberechtigter Personen. Aufgrund der vergleichsweise hohen Treffsicherheit statistischer Diagnosen im Vergleich zu klinischen Verfahren drängt sich die Frage auf, ob Personenzentrierung eher in einem deontologischen (d.h. der Prozess steht im Mittelpunkt, unabhängig vom konkreten Ergebnis) oder teleologischen Sinn (d.h. das Ergebnis zählt, unabhängig davon, wie man auf dieses gekommen ist) zu interpretieren ist – obgleich in einer idealen Welt diese beiden Perspektiven sicher zusammenfallen würden. Der hier nur angedeutete Diskurs ruft mit Sicherheit eine mehr oder weniger große Anzahl verschiedenster Kritikerinnen und Kritiker

11 Ein Blick in den medizinischen Diskurs verdeutlicht, dass dort zwar intensiv über die Gütekriterien diagnostischer Tests diskutiert wird, es jedoch trotzdem zu gravierenden Mängeln im Statistikverständnis beim medizinisch-ärztlichen Personal kommen kann (vgl. Gaissmaier & Gigerenzer 2013). Eine weitere Herausforderung in der Nutzung algorithmischer Systeme stellen zudem „error of omission“ und „error of commission“ (vgl. Carter u.a. 2020; Geis u.a. 2019; Neri u.a. 2020) dar, wenn beispielsweise medizinisch-ärztliches Personal fehlerhafte KI-Systeme nicht identifizieren kann bzw. deren Ergebnisse trotz besseren Wissens übernimmt. Solche Aspekte werden zwar eher bei einer routinierten Anwendung algorithmischer Systeme diskutiert, erscheinen jedoch umso herausfordernder, wenn nicht auf ein solides Wissen um die Möglichkeiten und Grenzen statistischer Verfahren zurückgegriffen werden kann.

auf den Plan, weil er der Diskussion um evidenzbasierte Praxis in der Sozialen Arbeit den Weg bereitet. Zugleich kann diese Frage auch vergleichsweise nüchtern diskutiert werden, da es sicher nie eine präökonomische Ära gab, in welcher sozialarbeiterisches Handeln jenseits ökonomischer Rahmenbedingungen möglich gewesen wäre. Aufgrund stets vorhandener Ressourcenknappheit (bspw. durch die begrenzte Anzahl der Mitarbeitenden für eine durchaus wachsende Anzahl leistungsberechtigter Personen sowie begrenzte finanzielle, mentale und zeitliche Kapazitäten) besteht daher die Notwendigkeit, mit den vorhandenen Ressourcen haushalten zu müssen – ein Umstand, der durch neuere politische und/oder bürokratische und/oder technische Entscheidungen erleichtert oder erschwert werden kann, jedoch keineswegs auflösbar ist.

5 Fazit

Obgleich sich der Beitrag an mancher Stelle wie ein Plädoyer für den unbedingten Einsatz statistischer Verfahren lesen mag, so soll er vielmehr als eine Einladung verstanden werden, das grundlegende Unbehagen und die Skepsis gegenüber IuK-Technologien in der Sozialen Arbeit kritisch zu hinterfragen und sich intensiv mit den Möglichkeiten und Grenzen algorithmischer (und statistischer) Verfahren im professionellen Handlungskontext auseinanderzusetzen. Für eine solche Auseinandersetzung müssen jedoch erst vorhandene Vorurteile ausgeräumt werden, die eine unüberwindbare Dichotomie zwischen IuK-Technologien und Mensch behaupten und zwingende De-Professionalisierung beim Einsatz derselben prognostizieren. Erst dann, so scheint es, ist der Weg geebnet, um eine mögliche Implementierung algorithmischer Systeme jenseits von Utopie und Dystopie zu konzeptualisieren. Dass hierbei auch auf verwandte Diskurse (bspw. aus der Medizin) zurückgegriffen werden könnte, um ggf. Best-Practice-Ansätze interprofessionell nutzbar zu machen, scheint unter Rückbezug auf Abbotts Logik professionellen Handelns zumindest nicht kategorisch ausgeschlossen (vgl. Schneider u.a. 2021/im Erscheinen).

Anmerkung

Die Publikation wurde im Rahmen des Forschungsverbundes NRW Digitale Gesellschaft durch das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert.

Quellenangaben

- Abbott, Andrew (1988): *The system of professions. An essay on the division of expert labor*. Chicago, Ill., Univ. of Chicago Press.
- Ackermann, Timo (2020): Risikoeinschätzungsinstrumente und professionelles Handeln im Kinderschutz. Wie Sozialarbeiter_innen mit „Kinderschutzbögen“ interagieren und was das mit Professionalität zu tun hat. In: *Sozial Extra*. <https://doi.org/10.1007/s12054-020-00351-x>.
- Allhutter, Doris; Mager, Astrid; Cech, Florian; Fischer, Fabian & Grill, Gabriel (2020): Der AMS-Algorithmus. Eine Soziotechnische Analyse des Arbeitsmarktchancen-Assistenz-Systems (AMAS). In: *Endbericht*. Wien. Online unter: pub.oew.ac.at/ita/ita-projektberichte/2020-02.pdf (Abrufdatum: 23.11.2020).
- Ananny, Mike (2016): Toward an Ethics of Algorithms. *Science, Technology, & Human Values* 41 (1), 93-117. <https://doi.org/10.1177/0162243915606523>.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hrsg.) (2019): Fachgespräch „Diskriminierungsrisiken durch Verwendung von Algorithmen“. 16. September 2019 in Berlin. Berlin. Online unter: https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Dokumentationen/Dokumentation_FG_Algorithmen_16092019.html (Abrufdatum: 30.12.2019).
- Baeck, Jean-Philipp (2017): Der gläserne Flüchtling. Überwachungssoftware für Geflüchtete. *taz* vom 29.05.2017. Online unter: <https://www.taz.de/!5409816/> (Abrufdatum: 11.01.2019).
- Barocas, Solon & Boyd, Danah (2017): Engaging the ethics of data science in practice. *Communications of the ACM* 60 (11), 23-25. <https://doi.org/10.1145/3144172>.
- Bastian, Pascal (2014): Statistisch Urteilen – professionell Handeln. Überlegungen zu einem (scheinbaren) Widerspruch. *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 12 (2), 145-164.
- Bastian, Pascal (2019): Sozialpädagogische Entscheidungen. Professionelle Urteilsbildung in der Sozialen Arbeit. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Bastian, Pascal & Schrödter, Mark (2014): Professionelle Urteilsbildung in der Sozialen Arbeit. *Soziale Passagen* 6 (2), 275-297. <https://doi.org/10.1007/s12592-014-0175-5>.
- Bastian, Pascal & Schrödter, Mark (2015): Risikotechnologien in der professionellen Urteilsbildung der Sozialen Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas & Seelmeyer, Udo (Hrsg.): *Mediatisierung (in) der sozialen Arbeit*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH, 192-207.
- Bolay, Eberhard & Kuhn, Annemarie (1993): „Wilde PC“ am Arbeitsplatz. Implementation von EDV in Institutionen Sozialer Arbeit durch Mitarbeiter. Eine arbeits- und kultursoziologische Untersuchung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Boyd, Danah (2015): Undoing the neutrality of big data. *Florida Law Review Forum* 67 (1). Online unter: www.floridalawreview.com/wp-content/uploads/Boyd_Response_Published.pdf (Abrufdatum: 18.03.2019).
- Büchner, Stefanie (2020): Formalität und Informalität unter den Vorzeichen der Digitalisierung. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim, Beltz Juventa, 364-375.
- Cariceo, Oscar; Nair, Murali & Lytton, Jay (2018): Data science for social work practice. *Methodological Innovations* 11 (3), 205979911881439. <https://doi.org/10.1177/2059799118814392>.
- Carter, Stacy M.; Rogers, Wendy; Win, Khin Than; Frazer, Helen; Richards, Bernadette & Housami, Nehmat (2020): The ethical, legal and social implications of using artificial intelligence

- systems in breast cancer care. *Breast* (Edinburgh, Scotland) 49, 25-32. <https://doi.org/10.1016/j.breast.2019.10.001>.
- Chiusi, Fabio; Fischer, Sarah; Kayser-Bril, Nicolas & Spielkamp, Matthias (Hrsg.) (2020): Automating Society Report 2020. AlgorithmWatch; Bertelsmann Stiftung, Berlin, Gütersloh. Online unter: <https://automatingsociety.algorithmwatch.org/> (Abrufdatum: 15.12.2020).
- Coeckelbergh, Mark (2019): Artificial Intelligence, Responsibility Attribution, and a Relational Justification of Explainability. *Science and engineering ethics*, 2051-2068. <https://doi.org/10.1007/s11948-019-00146-8>.
- Datta, Amit; Tschantz, Michael Carl & Datta, Anupam (2015): Automated experiments on ad privacy settings: A tale of opacity, choice, and discrimination. *Proceedings on Privacy Enhancing Technologies* (1), 92-112. <https://doi.org/10.1515/popets-2015-0007>.
- Die Kinderschutz-Zentren (Hrsg.) (2011): Empfehlung der Kinderschutz-Zentren zur Nutzung von Gefährdungseinschätzungs-Bögen in den Kinderschutz-Zentren. Verabschiedet vom Fachausschuss der Kinderschutz-Zentren. Köln. Online unter: https://www.kinderschutz-zentren.org/frontend/services/download.php?name=1549279334_-_Epfehlung_zur_Nutzung_von_Gefahrungseinschaetzungs-Boegen.pdf (Abrufdatum: 15.12.2020).
- Dilsizian, Steven E. & Siegel, Eliot L. (2014): Artificial intelligence in medicine and cardiac imaging: harnessing big data and advanced computing to provide personalized medical diagnosis and treatment. *Current cardiology reports* 16 (1), 441. <https://doi.org/10.1007/s11886-013-0441-8>.
- Dosilovic, Filip Karlo; Brcic, Mario & Hlupic, Nikica (2018): Explainable artificial intelligence: A survey. *IEEE 2018 41st International Convention on Information and Communication Technology, Electronics and Microelectronics*, 210-215. <https://doi.org/10.23919/MIPRO.2018.8400040>.
- Fanta, Alexander (2018): Österreichs Jobcenter richten künftig mit Hilfe von Software über Arbeitslose. NETZPOLITIK.ORG vom 13.10.2018. Online unter: <https://netzpolitik.org/2018/oesterreichs-jobcenter-richten-kuenftig-mit-hilfe-von-software-ueber-arbeitslose/> (Abrufdatum: 20.03.2019).
- Fitch, Dale (2006): Examination of the child protective services decision-making context with implications for decision support system design. *Journal of Social Service Research* 32 (4), 117-134. https://doi.org/10.1300/J079v32n04_07.
- Foster, Kirk A. & Stiffman, Arlene R. (2009): Child welfare workers' adoption of decision support technology. *Journal of technology in human services* 27 (2), 106-126. <https://doi.org/10.1080/15228830902749039>.
- Freres, Katharina; Bastian, Pascal & Schrödter, Mark (2019): Jenseits von Fallverstehen und Prognose – Wie Fachkräfte mit einer einfachen Heuristik verantwortbaren Kinderschutz betreiben. *Internationaler Forschungsüberblick und Befunde einer ethnografischen Studie zu Hausbesuchen durch das Jugendamt*. np 2, 140-164.
- Gaissmaier, Wolfgang & Gigerenzer, Gerd (2013): Wenn fehlinformierte Patienten versuchen, informierte Gesundheitsentscheidungen zu treffen. In: Gigerenzer, Gerd & Muir Gray, J. A. (Hrsg.): *Bessere Ärzte, bessere Patienten, bessere Medizin. Aufbruch in ein transparentes Gesundheitswesen*. Berlin: Medizinische Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 29-44.
- Geis, J. Raymond; Brady, Adrian P.; Wu, Carol C.; Spencer, Jack; Ranschaert, Erik; Jaremko, Jacob L.; Langer, Steve G.; Borondy Kitts, Andrea; Birch, Judy; Shields, William F.; van Hoven Genderen, Robert; Kotter, Elmar; Wawira Gichoya, Judy; Cook, Tessa S.; Morgan, Matthew B.; Tang, An; Safdar, Nabile M. & Kohli, Marc (2019): Ethics of Artificial Intelligence in Radiology: Summary of the Joint European and North American Multisociety Statement. *Radiology* 293 (2), 436-440. <https://doi.org/10.1148/radiol.2019191586>.
- Gigerenzer, Gerd (2007): *Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition*. 10. Aufl. München: Bertelsmann.

- Gillingham, P. & Humphreys, C. (2010): Child Protection Practitioners and Decision-Making Tools: Observations and Reflections from the Front Line. *British journal of social work* 40 (8), 2598-2616. <https://doi.org/10.1093/bjsw/bcp155>.
- Gillingham, Philip (2016): Predictive risk modelling to prevent child maltreatment and other adverse outcomes for service users: Inside the ‚Black Box‘ of machine learning. *British journal of social work* 46 (4), 1044-1058. <https://doi.org/10.1093/bjsw/bcv031>.
- Gillingham, Philip (2019): Can predictive algorithms assist decision making in social work with children and families? *Child Abuse Review* 28 (2), 114-126. <https://doi.org/10.1002/car.2547>.
- Gillingham, Philip & Graham, Timothy (2016): Big data in social welfare: The development of a critical perspective on social work's latest "electronic turn". *Australian Social Work* 70 (2), 135-147. <https://doi.org/10.1080/0312407X.2015.1134606>.
- Greilich, Tobias (2019): Predictive Policing. Wenn die Polizei in die Zukunft schaut. Serie: Digitalisierung der Polizeiarbeit. Wegweiser Verwaltung der Zukunft, Wegweiser Media & Conferences GmbH Berlin vom 2019. Online unter: <https://www.vdz.org/oeffentliche-sicherheit/predictive-policing> (Abrufdatum: 07.12.2020).
- Holl, Jürgen; Kernbeiß, Günter & Wagner-Printer, Michael (2018): Das AMS-Arbeitsmarktchancen-Modell. Dokumentation zur Methode. SynthesisForschung Gesellschaft m.b.H. Online unter: www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/arbeitsmarktchancen_methode_%20dokumentation.pdf (Abrufdatum: 10.01.2019).
- Huuskonen, Saila & Vakkari, Pertti (2013): "I did it my way": Social workers as secondary designers of a client information system. *Information Processing & Management* 49 (1), 380-391. <https://doi.org/10.1016/j.ipm.2012.05.003>.
- Johnson, Kristen & Wagner, Dennis (2003): California Structured Decision Making™ – Risk Assessment Revalidation: A Prospective Study. Children's Research Center. Madison, Wisconsin. Online unter: https://www.nccdglobal.org/sites/default/files/publication_pdf/cacps2003riskvalidationreport.pdf (Abrufdatum: 23.09.2019).
- Kahneman, Daniel & Tversky, Amos (1979): Prospect Theory: An Analysis of Decision under Risk. *Econometrica* 47 (2), 263. <https://doi.org/10.2307/1914185>.
- Knobloch, Tobias (2018): Vor die Lage kommen: Predictive Policing in Deutschland. Chancen und Gefahren datenanalytischer Prognosetechnik und Empfehlungen für den Einsatz in der Polizeiarbeit. Bertelsmann Stiftung. Berlin, Gütersloh. Online unter: <https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/predictive.policing.pdf> (Abrufdatum: 08.10.2019).
- Kolleck, Alma & Orwat, Carsten (2020): Mögliche Diskriminierung durch algorithmische Entscheidungssysteme und maschinelles Lernen – ein Überblick. TAB-Hintergrundpapier Nr. 24. Berlin.
- Krittanawong, Chayakrit; Zhang, HongJu; Wang, Zhen; Aydar, Mehmet & Kitai, Takeshi (2017): Artificial Intelligence in Precision Cardiovascular Medicine. *Journal of the American College of Cardiology* 69 (21), 2657-2664. <https://doi.org/10.1016/j.jacc.2017.03.571>.
- Kuhlmann, Stefan (1985): Computer als Mythos. In: Rammert, Werner; Bechmann, Gotthard & Nowotny, Helga (Hrsg.): Technik und Gesellschaft. Jahrbuch 3. Frankfurt/M., New York: Campus Verlag, 91-106.
- Ley, Thomas & Seelmeyer, Udo (2014): Dokumentation zwischen Legitimation, Steuerung und professioneller Selbstvergewisserung. *Sozial Extra* 38 (4), 51-55. <https://doi.org/10.1007/s12054-014-0090-1>.
- Liedgren, Pernilla; Elvhage, Gudrun; Ehrenberg, Anna & Kullberg, Christian (2016): The use of decision support systems in social work: A scoping study literature review. *Journal of evidence-informed social work* 13 (1), 1-20. <https://doi.org/10.1080/15433714.2014.914992>.

- Luhmann, Niklas & Schorr, Karl-Eberhard (1982): Das Technologiedefizit der Erziehung und die Pädagogik. In: Luhmann, Niklas & Schorr, Karl-Eberhard (Hrsg.): Zwischen Technologie und Selbstreferenz. Fragen an die Pädagogik. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 11-40.
- Machkovech, Sam (2015): Google dev apologizes after Photos app tags black people as "gorillas". Online unter: <https://arstechnica.com/information-technology/2015/06/google-dev-apologizes-after-photos-app-tags-black-people-as-gorillas/> (Abrufdatum: 18.03.2019).
- Martini, Mario; Botta, Jonas; Nink, David; Kolain, Michael & Bertelsmann Stiftung (2020): Automatisch erlaubt? Fünf Anwendungsfälle algorithmischer Systeme auf dem juristischen Prüfstand. Gütersloh, BStift – Bertelsmann Stiftung.
- Matzat, Lorenz; Zielinski, Lukas; Cocco, Miriam; Penner, Kristina; Spielkamp, Matthias; Gießler, Sebastian; Lang, Sebastian & Thiel, Veronika (2019): Atlas der Automatisierung. Automatisierung und Teilhabe in Deutschland. Berlin. Online unter: atlas-der-automatisierung.de (Abrufdatum: 17.04.2020).
- Merchel, Joachim & Tenhaken, Wolfgang (2015): Dokumentation pädagogischer Prozesse in der Sozialen Arbeit: Nutzen durch digitalisierte Verfahren. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo (Hrsg.): Mediatisierung (in) der sozialen Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengrehren GmbH, 171-191.
- Meredith, Rob & Arnott, David (2003): On Ethics and Decision Support Systems Development. Conference-Paper. 7th Pacific Asia Conference on Information Systems. Online unter: <http://www.pacis-net.org/file/2003/papers/ethics/270.pdf>.
- Moch, Matthias (2015): Langsames Denken oder Bauchgefühl? Worauf gründen professionelle Entscheidungen? np (2), 132-144.
- Monnickendam, M.; Savaya, R. & Waysman, M. (2005): Thinking processes in social workers' use of a clinical decision support system: A qualitative study. *Social Work Research* 29 (1), 21-30. <https://doi.org/10.1093/swr/29.1.21>.
- Neri, Emanuele; Coppola, Francesca; Miele, Vittorio; Bibbolino, Corrado & Grassi, Roberto (2020): Artificial intelligence: Who is responsible for the diagnosis? *La Radiologia medica* 125 (6), 517-521. <https://doi.org/10.1007/s11547-020-01135-9>.
- OpenSCHUFA (Hrsg.) (2019): OpenSCHUFA: Die Kampagne ist beendet, die Probleme bleiben – unsere Forderungen an Politik und SCHUFA. Online unter: <https://openschufa.de/> (Abrufdatum: 24.3.2021).
- Orwat, Carsten (Hrsg.) (2020): Diskriminierungsrisiken durch Verwendung von Algorithmen. Eine Studie, erstellt mit einer Zuwendung der Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Nomos: Baden-Baden.
- Polutta, Andreas (2015): „Technologies of Care“ und wirkungsorientierte Steuerung. Zu aktuellen Transformationsprozessen in der Sozialen Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo (Hrsg.): Mediatisierung (in) der sozialen Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengrehren GmbH, 56-73.
- Rennstich, Joachim Karl (2019): Digitalkompetenz und Data Literacy als professionelle Kompetenzen für Soziale Arbeit im Zeitalter des digitalen Kapitalismus: Der Einfluss der Digitalisierung auf Lehre und Ausbildungsprofile in der Sozialen Arbeit. *SocArXiv*. <https://doi.org/10.31235/osf.io/ybf2q>.
- Rogers, Carl R. (1993 [1980]): Der neue Mensch. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Sarbin, T. R. (1944): The logic of prediction in psychology. *Psychological Review* 51 (4), 210-228. <https://doi.org/10.1037/h0057400>.
- Schneider, Diana (2021/im Erscheinen): „das braucht die Technik nicht alles zu wissen“ – Digitale Datenerfassung im Spannungsfeld zwischen Privatheit, Datenschutz und gesellschaftlichem Auftrag. In: Friedewald, Michael; Kreutzer, Michael; Hansen, Marit (Hrsg.): Selbstbestimmung, Privatheit und Datenschutz. Gestaltungsoptionen für einen europäischen Weg, DUD Fachbeiträge. Wiesbaden: Springer Vieweg, n.n. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-33306-5>.

- Schneider, Diana & Seelmeyer, Udo (2019): Challenges in Using Big Data to Develop Decision Support Systems for Social Work in Germany. *Journal of technology in human services* 37 (2-3), 113-128. <https://doi.org/10.1080/15228835.2019.1614513>.
- Schneider, Diana; Sonar, Arne & Weber, Karsten (2021/im Erscheinen): Zwischen Automatisierung und ethischem Anspruch. Disruptive Effekte des KI-Einsatzes in und auf Professionen der Gesundheitsversorgung. In: Pfannstiel, Mario (Hrsg.): *Künstliche Intelligenz im Gesundheitswesen*. Wiesbaden: Springer, n.n.
- Schneider, Frank & Weiller, Cornelius (2018): Big Data und künstliche Intelligenz. *Der Nervenarzt* 89 (8), 859-860. <https://doi.org/10.1007/s00115-018-0567-4>.
- Schrödter, Mark; Bastian, Pascal & Taylor, Brian (2018): Risikodiagnostik in der Sozialen Arbeit an der Schwelle zum »digitalen Zeitalter« von Big Data Analytics. Preprint. <https://doi.org/10.13140/RG.2.2.22119.14240>.
- Shiller, Ulene & Strydom, Marianna (2018): Evidence-based practice in child protection services: Do we have time for this? *Social Work* 54 (4). <https://doi.org/10.15270/54-4-669>.
- Spielkamp, Matthias (Hrsg.) (2019): Automating society. Taking stock of automated decision making in the EU. A report by AlgorithmWatch in cooperation with Bertelsmann Stiftung, supported by the Open Society Foundations. AW AlgorithmWatch gGmbH. 1st edition. Online unter: www.algorithmwatch.org/automating-society (Abrufdatum: 18.03.2019).
- Sunstein, Cass R.; Celikates, Robin & Engels, Eva (2007): *Gesetze der Angst. Jenseits des Vorsorgeprinzips*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Tayebi, Mohammad A. & Glässer, Uwe (2016): *Social network analysis in predictive policing*. Cham: Springer International Publishing.
- Thaler, Richard H. & Sunstein, Cass R. (2009): *Nudge. Improving decisions about health, wealth, and happiness*. New York, NY: Penguin.
- Vogd, Werner (2004): *Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität. Eine qualitativ rekonstruktive Studie unter dem besonderen Blickwinkel von Rahmen (>frames<) und Rahmungsprozessen*. Zugl.: Berlin: Freie Univ., Habil.-Schrift, 2004. Berlin: VWF.
- Vogd, Werner; Feißt, Martin; Molzberger, Kaspar; Ostermann, Anne & Slotta, Juliane (2018): *Entscheidungsfindung im Krankenhausmanagement. Zwischen gesellschaftlichem Anspruch, ökonomischen Kalkülen und professionellen Rationalitäten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Voss, Pia (2005): Homosexualität. Diskriminierung gibt es noch immer. *Deutsches Ärzteblatt* PP (1), 27-28. Online unter: <https://www.aerzteblatt.de/archiv/44972/Homosexualitaet-Diskriminierung-gibt-es-noch-immer> (Abrufdatum: 20.01.2021).
- Wachter, Sandra; Mittelstadt, Brent & Floridi, Luciano (2017): Transparent, explainable, and accountable AI for robotics. To create fair and accountable AI and robotics, we need precise regulation and better methods to certify, explain, and audit inscrutable systems. *Science Robotics* 2 (6). <https://doi.org/10.1126/scirobotics.aan6080>.
- Webb, Stephen (2001): Some considerations on the validity of evidence-based practice in social work. *British journal of social work* 31 (1), 57-79. <https://doi.org/10.1093/bjsw/31.1.57>.
- Webb, Stephen (2003): Technologies of care. In: Harlow, Elizabeth; Webb, Stephen A. (Hrsg.): *Information and communication technologies in the welfare services*. London/Philadelphia, Pa: Jessica Kingsley Publishers, 223-238.
- Weber, Karsten (2018a): Computer als omnipotente Herrschaftsinstrumente. Hoffnungen, Ängste und realer Wandel in Politik und Gesellschaft. In: Zoglauer, Thomas; Weber, Karsten; Friesen, Hans (Hrsg.): *Technik als Motor der Modernisierung*. Freiburg & München: Verlag Karl Alber, 183-205.

- Weber, Sascha (2018b): Nach der Ökonomisierung kommt die ... Möglichkeiten der Steuerung Sozialer Arbeit aus Sicht der Governance-Theorie. *Sozial Extra* 42 (5), 27-30. <https://doi.org/10.1007/s12054-018-0081-8>.
- Weiß, Christel (2013): *Basiswissen Medizinische Statistik*. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Wiener, Oswald (1984): Turing Tests. Vom dialektischen zum binären Denken. *Kursbuch* (75), 12-37.
- Will-Zocholl, Mascha & Hardering, Friedericke (2020): Digitalisierung als Informatisierung in der sozialen Arbeit? Folgen für Arbeit und professionelles Selbstverständnis von Sozialarbeiter*innen. *Arbeit* 29 (2), 123-142. <https://doi.org/10.1515/arbeit-2020-0010>.
- Zweig, Katharina A.; Lischka, Konrad; Fischer, Sarah & Bertelsmann Stiftung (2018): Wo Maschinen irren können. Verantwortlichkeiten und Fehlerquellen in Prozessen algorithmischer Entscheidungsfindung. Bertelsmann-Stiftung. <https://doi.org/10.11586/2018006>.

III

Digitalisierung und Adressat*innen von Sozialer Arbeit

*Frieda Heinzelmann, Tanja Holzmeyer, Katrin Proschek
und Frank Sowa*

Digitalisierung als Projektionsfläche für Sehnsüchte und Ängste in Narrativen von wohnungslosen Menschen

Zusammenfassung

Wenn von Obdach- und Wohnungslosigkeit bedrohte oder betroffene Menschen in Gruppendiskussionen und Interviews über digitale Kommunikations- und Informationstechnologien und deren Potenzial für mögliche (sozialarbeiterische) Hilfe und Unterstützung für ihre jeweilige Situation sprechen, zeigt sich zweierlei: Erstens betrifft die digitale Transformation der Gesellschaft auch wohnungslose Menschen, so dass keine digitale Spaltung zwischen wohnungslosen und nicht wohnungslosen Menschen zu konstatieren ist. Zweitens zeitigt das Reden über Digitalisierung verschiedene Narrative, in denen Digitalisierung als Projektionsfläche für spezifische Ängste und Sehnsüchte konstruiert wird: Einerseits sehen die Diskutierenden digitalisierte Angebote sehr kritisch, da mit ihnen eine punitive und kontrollierende Gesellschaft imaginiert wird, die sich die digitalisierten Daten zu eigen macht, um Überwachung, Strafverfolgung und Vertreibung von wohnungslosen Menschen zu forcieren. Andererseits verbinden die Befragten mit digitaler Kommunikation Utopien einer besseren Gesellschaft, in der sie nicht als Wohnungslose stigmatisiert werden, sondern eine Kommunikation auf Augenhöhe unter Menschen gewährleistet und Autonomie erreichbar wird.

1 Einleitung

Nicht erst mit dem Ausbruch der Corona-Pandemie im Jahr 2020 wird in der deutschsprachigen Sozialen Arbeit darüber debattiert, ob die derzeitigen gesellschaftlichen Transformationsprozesse den Ausbau von digitalen fachlichen Angeboten erfordern, wie etwa die Etablierung von Onlineberatung oder die Bereitstellung von grundlegenden fachlichen oder existenzsichernden Informationen (vgl. Beranek u.a. 2019; Kutscher u.a. 2020). Dabei wird beispielsweise diskutiert, ob digitale Angebotsformen, die sich an der Lebenswelt der Adressat*innen orientieren, die Teilhabemöglichkeiten von benachteiligten gesellschaftlichen Gruppen verbessern und soziale Ungleichheiten überwinden können (vgl. Iske & Kutscher

2020), so auch in der Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe (vgl. Sowa u.a. 2020; Studeny 2015; 2020). Der Begriff *Adressat*innen* verweist bereits auf die eingenommene Perspektive in diesem Diskurs: Von Obdach- und Wohnungslosigkeit bedrohte oder betroffene Menschen können in modernen Gesellschaften erwarten, dass ihnen aufgrund von politisch vereinbarten Programmen bestimmte Organisationen der Problembearbeitung (vgl. Groenemeyer 2010; Luhmann 2005) Hilfe anbieten. Da in diesem Fall Organisationen der Sozialen Arbeit beauftragt sind, deren Mitglieder aufgrund ihrer Profession und Fachlichkeit die Programme zu übersetzen und zu interpretieren haben, konstituiert sich auf diese Weise ein spezifisches Handlungs- und Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit (vgl. Lutz u.a. 2017; Paegelow 2012; Specht u.a. 2017), welches eine eigene Interaktionsordnung für bedürftige Leistungsempfänger*innen und professionelle Sozialarbeiter*innen herstellt (vgl. Sowa & Zitzmann 2020).

Die Perspektiven der von Obdach- und Wohnungslosigkeit bedrohten oder betroffenen Menschen werden im Digitalisierungsdiskurs bisher kaum berücksichtigt. Zwar gibt es auch im deutschsprachigen Bereich zunehmend Studien, die die Alltagsrelevanz von digitalen Kommunikations- und Informationstechnologien betonen (vgl. Hartmann 2020, Hauprich 2020), wie diese Menschen jedoch Digitalisierung – auch ganz unabhängig vom Hilfesystem der Sozialen Arbeit – deuten, bleibt außer Acht. Im folgenden Beitrag möchten wir ausgehend von einem aktuellen Forschungsprojekt (Abschnitt 2) zeigen, dass die digitale Transformation der Gesellschaft wohnungslose Menschen tangiert (Abschnitt 3). Aus deren Reden über Digitalisierung lassen sich zwei verschiedene Haupterzählungen herausdestillieren: Digitalisierung wird in diesen Narrativen als eine Projektionsfläche für spezifische Ängste (Abschnitt 4) und Sehnsüchte (Abschnitt 5) konstruiert. Schließlich endet der Beitrag mit Schlussfolgerungen, die sich auf die Ambivalenzen und das Potenzial von digitalen Kommunikations- und Informationstechnologien für mögliche (sozialarbeiterische) Hilfen beziehen (Abschnitt 6).

2 Methodisches Vorgehen

Im Forschungsprojekt *Smart Inklusion für Wohnungslose* (SIWo)¹ wird ein qualitatives und partizipatives, interdisziplinäres Forschungsdesign verfolgt (vgl. Sowa u.a. 2020), um Informations-, Unterstützungs- und Beratungsbedarfe von wohnungslosen Menschen zu erheben und digitalisierte Angebote zu entwickeln.

¹ Das vom 01.08.2019 bis 31.07.2022 durchgeführte Forschungsprojekt der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen des Förderprogramms Forschung an Fachhochschulen gefördert (Förderkennzeichen: 13FH519SX7).

Dabei ergänzen sich Methoden der qualitativen Sozialforschung und des menschenzentrierten Gestaltungsprozesses: Der umgesetzte, iterative Ansatz der Grounded Theory (vgl. Glaser & Strauss 1998), insbesondere der ständige Wechsel von Datenerhebung, -analyse und -auswertung, ist im hohen Maße kompatibel mit den methodischen Ansätzen des menschenzentrierten Gestaltungsprozesses (ISO 9247-210)². Die für diesen Beitrag herangezogenen Daten umfassen sechs Gruppendiskussionen mit Mitarbeitenden aus Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe sowie wohnungslosen Menschen, 20 leitfadengestützte Interviews mit von Wohnungs- oder Obdachlosigkeit betroffenen Menschen und 17 Interviews mit in der Wohnungslosenhilfe tätigen Fachkräften. Parallel zu den Gruppendiskussionen und Interviews mit Wohnungslosen und Mitarbeitenden sozialer Einrichtungen wurden unter Mitwirkung (ehemals) Wohnungsloser und Mitarbeiter*innen aus Einrichtungen in Nürnberg drei partizipative Design Thinking Workshops zur Kontextanalyse und Ideation durchgeführt, in denen direkt an der Konkretisierung von Nutzungskontextfaktoren und an Ideen zu digitalen Lösungen gearbeitet wurde. Während in den Gruppendiskussionen und Interviews Ängste und Sehnsüchte wohnungsloser Menschen im Kontext von Digitalisierung unmittelbar thematisiert wurden, fokussierten die Workshops Ideen für digitale Produkte u.a. aus den Bereichen Energieversorgung, WLAN, Information und Aufklärung für Wohnungslose, Wohnungssuche oder auch Vernetzung.

3 Heterogenität von wohnungslosen Menschen

Generell ist festzuhalten, dass es *den* wohnungslosen oder obdachlosen Menschen nicht gibt. Es handelt sich hierbei um eine heterogene Personengruppe, die aus den unterschiedlichsten Problemlagen und deren Aneinanderreihung wohnungs- bzw. mittellos wurden: „Wohnungslosigkeit hat viele Gesichter. Jedes Gesicht steht für eine individuelle Biografie, Lebenssituation und eigensinnige Wünsche und Träume“ (Steckelberg 2018, 37). Die Lebenswelten, Biografien und vor allem auch soziale Teilhabe wohnungsloser Menschen wird einerseits durch die Wohnungslosigkeit geprägt, andererseits aber auch durch andere soziale Kategorien und Ungleichheitsverhältnisse, wie beispielsweise Geschlecht, Alter, Migrationshintergrund oder sexuelle Orientierung (vgl. Steckelberg 2018, 37).

In Anknüpfung daran stellt sich in einem digitalen Zeitalter die Frage der digitalen Teilhabe bzw. des Vorhandenseins einer *digitalen Kluft* zwischen wohnungslosen Menschen und der nicht wohnungslosen Allgemeinbevölkerung. Tatsächlich sind bei einem Großteil der von Wohnungs- und Obdachlosigkeit

2 Ergonomie der Mensch-System-Interaktion – Teil 210: Menschzentrierte Gestaltung interaktiver Systeme; deutsche Fassung EN ISO 9241-210:2019

betroffenen Menschen der Besitz und die Nutzung digitaler Informations- und Kommunikationsmedien – wie allen voran Smartphones – ähnlich verbreitet wie im gesellschaftlichen Durchschnitt (vgl. Rösch u.a. 2021, Studeny 2020). Wie wir bereits an anderer Stelle herausgearbeitet haben, lässt sich zwar weiterhin eine *digitale Ungleichheit* feststellen, zum Beispiel in Bezug auf die kontinuierliche Verfügbarkeit von Strom- und Internetzugängen oder den Zugang zu digitaler Hardware wie Computern und Tablets (vgl. Rösch u.a. 2021). Dennoch kann keine generelle dichotomisch anmutende *digitale Spaltung* zwischen Menschen mit und ohne Wohnung konstatiert werden. Graduelle Unterschiede sind hinsichtlich Verfügbarkeit und Nutzungsverhalten digitaler Medien erkennbar. Hervorzuheben ist der Wert digitaler Medien für die Teilhabe Wohnungsloser an einer gesellschaftlichen Normalität. Individuelle Bedeutungszuschreibungen sowie mit digitalen Medien verknüpfte Sehnsüchte und Wünsche, Nutzungspotenziale und -chancen, aber auch Risiken und Ängste sind bei wohnungs- und obdachlosen Menschen ebenso heterogen wie die Gruppe selbst, wie sich auch in den nun folgenden Narrativen von wohnungslosen Menschen zeigt.

4 Ängste

In den Narrativen der Befragten wird Digitalisierung zu einer Projektionsfläche. Dies bedeutet, dass sie vor dem Hintergrund ihrer marginalisierten Position in der Gesellschaft und ihrer konkreten Lebenswirklichkeit und Erfahrungen Digitalisierung mit Ängsten und Sehnsüchten verknüpfen, von denen sie vermuten, dass sie wiederum Auswirkungen auf ihre Situation im Offline-Leben haben könnten. In den Ängsten und Sehnsüchten reproduzieren sich daher gesellschaftliche Strukturen und Relationen, aber auch subjektive Deutungen und Erfahrungen der Sprechenden.

Wenden wir uns zunächst den Ängsten zu. Im Kontrast zu den häufig subjektorientierten, psycho(patho)logischen Thematisierungen von Angst lässt sich eine Notwendigkeit konstatieren, diese aus einer relationalen, Angstverhältnisse thematisierenden Perspektive zu betrachten. Dies trägt dazu bei, dass Angst als gesellschaftlicher Tatbestand anerkannt wird. Um den Fokus weg von individueller Pathologie sowie gesellschaftlicher Dysfunktionalität hin zu Angstverhältnissen und funktionalen Bedeutungen von Angst, in einer Vielzahl individueller und sozialer Zusammenhänge, zu lenken, kann in Anlehnung an Schmitz das *Konzept der symbolischen Herrschaft* von Pierre Bourdieu herangezogen werden (Schmitz 2019). Unter dieser Perspektive wird eine Analyse dessen, wie sich verschiedene Inhalte und Formen von Angst „diachron in gesellschaftliche Verhältnisse einschreiben, welche Angstverhältnisse eine jeweilige Gesellschaft synchron struktu-

rieren und in welche dysfunktionalen und *funktionalen* Zusammenhänge Ängste dabei involviert sind“ (Schmitz 2019, 78), möglich. Somit wird der Stellenwert verschiedener Ängste und Angstformen für die Herausbildung sozialer Gruppen und sozialer Ordnung ersichtlich. Schmitz arbeitete acht idealtypische Funktionen von Angst heraus: die Funktionen der Sozialisation, der Praxisorientierung, der Kommunikation, der Verschleierung, der Legitimation, der Substitution, der (Klassen-)Strukturierung der Gesellschaft und der Herstellung symbolischer Ordnung und Sozialintegration (Schmitz 2019, 78). Mit dem Funktionsbegriff wird dabei auf den Umstand eingegangen, dass die verbreitete Gleichsetzung von Ängsten mit Dysfunktionalität nicht zielführend ist. Vielmehr erscheint die Reflexion einer solchen Gleichsetzung spezifischer Ängste bestimmter Gruppen mit gesellschaftlicher Dysfunktionalität sowohl aus analytischer als auch gesellschaftspolitischer Perspektive unter dem relationalen Blickwinkel dringend geboten. Denn im Gegensatz zu dieser unifizierenden Sichtweise ist anzunehmen, dass Ängste durch ihren Beitrag zur (Re-)Produktion psychischer, praktischer und sozialer Strukturen *vielfach* funktional sind. Durch die analytischen Funktionsdifferenzierungen können mögliche empirische Zusammenhänge innerhalb von Gesellschaften sowie in einer vergleichenden Perspektive zwischen Gesellschaften vor dem Hintergrund symbolischer Herrschaftsverhältnisse dargestellt werden. Durch Rückgriff auf die relationale Perspektive Bourdieus kann somit ein heuristischer Rahmen gefunden werden, in welchem eine Darstellung potenzieller funktionaler Zusammenhänge zwischen Emotionen und gesellschaftlichen Strukturen sowie eine Sensibilisierung für funktionale und dysfunktionale Konsequenzen, die aus diesen Zusammenhängen für verschiedene Personengruppen empirisch hervorgehen können, ermöglicht wird. In Anlehnung an diese Perspektive einer *relationalen Soziologie der Angst* gilt es folglich gesellschaftliche Definitionen von (Dys-)Funktionen sowie häufig implizite (wissenschaftliche) Funktionalitätsannahmen auf ihre gesellschaftlichen Funktionen hin zu hinterfragen (vgl. Schmitz 2019, 78). Vor dem Hintergrund einer solchen relationalen Perspektive der Angst werden im Folgenden Ängste der Personengruppe wohnungsloser Menschen in Verbindung mit Digitalisierung diskutiert.

4.1 Angst vor Überwachung und Datendiebstahl

Dass Digitalisierung zu einer Projektionsfläche von Ängsten wird, ist wenig verwunderlich. Während in weiten Teilen der bürgerlichen Gesellschaft über digitale Transformationsprozesse, beispielsweise in Bezug auf Digitalisierung der Verwaltung, Datenschutz und Ähnliches, diskutiert wird, äußern wohnungs- und obdachlose Menschen spezifische Ängste vor Überwachung, die beispielsweise von Sozialarbeiter*innen praktiziert werden könnte:

„Oder Herr sowieso hat ist suizidal und neigt zu Gewaltausbrüchen, ja. Und hier sieht das dann künftig so aus, die App + Sozialarbeiter pikst (Zuhörer lachen) ja, Achtung, [Herr X] nähert sich dieser Einrichtung. Nein also was passiert ihnen denn dann. Das ist also auch Überwachung. Wer, wer kriegt das dann, ja.“ (D01, Gruppendiskussion wohnungsloser Mann, Z. 699-704)

Darüber hinaus besteht die Angst vor Datendiebstahl, vor allem im Hinblick auf ihr ständiges Sich-Aufhalten im öffentlichen Raum sowie notwendige Angabe ihrer personenbezogenen Daten:

„Ja aber durch unsere ganzen PC und alles drum und dran, guckt's euch an. Wir sind gläserne Menschen! Die könne an alle Daten ran was von hinten bis vorne.“ (D04, Gruppendiskussion, wohnungslose Frau, Z. 1487f.)

Die Aussage zeigt, dass mit einer zunehmenden Digitalisierung noch mehr Überwachung und ein Verlust der Kontrolle über die eigenen Daten befürchtet werden. Die gesammelten Daten könnten gegen die *gläsernen* Nutzer*innen verwendet werden. Hier wird auf gesellschaftliche Entwicklungen Bezug genommen, in denen sich eine strafrechtlich ausgerichtete „Kultur der Kontrolle“ (Garland 2008) etablieren konnte. In dieser Kultur werden Risiken und Bedrohungen durch Prävention und Strafe neutralisiert. Im Fokus dieser Überwachung, Kontrolle und Kriminalisierung stehen insbesondere soziale Gruppen, die marginalisiert und von Armut betroffen sind (vgl. besonders erhellend Goffman 2015; Wacquant 2013).

4.2 Angst vor weiterer Ausgrenzung

Die Facetten der Digitalisierung brachten viele Neuerungen und weitreichende Möglichkeiten in das gesellschaftliche Leben. Gerade sogenannte *Randgruppen* haben Schwierigkeiten, an allen technischen Transformationsprozessen dauerhaft zu partizipieren. Schon allein das zur Verfügung stehende, finanzielle Budget für Hardware und Internetzugang wirkt begrenzend, unter Umständen auch ausgrenzend. Außerdem fehlen bisweilen digitale Kompetenzen in Form von Fertigkeiten und Wissen:

„Auch Arbeitssuche oder so ist ja nicht mehr [...]. Ja ich hab in meinem Leben noch keine Bewerbung geschrieben, wenn ich nen Job suche, ich ruf da an. Ja heute brauchst du da nicht mehr anrufen, heut kannst du online musst du online da irgend, musst du online dich bewerben ja.“ (D04, Gruppendiskussion, wohnungsloser Mann, Z. 1253ff.)

„Also was muss ich können, was müssen wir an Voraussetzungen mitbringen, mit Fähigkeiten, mit ja, und auf der anderen Seite die Infrastrukturfrage, was muss bereitgestellt werden.“ (D01, Gruppendiskussion, wohnungsloser Mann, Z. 1139-1142)

Faktoren wie fehlende Infrastruktur sowie digitale Kompetenzen führen stetig dazu, dass manche wohnungslosen Menschen die Befürchtung hegen, weiter ausgegrenzt zu werden: Sie können nicht auf digitalem Wege nach Arbeitsstellen suchen, sich auf Stellenangebote oder Mietwohnungen bewerben, digitale Ämtergänge sowie Formulareinreichungen erledigen oder Kontakte in digitalen Netzwerken pflegen.

4.3 Angst vor Standortbestimmung und Verdrängung

In einer neoliberalen bzw. unternehmerisch ausgerichteten Stadt orientieren sich kommunalpolitische (Investitions-)Entscheidungen häufig an den Interessen von einkommensstarken Haushalten (z.B. hochwertige Kultur-, Freizeit- und Bildungsangebote, Gentrifizierung, Sicherheit), während die Interessen der ärmeren Stadtbevölkerung weniger berücksichtigt werden (z.B. Rückzug aus sozialem Wohnungsbau, Verdrängung in Randlagen) bzw. bestimmte soziale Gruppen wie Obdach- und Wohnungslose aus dem vorzeigbaren Innenstadtbereich verdrängt werden (vgl. Holm 2013; Schipper 2013; Wehrheim 2012). Im Zuge der Digitalisierung und der Nutzung von Internet-Applikationen werden Standortinformationen und weitere Daten übermittelt. Diese positionsabhängigen und persönlichen Daten sind bisweilen notwendig, um Informationen und Dienstleistungen zur Verfügung zu stellen.

„Das heißt, was passiert mit den Daten? Ja. Wenn ich mir vorstelle wohnungslose Menschen sind in der Innenstadt, dann kann man wunderbar auch Polizeikräfte losschicken und sagen ja, da haben sich siebzehn zusammengetan, die wir kennen, ja, das muss ein Lager sein. So, (.) das lösen wir jetzt auf.“ (D01, Gruppendiskussion, wohnungsloser Mann, Z. 664-669)

Angst vor der Offenlegung des Standortes, aber auch die Angst vor einer Aufzeichnung der Wege durch die Stadt (GPS-Tracking) führen zu einer ablehnenden Haltung gegenüber der Nutzung von Apps auf Smartphones. Die Befürchtung ist groß, dass staatliche Kontrollagenturen diese Informationen nutzen, um die *städtischen Anderen* zu verdrängen (z.B. Auflösung von Lagern, Drogenumschlagplätzen etc.). Eine Nutzung wäre nur dann vorstellbar, wenn auf das Preisgeben der persönlichen Daten oder des Standortes verzichtet werden könnte.

4.4 Angst vor Strafverfolgung

In den zuvor genannten Ängsten klingt bereits mit, dass wohnungslose Menschen sich aufgrund der begrenzten Ressourcen und Mittel (vgl. Merton 1995) nahezu ständig im Grenzbereich zur Illegalität bewegen bzw. illegal handeln und daher die punitive und kontrollierende Gesellschaft fürchten müssen. Die aus der Lebenswelt wohnungs- und obdachloser Menschen resultierenden Problemlagen

sind enorm: Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel ohne bezahlten Fahrschein oder Diebstahl aufgrund von Geldmangel, delinquentes Verhalten und Problematiken mit der Instanz der Polizei und Ordnungsämtern sind fast unumgänglich. Da scheint es folgerichtig, dass gerade durch die Digitalisierung und das schnelllebige gesellschaftliche Dasein kombiniert mit der gläsernen Persönlichkeit weitreichende Ängste in der Zielgruppe verbreitet sind. Ein wohnungsloser Mensch möchte in den meisten Fällen nicht als wohnungslos sichtbar, schon gar nicht gläsern sein. Unter dem Fokus der Strafverfolgung ist die absolute Sicherstellung der Anonymität eine Voraussetzung für die Nutzung von digitalen Kommunikations- und Informationstechnologien.

5 Sehnsüchte

Neben den geäußerten Ängsten lassen sich aus dem evozierten intensiven Nachdenken über Digitalisierung spezifische Sehnsüchte rekonstruieren: Digitalisierung erscheint dann als eine Art Projektionsfläche spezifischer Sehnsüchte wohnungs- und obdachloser Menschen. Sehnsüchte werden mit einem Gefühl von Mangel assoziiert. Als Sehnsüchtige sinnen wir nach etwas, das uns für den Sinn unseres Lebens bedeutsam vorkommt: „Die Sehnsucht verspricht uns eine Alternative zu einem ‚Ist-Zustand‘, dem Erleben einer Gegenwart, die uns Wesentliches vorzuenthalten scheint, und sie schärft somit unseren Blick für all das, was an dem Vorhandenen bemängelt werden kann“ (Boesch 1998, 15f.). Aufgrund vieler bestehender Mangelsituationen wohnungsloser Menschen wird Digitalisierung zur Projektionsfläche der Sehnsucht nach einem Leben, in dem der Zugang zu Wohnraum möglich wird, in dem sich Autonomievorstellungen realisieren lassen und in dem man als Mensch respektiert wird.

5.1 Wohnungssuche

Wohnungslose Menschen finden keinen Zugang zum Wohnungsmarkt, ihnen wird eine eigene, durch einen Mietvertrag abgesicherte Wohnung verwehrt. Daher nehmen sie *die eigenen vier Wände* bzw. das Heim als schwerwiegendsten *Mangel* wahr. Das Heim eines Menschen ist „polyfunktional“, es bietet einen privaten Bereich, der es dem/der Bewohnenden ermöglicht dort außenstehenden Menschen Zutritt zu gestatten oder zu verweigern (Boesch 1998, 42). Eine Abgrenzung von Heim und dem, was außen ist, spiegelt eine Art Dichotomie „des Eigenen und des Fremden“ wider. Das Heim ist damit viel mehr als nur das Dach über dem Kopf: Neben seinen „homöostatischen Funktionen“ (Schutz vor äußeren Umwelteinflüssen) (Boesch 1998, 42) fungiert es u.a. als Lebensmittelpunkt, individueller

Entfaltungs- sowie Erziehungsort und ist Voraussetzung dafür, Arbeit zu finden (Gillich 2020, 7).

Das in Deutschland ohnehin schon bestehende Defizit an bezahlbarem Wohnraum (vgl. z.B. Praum 2016; Schönig & Vollmer 2020) wirkt sich auf wohnungslose Menschen in besonderem Maße aus. Mietvertraglich abgesicherten Wohnraum zu erlangen, wird Betroffenen häufig durch strukturelle Hürden erschwert. Die Gruppe wohnungsloser Menschen muss sich auf dem Wohnungsmarkt der Konkurrenz anderer marginalisierter Gruppen stellen und steht dabei nicht selten infolge verbreiteter multipler Problemlagen hinten an. Dazu kommen bürokratische Barrieren sowie Stigmatisierungen und Diskriminierungen durch Vermieter*innen und andere beteiligte Akteur*innen (vgl. Gerull 2016). Vorurteile werden gerade auf dem Wohnungsmarkt stark spürbar. Schon allein der aktuelle Wohnsitz in einer Obdachlosenpension, die Meldeadresse, Schufa-Einträge oder Dringlichkeitsstufensysteme beim Wohnungsamt machen es nahezu unmöglich, einen festen Wohnsitz zu finden. Häufig wird vonseiten der Vermieter*innen die *Wohnfähigkeit* (kritisch hierzu vgl. Marquardt 2015) infrage gestellt:

„Und irgendwann hab ich mir dann angewohnt, (.) gleich am Telefon, wenn ich wegen ner Wohnung angerufen hab, (.) zu sagen, ich bin im Hartz-IV-Bezug haben Sie damit ein Problem (.), dann weiß ich wo ich dran bin spar mir die Fahrerei. Und dann, was mich wirklich damals erschüttert hat, war wirklich: Was Hartz-IV-Empfänger? Nein, die Wohnung ist teilmöbliert, da sind die Möbel zu schade!“ (D04, Gruppendiskussion, wohnungsloser Mann, Z. 852-858)

Der Wunsch, überhaupt eine realistische Chance auf dem Wohnungsmarkt zu bekommen, ist bei den Betroffenen groß. In der heutigen Zeit fällt gerade diese Zielgruppe aus jeglichen Wohnungsbesichtigungen heraus. Oft werden sie zu einem Termin gar nicht eingeladen und eine realistische Chance, sich möglichen Vermietenden zu zeigen, bleibt ihnen verwehrt. Die Mieter*innenselbstauskunft auf dem Blatt und der Zusatz zum Beispiel Arbeitslosengeld II zu beziehen, führen oft zum sofortigen Aussortieren der Bewerbung. So wird in einem Interview der Vorschlag unterbreitet, man könne neue digitale Tools entwickeln, die sich von herkömmlichen Internet-Wohnungsbörsen unterscheiden: Ein Gedanke war, sich mit einem Video der vermietenden Person vorzustellen. Auf diese Weise kann man seine besondere Geschichte erzählen und zeigen, dass man als Mieter*in pflichtbewusst ist. So hat man womöglich eine Chance und kann überzeugen:

„Einfach ein Portal entwickeln, wo dann zum Beispiel regional für Nürnberg und Umgebung Hartz-IV-Empfänger oder Sonstiges, die Vermieter reinfinden, die sagen: „Okay, ich akzeptier Hartz-IV-Empfänger, ich schau mir den aber vorher an“. Ne, dass da ein Portal gibt, zum Beispiel da könnten wir jetzt schauen.“ (D06, Interview, wohnungsloser Mann, Z. 301-317)

Besonders wichtig ist es für obdach- und wohnungslose Menschen, Einlagerungsmöglichkeiten für ihr Hab und Gut zu finden (vgl. Arlt 2001). Sowohl bei einem kurzfristigen Wohnungsverlust als auch bei einer längeren Phase auf der Straße fehlt der Raum. Gerade ein obdachloser Mensch trägt den ganzen Tag alles, was er besitzt, mit sich. Auch ein wohnungsloser Mensch, der womöglich ein Zimmer in einer Einrichtung gefunden hat, kann nichts lagern, weil auch dort kein Platz zur Verfügung steht oder das Ausrauben und Klauen von Zimmerkolleg*innen befürchtet wird. Durch eine digitale Vernetzungsmöglichkeit könnten zum Beispiel leerstehende Kellerräume oder Lagermöglichkeiten angeboten und inseriert werden. Suchende können sich dann auf eine Anzeige melden und individuell zumindest das oftmals letzte Eigentum einlagern.

5.2 Autonomie

Immer wieder wird aus den Reihen der Zielgruppe die Sehnsucht nach Wohnraum mit der Steigerung der Selbstbestimmung verknüpft: „Plätze, wo wohnungslose Menschen auch eh Dach überm Kopf haben können. Jetzt keine Einrichtungen, sondern selbstbestimmtes Wohnen“ (D01, Gruppendiskussion, wohnungsloser Mann, Z. 102-106). Deutlich wird hieraus der Wunsch nach Unabhängigkeit vom bestehenden Hilfesystem. Zudem entstand der Wunsch, dass man Hilfeleistungen ähnlich wie in einem Hotelportal bewerten und den Kontakt zu Menschen, die in derselben Situation sind, aufnehmen könnte. Der Peer-to-Peer-Ansatz, in einem Verbund Gleichberechtigter („Peers“) wechselseitig Ressourcen und Informationen auszutauschen, wurde in diesem Setting, basierend auf Aussagen der Befragten, als ein mögliches Modul für eine App-Funktion eruiert. In diesem Tool kann unabhängige Aufklärung, z.B. über Rechtsansprüche und Vernetzung oder für Begleitgänge zu Ämtern oder Ärzt*innen, erfolgen.

5.3 Als Mensch wahrgenommen werden

Die vielen Ausgrenzungserfahrungen und -folgen, mit denen wohnungslose Menschen konfrontiert sind, greifen ineinander und erzeugen ein Gefühl der Nutzlosigkeit. Gerade aber in unserer Gesellschaft ist die Leistungsfähigkeit des einzelnen Menschen die Grundlage von Anerkennung. Jedoch können einschneidende Ereignisse oder persönliche Lebenskrisen jeden Menschen in Notlagen bringen – im schlimmsten Fall sogar in die Wohnungslosigkeit (vgl. Malyssek & Störch 2020). Es liegt nahe, dass gerade diese Menschen den Wunsch verspüren, als *normal* wahrgenommen zu werden und sich nicht der Zuschreibung des hilfebedürftigen wohnungslosen Menschen unterwerfen zu müssen. Chancen, überhaupt aus dem Teufelskreislauf Wohnungslosigkeit auszusteigen, sind rar. Der Alltag ist geprägt von Ausgrenzung, Stigmatisierung und Perspektivlosigkeit. Die Hoffnung, gerade mithilfe der Digitalisierung unvoreingenommen im Netz wahrgenommen

zu werden, ist groß. So äußern Befragte die Utopie einer besseren Gesellschaft, da sie im Internet nicht mehr als wohnungslose Menschen wahrgenommen werden, sondern als Menschen mit spezifischen Interessen und Expertisen oder als Konsument*innen. Durch die Anonymität im Netz und das Agieren als ein*e User*in von vielen – so die Vorstellung der Befragten –, können Barrieren und Stigmatisierungsprozesse aufgebrochen werden. Die Digitalisierung könnte so eine neue Art von gesellschaftlicher Teilhabe ermöglichen, die wohnungslosen Menschen bislang verwehrt bleibt. Das Internet als Tür zur Welt ist in der Gegenwart nicht mehr wegzudenken. Alle sind ständig vernetzt, erfahren Neuigkeiten und bleiben auf dem aktuellen Stand. Umso verständlicher scheint es, dass auch wohnungslose Menschen daran partizipieren möchten. Vorstellbar wäre ein digitales Modul, welches den Kontakt zu Gleichgesinnten aber auch mit Teilen der Zivilbevölkerung herstellt, um eine wertfreie Kommunikation zu ermöglichen.

6 Schlussfolgerungen: Ambivalenzen und Potenziale

Ein Leben ohne Digitalisierung ist für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft nicht mehr vorstellbar. Auch für viele wohnungslose Menschen gehören digitale Kommunikations- und Informationstechnologien zum Alltag. Wenn nun von Obdach- und Wohnungslosigkeit bedrohte oder betroffene Menschen in Gruppendiskussionen und Interviews über Digitalisierung nachdenken, äußern sie vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen in der realen Alltagswirklichkeit Ängste und Sehnsüchte. Aufgrund der marginalisierten (unter Umständen auch kriminalisierten) Position in der Gesellschaft sind Ängste vor Überwachung, Datendiebstahl, Ausgrenzung, Standortbestimmung, Verdrängung und Strafverfolgung sowie Sehnsüchte nach einer Wohnung, Autonomie und Mensch-Sein nachvollziehbar.

Wenn wohnungslose Menschen über mögliche digitale, sozialarbeiterische Hilfen reden, zeigt sich bei vielen eine ambivalente Haltung gegenüber dem bestehenden Hilfesystem. Diejenigen, die schon länger auf der Straße leben, kennen das Hilfesystem oftmals sehr gut und entwickeln durch viele Negativerfahrungen und Beziehungsabbrüche den Wunsch nach Autonomie. Die Gründe für die Komplexität der Problemlagen und unterschiedlichen Lebenssituationen sind sehr vielfältig und reichen bisweilen bis in die frühe Kindheit zurück. Das Aufwachsen in Heimen, fehlende Bildungstitel, Alkohol- und Drogenkonsum sowie psychische Belastungen und Persönlichkeitsstörungen (vgl. Brück 2015; Giertz & Sowa 2021) können auf Dauer den Verlust von Motivation und des sozialen Netzwerkes zur Folge haben. Hinzu kommt die konfuse Rechtskreisproblematik im bestehenden Hilfesystem. Bis Betroffene die richtigen Angebote finden, vergeht oft sehr

viel Zeit und es wird ein langer Atem benötigt, um kleine Erfolge zu erzielen. Die Bürokratie und Antragsdauer erschweren dies oftmals sehr. Wut, Ärger sowie damit einhergehende Frustration sind nachvollziehbar und führen in einer Spirale immer weiter weg vom Hilfesystem.

Die Entwicklung von digitalen Angeboten offenbaren aus der Sicht von wohnungslosen Menschen aber auch Potenziale: Viele hegen den Wunsch nach einer App für Wohnungslose, an der sie mitarbeiten und partizipieren können, die ihre individuelle Situation verbessert und den Kontakt zu Peers sowie zur Zivilbevölkerung ermöglicht. Eine Voraussetzung für die Akzeptanz von aufklärenden und auf das Individuum zugeschnittenen Problemlösungen wäre, dass die Wünsche und Sehnsüchte ebenso berücksichtigt werden wie die marginalisierte und oftmals stigmatisierte Position in der Gesellschaft. Hier stellen sich insbesondere Fragen nach der Gewährleistung der Anonymität oder der Wahrung des Datenschutzes. Eine große Herausforderung in diesem Kontext ist jedoch, dass digitale Lösungen nicht zu einem nur Symptome lindernden Produkt der *Mitleids- oder Vertröstungsindustrie* werden, sondern einen Beitrag zur Bekämpfung der Ursachen von Wohnungslosigkeit leisten.

Quellenangaben

- Arlt, Peter (2001): Kongress der StrassenexpertInnen, Workshop und Tagung (CD). Linz.
- Beranek, Angelika; Hill, Burkhard & Sagebiel, Juliane Beate (2019): Digitalisierung und Soziale Arbeit – ein Diskursüberblick. Soziale Passagen. Journal für Empirie und Theorie Sozialer Arbeit, 11, 225-242.
- Boesch, Ernst Eduard (1998): Sehnsucht: Von der Suche nach Glück und Sinn. Bern u.a.: Huber.
- Brück, Christian (2015): Die psychotische Parallelwelt. Zum Substanzkonsum und Leben von psychisch kranken wohnungslosen Männern. Berlin: LIT.
- Garland, David (2008): Kultur der Kontrolle. Verbrechensbekämpfung und soziale Ordnung in der Gegenwart. Frankfurt/M.: Campus.
- Gerull, Susanne (2016): Wege aus der Wohnungslosigkeit. Eine qualitative Studie aus Berlin. Berlin: Alice Salomon Hochschule.
- Giertz, Karsten & Sowa, Frank (2021): Wohnungslosigkeit und psychische Erkrankungen. In: Giertz, Karsten; Große, Lisa & Gahleitner, Silke B. (Hrsg.): Hard to reach: Schwer erreichbare Klientel unterstützen. Köln: Psychiatrie Verlag, 48-60.
- Gillich, Stefan (2020): Wohnen ohne festen Wohnsitz. In: Eckardt, Frank & Meier, Sabine (Hrsg.): Handbuch Wohnsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, o.S.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1998): Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.
- Goffman, Alice (2015): On the Run: Die Kriminalisierung der Armen in Amerika. München: Kunstmann.
- Groenemeyer, Axel (2010): Doing Social Problems – Doing Social Control. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme in institutionellen Kontexten – Ein Forschungsprogramm. In: Groenemeyer, Axel (Hrsg.): Doing Social Problems. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme und sozialer Kontrolle in institutionellen Kontexten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 13-56.

- Hartmann, Maren (2020): Zuhause ist ...? Ontologische Sicherheit und Mediennutzung obdachloser Menschen. In: Sowa, Frank (Hrsg.): *Figurationen der Wohnungsnot. Kontinuität und Wandel sozialer Praktiken, Sinnzusammenhänge und Strukturen*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Hauprich, Kai (2020): Handy- und Internetnutzung wohnungsloser Menschen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer empirischen Studie zur Digitalisierung und Digitalität im Kontext von Wohnungslosigkeit und Wohnungsnot. In: *wohnungslos. Aktuelles aus Theorie und Praxis zur Armut und Wohnungslosigkeit*, 62, 64-69.
- Holm, Andrej (2013): *Wir Bleiben Alle! Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung*. Münster: unrast.
- Iske, Stefan & Kutscher, Nadia (2020): Digitale Ungleichheiten im Kontext Sozialer Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, 115-128.
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.) (2020): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Luhmann, Niklas (2005): *Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. Soziologische Aufklärung 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 167-186.
- Lutz, Ronald; Sartorius, Wolfgang & Simon, Titus (2017): *Lehrbuch der Wohnungslosenhilfe. Eine Einführung in Praxis, Positionen und Perspektiven*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Malyssek, Jürgen & Störch, Klaus (2020): *Wohnungslose Menschen. Ausgrenzung und Stigmatisierung*. Freiburg: Lambertus.
- Marquardt, Nadine (2015): Das Regieren von Emotionen in Räumen des betreuten Wohnens. In: *Geographica Helvetica*, 70, 175-184.
- Merton, Robert K. (1995): *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin: de Gruyter.
- Paegelow, Claus (2012): *Handbuch Wohnungsnot und Obdachlosigkeit. Einführung zur Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe*. Bremen: Paegelow.
- Praum, Carsten (2016): Der Mythos der Bezahlbarkeit. Zur wohnungspolitischen Relevanz von Faustregeln. In: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung*, 37-41.
- Rösch, Benedikt; Heinzelmann, Frieda & Sowa, Frank (2021): Homeless in Cyberspace? Über die digitale Ungleichheit wohnungsloser Menschen. In: Freier, Carolin; König, Joachim; Manzeschke, Arne & Städtler-Mach, Barbara (Hrsg.): *Gegenwart und Zukunft sozialer Dienstleistungsarbeit. Chancen und Grenzen der Digitalisierung in der Sozialwirtschaft*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schipper, Sebastian (2013): *Genealogie und Gegenwart der „unternehmerischen Stadt“*. Neoliberales Regieren in Frankfurt am Main 1960-2010. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schmitz, Andreas (2019): Angstverhältnisse – Angstfunktionen. Angst im Kontext symbolischer Herrschaft und symbolischer Ordnung. In: Lübke, Christiane & Delhey, Jan (Hrsg.): *Diagnose Angstgesellschaft? Was wir wirklich über die Gefühlslage der Menschen wissen*. Bielefeld: transcript, 77-104.
- Schönig, Barbara & Vollmer, Lisa (Hrsg.) (2020): *Wohnungsfragen ohne Ende?! Ressourcen für eine soziale Wohnraumversorgung*. Bielefeld: transcript.
- Sowa, Frank; Rösch, Benedikt; Holzmeyer, Tanja; Neberich, Marcel; Opferkuch, Frank; Proschek, Katrin; Reindl, Richard; Scheja, Joachim & Zauter, Sigrid (2020): Digitalisierung für alle? Zur Auswirkung digitaler Angebote auf Teilhabechancen von Wohnungslosen. In: *Soziale Passagen. Journal für Empirie und Theorie Sozialer Arbeit*, 12, 185-190.
- Sowa, Frank & Zitzmann, Christina (2020): Einleitung. In: Sowa, Frank & Zitzmann, Christina (Hrsg.): *Anders lehren und lernen. Forschendes Service Learning über Lebenswelten von Menschen in Wohnungsnot*. Frankfurt/M.: Wochenschau Verlag, 9-33.
- Specht, Thomas; Rosenke, Werena; Jordan, Rolf & Giffhorn, Benjamin (Hrsg.) (2017): *Handbuch der Hilfen in Wohnungsnotfällen. Entwicklung lokaler Hilfesysteme und lebenslagenbezogener*

- Hilfeansätze. Berlin & Düsseldorf: BAG W-Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V.
- Steckelberg, Claudia (2018): Wohnungslosigkeit als heterogenes Phänomen. Soziale Arbeit und ihre Adressat_innen. Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), 68, 37-42.
- Studený, Susanne (2015): Internetcafé ZwischenSchritt. Überwindung des „Digital Gap“ im Rahmen der Wiener Wohnungslosenhilfe. In: soziales_kapital: wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschul-studiengänge soziale arbeit, 160-172.
- Studený, Susanne (2020): Digitalisierung in der Obdachlosenhilfe. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, 552-564.
- Wacquant, Loïc (2013): Bestrafen der Armen. Zur neuen Regierung der sozialen Unsicherheit. Opladen: Budrich.
- Wehrheim, Jan (2012): Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich.

Eva Maria Bäcker, Markus Grottko und Andreas König

Chancen digitaler Technologien für die Sozialen Arbeit? Überlegungen zu Social Entrepreneurship unter Einsatz von digitalen Lerntechnologien, virtuellem Kontext, New Work und Selbstkontrollmechanismen

Zusammenfassung

Der Beitrag systematisiert das Potenzial digitaler Technologien in ausgewählten Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit aus theoretischer Perspektive, erarbeitet praktische Erwägungen und unterzieht diese einer kritischen Reflexion aus dem Akteursfeld heraus. Ausgangspunkt ist, Adressat*innen Sozialer Arbeit als Personenkreise zu begreifen, welche u.a. mithilfe digitaler Technologien zu einem selbstbestimmten Leben zurückkehren wollen. Betrachtet werden Potenziale in vier Bereichen: Lerntechnologien, virtuelle Kontexte, New Work und digitale Selbstkontrolle. Das Potenzial wird hierbei aus theoretischer Perspektive herausgearbeitet. Zusammengeführt werden die Überlegungen in einer Skizze eines Social Entrepreneurship, in welchem die vier genannten Bereiche zusammenwirken. Der Beitrag endet mit einem kritisch reflektierenden Fazit und einem Verweis auf praktische Ergebnisse, die begleitend zur Tagung erzeugt wurden.

1 Einleitung

Wenn Soziale Arbeit sich nicht nur als die staatlich vermittelte, möglichst kostengünstige Verwaltung von Menschen in Randlagen begreifen will, sondern Menschen in Randlagen als Personenkreise versteht, die temporär zwar betroffen sind, aber zu einem selbstbestimmten Leben zurückkehren können, dann lohnt eine Betrachtung digitaler Technologien unter genau diesem Gesichtspunkt. In diesem Beitrag soll darum der Fokus auf Chancen gelegt werden, welche digitale Technologien und Praktiken für die Soziale Arbeit in genau dieser Hinsicht offerieren. Hierzu gilt es das Potenzial der Digitalisierung in ausgewählten Feldern der Sozialen Arbeit aus theoretischer Perspektive zu systematisieren. Betrachtet werden sollen vier Bereiche: Lerntechnologien, virtuelle Kontexte, New Work und digitale Selbstkontrolle.

Der erste Bereich zielt auf die Erzeugung von Bildung in Form einer sachlich passgenauen, zeitlich asynchronen und örtlich unabhängigen Personalisierung.

Dies erlaubt eine genaue Abstimmung auf die jeweiligen Adressat*innen Sozialer Arbeit.

Der zweite Bereich umfasst virtuelle Räume, z.B. in Form von Communitys, Blogs, Virtual und Augmented Reality. Das erlaubt Adressat*innen Sozialer Arbeit raumübergreifend Teilhabe an sie interessierenden Themen, indem sie sich treffen und austauschen und so für sich nützliches Wissen diffundieren können.

Der dritte Bereich des New Work lässt sich fruchtbar machen, um die eigene Lebenswelt durch eine Anpassung der Raum- und dadurch gesetzten Beziehungsstruktur genau so auszugestalten, dass es möglich wird, die eigenen Potenziale zu entfalten. Für die Adressat*innen Sozialer Arbeit bedeutet dies ggf. die Chance, die eigenen und aktuell brachliegenden Potenziale durch Änderungen des Kontextes in der Lebenswelt zu fördern.

Der letzte Bereich umfasst die digitale Selbstkontrolle, wie sie z.B. durch Nutzung mobiler Apps auf dem Mobiltelefon möglich wird, welche Adressat*innen dabei hilft, eigene Ziele und Pläne hinsichtlich ihrer Verwirklichung zu kontrollieren.

Der Beitrag entfaltet sich wie folgt. Zunächst werden in einem Grundlagenteil für die zentralen Begrifflichkeiten des Beitrags passende Definitionen erarbeitet, die ein bestimmtes Verständnis von Social Entrepreneurship, Digitalisierung sowie den vier genannten Bereichen offerieren. Ferner wird beispielhaft umrissen, wie Digitalisierung in den benannten vier Bereichen ein außergewöhnliches Lösungspotenzial offeriert. Aufbauend hierauf wird anhand der beschriebenen vier Bereiche illustriert, warum Digitalisierung Chancen für einen Ansatz des Social Entrepreneurship verändert. Der Beitrag schließt mit einem Fazit.

2 Grundlagen

Bevor wir uns dem eigentlichen Thema widmen, ist es sinnvoll, zunächst mit einigen für den Beitrag zweckmäßigen Definitionen und Hintergründen Grundlagen zu legen.

So seien zunächst die zentralen Begriffe dieses Beitrags definiert: Digitalisierung, digitale Lerntechnologien, virtuelle Kontexte, New Work und digitale Selbstkontrolle sowie zuletzt Social Entrepreneurship.

Digitalisierung figurieren wir mit Legner u.a. (2017) hier nicht technologisch, sondern menschen- bzw. adressat*innenzentriert. Das ist insbesondere durch die Einsicht getrieben, dass eine Vielzahl an digitalen Technologien schon lange existiert, aber der breitflächige Einsatz durch Menschen erst seit Kurzem stattfindet, also er es ist, der über das Vollziehen von Digitalisierung entscheidet. Die genannten Autor*innen verstehen unter diesem Begriff die vielfältige Weise, in der sich soziotechnische Phänomene und der Prozess der Annahme und Nutzung

digitaler Technologien in einem weiteren individuellen, organisationalen und gesellschaftlichen Kontext vollziehen (vgl. Legner u.a. 2017). Die Definition impliziert zumindest, dass digitale Technologien auch ein Potenzial haben, welches sukzessive von allen Teilen der Gesellschaft (also auch von Adressat*innen Sozialer Arbeit) zur Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse im weitesten Sinne untersucht und ggf. fruchtbar gemacht werden kann – und aus unserer Sicht auch sollte.¹

Mit dem Begriff der *digitalen Lerntechnologie* wird umrissen, dass in den Bildungsprozess zunehmend weitere Komponenten neben die Lehrer*innen-Schüler*innen-Beziehung treten, welche es zuvor nicht gab. Wir definieren diesen Begriff unter Rückgriff auf Fürst (2020) folgendermaßen: Unter Lerntechnologien seien im Folgenden die vielen durch digitale Technologien offerierten technischen Hilfsmittel verstanden, welche im Rahmen digitaler Bildung die Überbrückung von Raum und Zeit sowie die Erreichbarkeit jedes* jeder einzelnen Lernenden über eine Vielzahl von individuell personalisierten Wegen ermöglichen. Kennzeichen lassen sich diese ergebnisorientiert an der flexibilisierten, personalisierten und unterschiedlichen Beantwortung der grundlegenden Fragen an jeden Lernprozess: Wozu? Wann? Wie lange? In welcher Portionierung? Mit wem? Und wo?

Unter *virtuellen Kontexten* subsumieren wir Social-Media-Anwendungen sowie den gesamten Bereich der Virtual und Augmented Reality, d.h. die Potenziale digitaler Technologien, selbst Kontexte menschlicher Handlungen durch Virtualisierung zu ermöglichen, zu verändern, zu simulieren und mit ihnen zu spielen.

New Work lässt sich, so der Gründer der New-Work-Bewegung Frithjof Bergmann, als eine Arbeitsorganisation definieren, welche allen Mitarbeiter*innen erlaubt so zu leben, wie *diese* das „wirklich, wirklich“ wollen (Bergmann 2020, S. 116). Hiermit ist angesprochen, dass durch die digitalen Technologien, insbe-

1 Damit soll nicht unterschlagen werden, dass sich durch Digitalisierung Ungleichheiten verschärfen und reproduzieren können (vgl. Ziller 2008). So können Technologien auch einschränken und sind niemals allein als neutrale Akteure zu betrachten. Nur ist eine negative Wirkung auf Adressat*innen der Sozialen Arbeit kein Naturgesetz, sondern eher der fehlenden kreativen Nutzung des Möglichen und der fehlenden Kollaboration der Vielen geschuldet. So existiert mittlerweile zu fast jedem kommerziellen kostenpflichtigen Digitalisierungstool ein kostenloses Open-Source-Tool samt Erklärung. Diese Tools werden auch immer nutzerfreundlicher und variabler mit immer weniger Vorgaben an die Nutzer*innen (man denke z.B. im Vergleich an das kostenpflichtige MS Office, aber das kostenlose Libre/Open Office, an das kostenpflichtige Microsoft Teams/Zoom aber das kostenlose jitsi meeting/senfall.de, an das kostenpflichtige SPSS, SAS gegenüber dem kostenlosen R Studio etc. Und wer bereit ist, sich in die IT-Bereiche einzuarbeiten oder mit der entsprechenden Community zu vernetzen, die diese erarbeitet hat, kann derartige Software vollkommen frei nach eigenem Nutzen verändern oder aber mit weit weniger Aufwand in dem riesigen Fundus stetig neu entstehender Open-Source-Tools nach Alternativen suchen, die den eigenen Vorstellungen näherkommen. Die mit der Digitalisierung verbundenen Chancen lassen sich sehr gut auf diesem Wege realisieren. Dass mit Softwareartefakten neue Formen von feinen Unterschieden (Bourdieu 2000) etabliert werden können, ist zwar evident, doch wird bei Realisierung der fraglichen Chancen eben auch faktische Egalisierung von Ungleichheiten möglich – so man diese nutzt.

sondere durch die ermöglichte Vernetzung und Dezentralisierung von Informationen, sich neue Möglichkeiten eröffnen, Arbeit zu organisieren und Menschen so aufeinander zu beziehen, dass ihr Potenzial in vielfältigen Dimensionen realisiert wird. Gleichzeitig wird auch die architektonische Anordnung neu durchdacht, da durch diese nun mehr erreicht werden soll, als allein Wertschöpfung durch physische Kopräsenz vieler Menschen an einem Ort eines Arbeitgebers zu bewirken.

Digitale Selbstkontrolle wiederum lässt sich in zwei Dimensionen unterteilen. Die Digitalisierung offeriert das Potenzial, sowohl physische Handlungen als auch geistige Handlungen des „gläsernen“ Menschen ganz neu zu verfolgen und so kontrollierbar zu machen. Eine solche Kontrolle durch Dritte ist durch den Datenschutz weitgehend ausgeschlossen, wenn auch sicher nicht unmöglich, doch kann sie in zahlreichen Kontexten als eine Selbstkontrolle durch Selbstinformation sinnvoll sein, weil sie Selbstorganisation ermöglicht, die Vorteile für die subjektive Lebensqualität realisierbar werden lässt (Scheu & Atrata 2020, S. 289). Diese Kontexte und digitalen Mittel sind im Folgenden mit digitaler Selbstkontrolle angesprochen.

Social Entrepreneurship lässt sich am besten über sein Ziel definieren. Diesen Weg geht das Social Entrepreneurship Netzwerk Deutschland, welches folgende Charakterisierung anbietet:

Das primäre Ziel von Social Entrepreneurship ist die Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen. Dies wird durch kontinuierliche Nutzung unternehmerischer Mittel erreicht und resultiert in neuen und innovativen Lösungen. Durch steuernde und kontrollierende Mechanismen wird sichergestellt, dass die gesellschaftlichen Ziele intern und extern gelebt werden. (SEND Deutschland 2019)²

Bedeutsam erscheint an dieser Definition einerseits ihre klare lexikografische Ordnung. So ist das primäre (!) Ziel des Social Entrepreneurship nicht die Gewinnmaximierung, sondern die Lösung von Herausforderungen. Diese können, gerade im Sozialen Bereich nur gemeinsam von Institutionen, Sozialarbeiter*innen und Adressat*innen und weiteren Akteur*innen erkannt werden – je diverser und heterogener die Hintergründe, desto besser für die zu findenden Lösungen. Die Profitorientierung wird in den Dienst genommen, um die Lösung der Herausforderungen überhaupt erst zu ermöglichen. Gleichzeitig werden aber als adäquates Mittel zur Realisierung dieses Ziels ganz bewusst unternehmerische Mittel,

2 Hierbei ist natürlich zu hinterfragen, wer definiert, was das jeweilige gesellschaftliche Problem ist. Folgt man konsequent dem Ansatz der Digitalisierung, dann wäre im Wege der Customer-Creation die Definitionsmacht den Adressat*innen Sozialer Arbeit zuzuweisen. Tatsächlich sind diese aber ggf. dazu gar nicht in der Lage. Die Situation erinnert an die Erziehung aus der unverschuldeten Unmündigkeit im Sinne Kants und der damit einhergehenden Paradoxa. Tatsächlich wird es eines Zusammenwirkens zwischen Organisationen und Adressat*innen bedürfen, um zu sinnvollen Ergebnissen zu kommen, weil sich nur so ein gemeinsames Verständnis entwickeln lässt.

und das bedeutet sehr wohl kalkulative Praktiken eingesetzt, z.B. die Frage, wie sich auch finanziell mehr Wert neu schaffen lässt, als das soziale Unternehmen für seinen eigenen Unterhalt braucht. Zielsetzung ist, so die zentrale Fähigkeit des Unternehmertums, nämlich die Destillierung von innovativen und zugleich brauchbaren Lösungen aus einer Vielzahl von Ideen wirksam werden zu lassen, wie sie z.B. bei Schumpeter in dem Begriff schöpferische Zerstörung (Schumpeter 2013) oder bei Hayek in der Beobachtung, der Wettbewerb sei ein Entdeckungsverfahren (Hayek 1968), auftritt. Selbst wenn die Entlohnung Sozialer Arbeit im Sozialstaat verortet wird, ist es sinnvoll, sich des hier entstehenden innovativen Arsenal zu bedienen.

In der Folge gilt es zu untersuchen, inwieweit sich Social Entrepreneurship (zumindest teilweise) in den Dienst nehmen lässt, um im Kontext Sozialer Arbeit die Potenziale der Digitalisierung in den vier Bereichen Lerntechnologien, virtueller Kontext, digitale Selbstkontrolle und New Work ausschöpfen zu können.

3 Analyse aktueller Herausforderungen und Lösungspotenziale der Digitalisierung

3.1 Einsatz digitaler Lerntechnologien

Es charakterisiert digitale Lerntechnologien, dass sie Raum und Zeit überbrücken sowie die Erreichbarkeit jedes*jeder einzelnen Lernenden über eine Vielzahl von individuell personalisierten Wegen herstellen. Kennzeichnen lassen sie sich wie umrissen an der unterschiedlichen Beantwortung der Fragen an den Lernprozess: Wozu? Wann? Wie lange? In welcher Portionierung? Mit wem? Und wo?

Adressat*innen Sozialer Arbeit haben in der Regel (mindestens) eine Herausforderung *für sich* zu lösen bzw. zu lernen, mit deren Unlösbarkeit umzugehen. Genau diese wird hier als Ausgangspunkt genommen, um über den Einsatz digitaler Lerntechnologien nachzudenken. Denn so lässt sich aufdecken, was diese zu Sozialer Arbeit beitragen können. So können wir auf dieser Basis wie folgt auf die genannten sechs Fragen antworten:

Wozu?

Zielsetzung des Einsatzes einer digitalen Lerntechnologie in unserem Sinne ist es, einen Beitrag zu leisten, ein konkretes Problem von Adressat*innen Sozialer Arbeit durch „Lernen“ selbstbestimmt lösbar werden zu lassen. Das bedeutet z.B. bei Abhängigen die Suchtproblematik zu lösen, bei Obdachlosen ein Obdach zu finden, bei verschuldeten Menschen die Überschuldungsproblematik zu lösen oder

bei psychisch oder physisch erkrankten Menschen entweder Heilung zu erreichen oder ein erträgliches Leben mit der fraglichen Erkrankung zu ermöglichen.³

Um dies wesentlich breitflächiger als zuvor zu ermöglichen, gilt es darüber nachzudenken, inwieweit sich für die Lösung der fraglichen Herausforderung hilfreiche Lernbestandteile digital, „aus der Konserve“ mit allen Vor- und Nachteilen verfügbar machen lassen oder in welchem Umfang diese auf menschlichen Kontakt zwingend angewiesen sind. Erstere sollten möglichst in einem modularen Baukastensystem verfügbar sein, welcher eine Zusammensetzung im konkreten Fall durch eine Sozialarbeiter*in oder eine Adressat*in selbst zulässt.

Wann?

Der große Vorteil einer digitalen Lerntechnologie ist, dass sie durchgehend verfügbar ist und abgerufen werden kann. Die menschliche Lehrtätigkeit wird also konserviert und dann verfügbar, wenn sie den größten Effekt entfaltet. Der Lehr-Lern-Forschung folgend ist dies dann jeweils gegeben, wenn das fragile Problem besonders deutlich auftritt und damit im Bewusstsein der Adressat*innen präsent und damit deren Motivation, dieses Problem auch zu lösen, am größten ist. Durch die Entkopplung von einer räumlichen und ggf. auch zeitlichen Präsenz kann also eine bislang undenkbare Adressat*innenorientierung stattfinden, weil Adressat*innen Soziale Arbeit genau dann in Anspruch nehmen, wenn sie selbst davon überzeugt sind, diese zu brauchen. Sofern es sich um freie Inhalte oder solche von anerkannten Bildungsträgern handelt, müssen auch Datenschutzrisiken nicht befürchtet werden.

Damit finden Sozialarbeiter*innen ganz andere Bedingungen vor, als dies heute der Fall ist, denn es wird vermieden ein Angebot Sozialer Arbeit zu einem Zeitpunkt wahrzunehmen, zu dem es überhaupt kein Bewusstsein für dessen Notwendigkeit auf Seiten der Adressat*innen und entsprechend wenig Motivation für Veränderung gibt.

3 Man könnte dieser Position unterstellen, dass über lebensweltliche Erleichterungen die politische Dimension ausgeblendet wird, ja sogar die Technologie dazu verwendet wird, um bestehende diskutabile Verhältnisse zu stabilisieren. Tatsächlich kann aus einer archäologischen Perspektive immer ein solcher historisch-kontingenter oder auch politischer Anteil im Abgleich der Jahrhunderte abgesondert werden (man denke an Foucaults Werk zu Wahnsinn und Gesellschaft, welche die Formationen des Wahnsinns u.a. als Kennzeichen der politischen Machtverhältnisse der jeweiligen historischen Zeit begreift (Foucault 1973)). Eine solche Perspektive aber begreift den Menschen qua theoretischer Herangehensweise als ein kontingentes Ergebnis seiner beobachtbaren Äußerungen und unterschlägt seine dialektische Gestaltungsmacht, im jeweiligen Moment durch andersartige Anschlussfähigkeiten ein kontingentes Ergebnis anderer beobachtbarer Äußerungen zu werden (die dann später auf dem Wege einer Diskursanalyse aufgezeigt werden, aber erneut die Gestaltungsmacht nicht sichtbar werden lassen).

Kann allerdings das „wann?“ auf diese Weise flexibilisiert werden, eröffnet sich die zu erforschende Frage, wie überhaupt evaluiert werden kann, welches die tatsächlich für sozialarbeiterische Interventionen besonders geeigneten Zeitpunkte sind.

Wie lange?

Auch wie lange ein Angebot Sozialer Arbeit wahrgenommen wird, lässt sich mithilfe digitaler Lerntechnologien zum Teil neu beantworten. So ist hier die Wahrnehmung in die Eigenverantwortung der Adressat*innen Sozialer Arbeit gestellt. Hilft das Angebot bei der Problemlösung nicht, wird der Dienst auf dem Smartphone zumindest in Bezug auf die eigene Aufmerksamkeit ausgeschaltet. Umgekehrt gilt: Hilft das Angebot bei der Problemlösung, so endet es mit dem Erfolg der fraglichen Maßnahme. Damit ergibt sich eine doppelte Herangehensweise für eine vergleichende Evaluation. Zum einen gilt es zu evaluieren, wie lange es dauert, bis eine Maßnahme beendet wird. Zum zweiten ist zu erheben, ob die Beendigung objektiv als Erfolg gewertet werden kann. Erst beides zusammen lässt eine Optimierung des Zeitaufwands zu. Tatsächlich dürfte sich dies indes noch wesentlich komplexer gestalten, da der tatsächliche Umfang einer Maßnahme von einer Vielzahl von Faktoren abhängt. Bedeutsam erscheint in diesem Kontext, dass gerade durch den Einsatz von Digitalisierung und künstlicher Intelligenz bei der Evaluation viel genauer verfolgt und darum auch korrigierend in Argumentationen herangezogen werden kann, was während der Maßnahme passiert. Folglich können die im Moment gerade im Bereich der Sozialen Arbeit häufig beklagten grobschlächtigen finanziellen Vorgaben informierter und datenbasierter adjustiert werden.

In welcher Portionierung?

Das gilt zugleich auch für die Lernportionierung, d.h. für die Länge des Austauschs mit den Adressat*innen Sozialer Arbeit. So wird ein fragliches Angebot nur dann (als handlungsverändernd) angenommen, wenn es in einer annehmbaren „Portionierung“ erfolgt, welche die sukzessive Aufnahme dieses Angebotes erlaubt. Digitale Lerntechnologien erlauben (allerdings mit viel Aufwand) eine solche Portionierung, welche sich nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf den Kanal (Video, Chat, Text etc.) bezieht. Werden Informationen zu dieser Portionierung sinnvoll genutzt, dann ergibt sich auch automatisch die Möglichkeit, diese auf Adressat*innen zuzuschneiden.

Erneut ergeben sich wichtige Fragen nach dem Effekt der Portionierung von Informationen, Handlungsmaximen etc., welche einerseits adressat*innenspezifisch ausfallen und andererseits erneut durch ein Baukastensystem getrieben sein dürften, welches eine Mehrfachverwendung von Inhalten zulässt.

Mit wem?

Gerade im interaktiven Bereich erlauben digitale Lerntechnologien ganz neue Möglichkeiten. So können über virtuelle Kollaborationstools mit Push-Funktion ggf. Raum und Zeit überbrückt werden und Adressat*innen Sozialer Arbeit können zielgerichtet miteinander verknüpft und vernetzt werden. Aus Sicht der digitalen Lerntechnologie eröffnen sich damit erneut ganz andere Fragen, z.B. welche Gruppierungen für eine Problemlösung seitens der Adressat*innen unterstützend wirken und welche nicht, welche „Typen“ und Handlungsweisen von Sozialarbeiter*innen unterstützend bei der Begleitung wirken und welche nicht. Die Frage „Mit wem“? thematisiert hierbei den Stimulus, welchen ein bestimmter menschlicher Kontext geben kann und welcher nunmehr aufgrund der räumlichen und zeitlichen Entkopplung viel umfassender als zuvor verfügbar wird.

Wo?

Zuletzt lässt sich mithilfe digitaler Lerntechnologien auch thematisieren, wo eine Problemlösung besonders gut gelingt. So lässt sich eine „digitalisierte“ Maßnahme letztlich an jeden Ort transportieren, welcher an das Internet angebunden ist. Allerdings werden identische Maßnahmen an unterschiedlichen Orten unterschiedliche Wirkungen zeigen. Darum kann auch hier mit zunehmender Evaluation das digitale Angebot genau dort und eingebettet in diejenigen Kontexte verfügbar gemacht werden, wo es tatsächlich Wirkung entfaltet.

Zentral ist bei den vorangegangenen Überlegungen, im Blick zu behalten, dass digitale Lerntechnologien die Sozialarbeiter*innen nicht substituieren werden und dies auch weder wollen, sollen noch können. Diese immer wieder geäußerte Angst (insbesondere mit Blick auf künstliche Intelligenz) ist praktisch wenig begründet (selbst im rein unternehmerischen Kontext bewahrheitet sie sich empirisch nicht, vgl. Grottke & Steimer 2020, 436). Digitale Lerntechnologien aber können, sofern geeignet zugeschnitten, Sozialarbeiter*innen oder aber Adressat*innen Sozialer Arbeit direkt mit Problemlösungen unterstützendem Material versorgen und damit auch die Reichweite von einmal gefundenen Problemlösungen deutlich erhöhen. Derartige neuartige Kombinationen von Mensch und digitaler Lerntechnologie sind im Moment vielfach noch Spielwiesen. Sinnvolle Konstellationen werden sich erst noch beweisen müssen, aber einige davon – um so mehr, je mehr Versuche gestartet werden – werden das am Ende sicher auch können (es sei an dieser Stelle explizit auf die tagungsbegleitenden praktischen Versuche verwiesen).

3.2 Virtuelle Kontexte (Social Media, Virtual und Augmented Reality)

Unter *virtuellen Kontexten* subsumieren wir Social-Media-Anwendungen sowie den gesamten Bereich der Virtual und Augmented Reality, d.h. die Potenziale digitaler Technologien, selbst Kontexte menschlicher Handlungen durch Virtualisierung zu erstellen, zu verändern, zu simulieren und damit zu spielen.

Zielsetzung virtueller Kontexte in der Wirtschaft ist es, einerseits Menschen diejenigen Verbindungen, Vernetzungen, Kontexte und Darstellungen zur Verfügung zu stellen, welche sie selbst bevorzugen, und andererseits die datenanalytisch ökonomisch verwertbaren Potenziale der dadurch gläsern werdenden Verhaltensweisen von Menschen auszuwerten und sie entsprechenden Partner*innen gegen Entgelt zur Verfügung zu stellen. Auch im Bereich Sozialer Arbeit ist dieses denkbar, allerdings nicht mit Blick auf ökonomisch verwertbares Potenzial, sondern mit Blick auf einen potenziellen Lösungsbeitrag z.B. von Social-Media-Blogs/Plattformen, Virtual und Augmented Reality in Bezug auf die Probleme der Adressat*innen.

So könnte beispielsweise gerade die eigentümlich bindingslose Bindung an Social-Media-Kommunikationen in anonymisierten Profilen einen vorteilhaften Effekt auf eine Verminderung von Schamlügen haben und damit fundiertere Interventionen bzw. eine besser die eigentlichen Probleme adressierende sozialarbeiterische Arbeit erlauben.

Virtuelle Kontexte könnten wiederum Konsequenzen eigener Entscheidungen und eigenen Handelns von Adressat*innen zu geeigneten Zeitpunkten einspielen (beispielsweise von negativen Folgen der Alkoholsucht, sofern der physische Kontext, z.B. eine Kneipe, anzeigt, dass erhöhtes Gefährdungspotenzial für alkoholranke Adressat*innen besteht) und so für ggf. im Sinne einer Problemlösung positiv angepasste, aber dennoch freiwillige Entscheidungen sorgen. Ähnliches wäre im Sinne einer Augmented Reality denkbar, indem z.B. Situationen, welche als Konsequenzen eigenen Verhaltens folgen, bereits in das Hier und Jetzt fiktiv hineingezogen werden. So können beispielsweise Adressat*innen mit Messi-Syndrom ein aufgeräumtes, gesäubertes oder ein chaotisches, ungesäubertes Zimmer vor sich sehen, abhängig davon, ob sie sich entscheiden aufzuräumen oder nicht. Die Beispiele deuten an, wie entsprechende Technologien im Sinne der Sozialen Arbeit unterstützend wirken könnten.

3.3 New Work

New Work umfasst die Suche nach einer Form der sinnstiftenden Arbeitsorganisation inklusive einer geeigneten räumlichen Gestaltung. Damit sind verschiedene Dimensionen angesprochen, nämlich insbesondere die Dimensionen:

- Wo arbeite ich (mobil, im Homeoffice, in Co-Working-Spaces verschiedener Typen oder im Büro)?
- Wie lange und wann arbeite ich (in welchen Zeiträumen gelingt mir die Arbeit am besten, wann bin ich unproduktiv)?
- Wie und mit wem kommuniziere ich und gestalte Teamwork (wie kollaboriere ich, wie strukturiere und teile ich mein schriftlich/mündlich festgehaltenes Wissen)?

Dank der Möglichkeiten von New Work in Bezug auf Adressat*innen Sozialer Arbeit in allen drei Dimensionen von Ort, Zeit und Beziehungen lässt sich Teilhabe ganz neu strukturieren.

Illustriert sei dies an zwei Beispielen: Einerseits ließe sich so eine Teilhabe am Arbeitsleben ggf. passgenau vornehmen, indem bei dem Erscheinungsbild von Adressat*innen Kanalreduktionen bewusst für die Ausblendung schambehafteter Bereiche (z.B. sichtbarer körperlicher Erkrankungen, Sauberkeit der Räumlichkeiten etc.) verwandt werden. Gleichermaßen könnte die passgenaue Einschaltung immer dann erfolgen, wenn Teilhabe am Arbeitsleben möglich ist (z.B. bei psychisch Kranken mithilfe zeitlich variabel situierbarer Aufgaben, welche von diesen nur in den „guten“ Phasen bearbeitet werden). Derartige Möglichkeiten von Teilhabe sind unseres Wissens noch nicht einmal ansatzweise erforscht, wiewohl sie weitreichende Chancen bieten.

Andererseits vermag New Work auch soziale Beziehungen zu beeinflussen, indem mittels räumlicher Anordnungen soziale Gefüge möglichst konfliktarm angeordnet werden (Grottke 2021). Derartige Überlegungen ließen sich auch in Form von Raumnutzungen im Themenfeld der sozialraumbezogenen Sozialen Arbeit einsetzen, insbesondere im Bereich der Konfliktlösung, z.B. bei der Frage von Bettenbelegungen in Nachtasylen.

3.4 Digitale Selbstkontrollmechanismen

Zuletzt sei auf die Möglichkeiten digitaler Selbstkontrollmechanismen eingegangen. Digitale Selbstkontrolle beinhaltet verschiedene Facetten.

Eine erste Form besteht darin, dass sich Nutzer*innen digitale Aufzeichnungen über das eigene Verhalten ausspielen lassen.

Eine zweite Form besteht darin, dass sich Nutzer*innen digital im Sinne von Push-Nachrichten erinnern lassen, dass sie bestimmte Handlungen bis zu dem fraglichen Zeitpunkt vollzogen haben wollten oder ab diesem Zeitpunkt vollziehen wollen.

Eine dritte Form besteht darin, sich freiwillig hinsichtlich seines Verhaltens transparent gegenüber anderen Nutzer*innen zu verhalten.

Bei allen drei Formen erscheinen Anwendungen im Bereich der Sozialen Arbeit denkbar. So kann einerseits die digitale Aufzeichnung des Verhaltens von Adressat*innen einen Beleg dafür liefern, dass das eigene Verhalten doch anders ist, als dies vielleicht zuvor angenommen wurde. Push-Nachrichten können wiederum helfen, bestimmte Tätigkeiten zu vollziehen, bei denen ansonsten die Überwindung des „inneren Schweinehunds“ besonders schwerfällt. Und Transparenz gegenüber dritten, indes vertrauten Personen hinsichtlich des eigenen Verhaltens sicherzustellen ist sicherlich ein unterstützender Ansatz, um z.B. ausfälliges gewalttätiges Verhalten in den Griff zu bekommen.

4 Die Rolle von Social Entrepreneurship

Social Entrepreneurship greift, weil es (auch) ökonomisch ist. Es ist dort geeignet, wo sich ein Problem ergibt und die Gegenpartei ebenfalls etwas (ggf. vermittelt) zu geben in der Lage ist oder eine dritte Instanz hinsichtlich der Gegenleistung verlässlich einspringt.

Es passt damit zu einem New Public Management, welches Verwaltung und öffentliche Hand mithilfe von Managementtechniken reformieren will und welches sich selbst zum Faktor macht, der keine Kosten verursacht, sondern selbst Gewinn erzielen soll (Wohlfahrt 2017, 118). Soziale Arbeit wird hier zur Sozialinvestition, d.h. das Wohl von Adressat*innen und weiteren Personen wird angestrebt, um eine Motivationslage zu erzeugen, in welcher sich die notwendigen Ressourcen durch Kombination erzeugen lassen (Paulus & Grubenmann 2020, 156 f.).⁴ Warum sich Social Entrepreneurship gerade in Bezug auf eine Digitalisierung als sinnvoll erweisen kann, wird an drei Trends in der Digitalisierung deutlich.

Trend 1: Sharing-Economy. Dies bedeutet im Kontext Sozialer Arbeit das gemeinsame „Experimentieren“ mit den Adressat*innen. Klappt es, profitieren alle von dem Social Business, wenn nicht, hat niemand profitiert. Die Sozialarbeiter*innen werden hier zu Ermöglicher*innen, die Soziale Arbeit zu einer Ermöglichungsprofession. So lassen sich wesentlich schneller und einfacher Projekte einer Social Entrepreneurship umsetzen. Und funktionieren die Lösungen, dann werden sie sich ggf. rasend schnell verbreiten. Zusätzlich wird mit alternativen ähnlichen Lösungen eine Vielfalt von Lösungen geschaffen.

Trend 2: Open-Source-Software. Da IT-Investitionen Grenzkosten von 0 aufweisen, konnte eine Open-Source-Bewegung entstehen. Es muss also vieles nicht neu entwickelt werden, sondern es lässt sich auf den Ergebnissen von Vorherigem aufbauen (es sei nur an die im Aufsatz genutzte Kollaborationsplattform edupad.ch erinnert, die eine Open-Source-Software ist).

4 Es mag dies als ökonomistisch kritisiert werden können, aber dies verfehlt den hier angestrebten Punkt. Social Entrepreneurship bringt hier im Kleinen auf Basis von Freiwilligkeit und Aushandlung Motivationslagen zusammen und realisiert so nachhaltige Projekte. Alternativ ist es möglich, dies zu lassen, dann bleiben die Projekte unrealisiert oder irgendwelche weiteren Akteur*innen werden tätig, welche dies durch staatliche Vorgaben oder große Firmen nach ihren Vorstellungen von richtig oder falsch erzwingen bzw. rein wirtschaftlich getrieben realisieren, und dann ist die Freiheit der beteiligten Personen dahin. Im Sinne eines kantischen Bürgers einer deterministischen Welt oder einer Foucault'schen Diskursanalyse ist wiederum jede dieser Alternativen *ex post* beobachtet als geformt durch die Erfahrungshintergründe der beteiligten Personen zu entlarven, was aber der gewählten Beobachtungsweise der Beobachter*innen geschuldet ist. Wählt man Hegel, Luhmann oder Spencer-Brown als Ausgangspunkt, dann käme man zu anderen Resultaten, nämlich einer fortwährenden Anschlussfähigkeit durch die Wahl einer neuen Beobachtung. In der Praxis macht es unseres Erachtens indes einen großen Unterschied, welche Alternative man *ex ante* wählt.

Trend 3: fokussierte Startup-Projekte nach dem Grundsatz Schnelligkeit vor vollständiger Entwicklung. Dieser kombiniert den Ansatz „Erkenntnisse sammeln – Lösungen ausprobieren – aus Fehlern Lernen“ mit einer Strategie der jeweils kleinsten, effizientesten einschlägigen Lösung. Wenn fokussierte Startups dies konsequent befolgen, lassen sich sehr schnell Prototypen der eigenen Lösung gemeinsam mit den Adressat*innen Sozialer Arbeit auf ihre Tauglichkeit überprüfen und weiterentwickeln. Das schlägt lange bürokratische Prozesse deutlich (wiewohl die rechtlichen Vorgaben in der Sozialen Arbeit dadurch natürlich nicht außer Kraft gesetzt werden).

Soll auf dieser Basis ein Weg skizziert werden, wie sich bei einem sozialunternehmerischen Vorhaben vorgehen ließe, so wären wohl vier Schritte zu gehen:

1. Schritt: Identifikation der konkreten Herausforderung für eine konkrete Gruppe von Adressat*innen Sozialer Arbeit
2. Schritt: Sharing-Modell zwischen den Beteiligten
3. Schritt: Erarbeitung eines Prototypen in einem Kurzprojekt unter Anwendung der vier erläuterten Bereiche
4. Schritt: Test und Überlegung, ob Weiterentwicklung ja/nein (Rückkehr zu Schritt 1)

Ein Vorteil dürfte sein, dass die vier benannten Bereiche tatsächlich sehr gut zusammenwirken können und sich ergänzen und insofern auch in ein durchgängiges Kompetenzentwicklungsmodell gegossen werden können (sofern eine gewählte Herausforderung durch die Ausbildung bestimmter Handlungskompetenzen gelöst werden kann). So ließe sich Schritt drei in folgendem Ansatz figurieren:

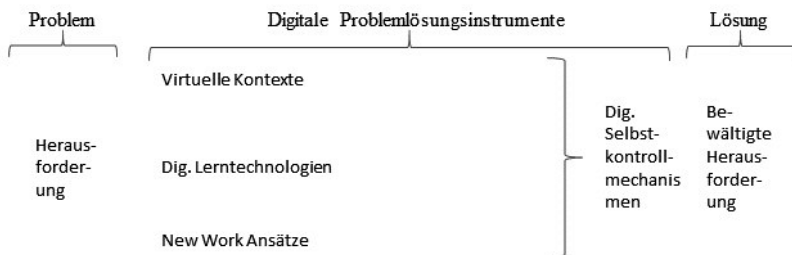


Abb. 1: Digitales Kompetenzentwicklungsmodell

6 Fazit: Soziale Arbeit – neu denken!

Häufig wird Digitalisierung aus der Perspektive der Sozialwissenschaften – bedauerlicherweise auch in der Sozialen Arbeit – eher kritisch begleitet (beispielhaft vgl. Paulus & Grubenmann 2020, Seele & Zapf 2020, Kutscher u.a. 2020, Pözl & Wächter 2019). Dies scheint nahezulegen, dass Digitalisierung lediglich Teilhabechancen verwehrt und die Arbeit von Sozialarbeiter*innen erschwert. So lautet eine Annahme, dass technologische Visionen von Digitalisierung neben Automatisierung, Rationalisierung oder Optimierung von Arbeitsprozessen vor allem Dehumanisierung, Roboterisierung und Dequalifizierung von Erwerbsarbeit implizieren würden (vgl. Paulus & Grubenmann 2020, S. 131). Das zeigt: Digitalisierung ist ambivalent. Vorstehend wurden stattdessen Gedanken zu einem Social Entrepreneurship in der Sozialen Arbeit unter Nutzung der neuen Formen der Digitalisierung vorgetragen. Diese befassten sich mit den Möglichkeiten von vier neuartigen Ansätzen der Digitalisierung: digitalen Lerntechnologien, virtuellen Kontexten, New Work und digitaler Selbstkontrolle. Theoretisch umrissen wurde, dass sich hier (erhebliche) Potenziale identifizieren lassen und wie diese sich in einem kohärenten Konzept umsetzen lassen könnten. Ganz sicher sind solche Umsetzungen sehr herausfordernd, weil sie erfordern, dass Sozialarbeiter*innen und Digitalisierungsexpert*innen Hand in Hand arbeiten.⁵ Bei steigendem ökonomischen Druck könnte der Staat allerdings überlegen, sich der Effizienzpotenziale, welche eine Digitalisierung unzweifelhaft auch im Bereich der Sozialen Arbeit bietet, ohne Einbezug der Sozialen Arbeit auf eigene Faust zu widmen. Er könnte entsprechend große, lobbystarke privatwirtschaftliche Akteure diesbezüglich beauftragen, Lösungen zu entwickeln, die digitale Potenziale nutzen, oder gleich verstaatlichte Varianten davon in Stellung bringen.

Alternativen für eine Soziale Arbeit wären dann solche, sich an soziale Bewegungen (Alternativität) anzuschließen, welche sich gegen Digitalisierung wenden. Zu denken ist an Bewegungen wie Fridays for Future, Mouvement des Gilets Jaunes, Black lives matter, Occupy Wall Street (vgl. Paulus & Grubenmann 2020, 129). Während diese Bewegungen unzweifelhaft von ihren Mitgliedern als erfüllende Tätigkeit erlebt werden, bleiben sie doch insofern nicht gestaltend, als sie immer jeweils nur etwas ändern können, wenn andere etwas ändern: die Politiker*innen, die Manager*innen oder die Gesellschaft. Die Gefahr ist dann, dass ggf. Unmut, Unzufriedenheit und Kapitalismuskritik in neue Deutungsmuster mit klaren Feindbildern übertragen werden (vgl. zu derartigen Mechanismen beispielhaft Paulus & Grubenmann 2020, 140) und nur noch wenig konstruktiv miteinan-

5 Andererseits ggf. auch nicht. Es ist absolut nicht ausgeschlossen, dass sich gerade IT- und Digitalisierungsexpert*innen aufgrund zu exzessiven Workloads und falschem Umgang mit ihrer eigenen Gesundheit ggf. als Adressat*innen Sozialer Arbeit wiederfinden. Und hier wird viel Motivation existieren, gerade hier sich einzubringen.

der an Lösungen gearbeitet wird. Der hier vertretene Ansatz fängt bei und mit den Akteur*innen selbst an und damit bei einem direkt beeinflussbaren Feld. Er hat das Potenzial, Adressat*innen Sozialer Arbeit durch Digitalisierung Teilhabechancen zu ermöglichen, wo dies vorher wenig denkbar war. Gerade angesichts solcher Alternativen scheint besonders angeraten, dass sich die Vertreter*innen weniger sprachfähiger gesellschaftlicher Gruppen vermehrt um derartige digitale Chancen der Teilhabe bemühen. Machen Sie sich anhand einer kleinen Diskursanalyse der Anwendungsergebnisse allein aus den Vorschlägen der Tagung ein eigenes Bild oder – noch besser – beteiligen und nutzen Sie das selbst für sich (vgl. <https://edupad.ch/p/Tx1KhHTkE6>). Was würden wohl Adressat*innen von Sozialer Arbeit sagen, würden sie gefragt, was sie sich von Sozialarbeiter*innen wünschen würden?

Quellenangaben

- Bergmann, Frithjof (2020): *Neue Arbeit, neue Kultur*. Freiburg im Breisgau: Arbor Verlag.
- Bourdieu, Pierre (2000): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brautlacht, Regina & Agyapong, Daniel (2017): *Building bridges across continents: learning by doing international projects*. In: CORE meets eLAW. Innovation in higher education, Heidelberg: Hochschulverlag, 54-55.
- Foucault, Michel (1968): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1973): *Wahnsinn und Gesellschaft: Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fürst, Ronny (2020): *Zukunftsagenda und 10 Thesen zur Digitalen Bildung in Deutschland*. In: Fürst, Ronny (Hrsg.): *Digitale Bildung und Künstliche Intelligenz in Deutschland*. Wiesbaden: Springer, 301-347.
- Grottko, Markus (2021): *Smart Working Spaces*. In: Fürst, Ronny Alexander (Hrsg.): *Digital Leadership & Digital Readiness*. Wiesbaden: Springer, NN-NN.
- Grottko, Markus & Steimer, Andreas (2020): *Wissenschaft und Forschung als Quelle der Potenzialnutzung von Digitalisierung und Künstlicher Intelligenz*. In: Fürst, Ronny Alexander (Hrsg.): *Digitale Bildung und Künstliche Intelligenz in Deutschland*. Wiesbaden: Springer, 419-440.
- Hayek, Friedrich August (1968): *Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren*. Kiel: IFW (Kieler Vorträge N.F. 56).
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seilmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.) (2020): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Legner, Christine; Eymann, Torsten; Hess, Thomas; Matt, Christian; Böhmman, Tilo; Drews, Paul; Mädche, Alexander; Urbach, Nils & Ahlemann, Frederik (2017): *Digitalization: opportunity and challenge for the business and information systems engineering community*. In: *Business & information systems engineering*, 59. Jg., 301-308.
- Paulus, Stefan & Grubenmann, Bettina (2020): *Soziale Frage 4.0*. Opladen: utb.
- Pözl, Alois & Wächter, Bettina (2019): *Perspektiven zur Digitalisierung in Sozialunternehmen. Neue Herausforderungen in der Beratungs- und Betreuungsarbeit: Praxis-Kompass für Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit*. Regensburg: Wallhalla-Practoria.
- Scheu, Bringfriede & Atrata, Otger (2020): *Selbst-Organisation, Subjektivität und das Soziale. Merkmale und Perspektiven*. In: Geramanis, Olaf & Hutmacher, Stefan (Hrsg.) (2020): *Der*

- Mensch in der Selbstorganisation Kooperationskonzepte für eine dynamische Arbeitswelt. Wiesbaden: Springer, 279-291.
- Schumpeter, Joseph (2013): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmervergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus (9. Aufl.). Berlin: Duncker & Humblot.
- Seele, Peter & Zapf, Luca (2020): Die Rückseite der Cloud. Eine Theorie des Privaten ohne Geheimnis. Wiesbaden: Springer.
- SEND – Social Entrepreneurship Netzwerk Deutschland (2019): Social Entrepreneurship. Stand: 2019. Online unter: <https://www.send-ev.de/positionen> (Abrufdatum: 31.01.2021).
- Tetlock, Philip & Belkin, Aaron (1996): Counterfactual thought experiments in world politics: Logical, methodological, and psychological perspectives. Princeton: University Press.
- Wohlfahrt, Norbert (2017): Sozialprofessionelles Handeln unter kapitalistischen Produktionsbedingungen – Thesen zur veränderten politischen Ökonomie helfender Berufe. In: Neue Praxis Sonderheit 14, 116-125.
- Zillen, Nicole (2008): Digitale Ungleichheit: Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft. Wiesbaden: Springer Verlag.

Anke Lang

Digitalisierung in der Kita – Bildung und Teilhabe für alle Kinder!

Zusammenfassung

Im Zuge der Corona-Pandemie hat das Thema „Digitalisierung in der Kita“ in einem nicht vorhersehbaren Ausmaß an Bedeutung gewonnen. So ist auch im Handlungsfeld der Kindertageseinrichtungen ein „enormer Digitalisierungsschub“ (AGJ 2020b) zu verzeichnen. Zugleich tritt die Frage nach gesellschaftlicher, sozialer und kultureller Teilhabe, Teilhabe an Bildung und Chancengerechtigkeit insbesondere für Kinder in prekären Lebensverhältnissen in zugespitzter Form zutage. Der Beitrag stellt den facettenreichen Topos „Digitalisierung in der Kita“ mit Blick auf die aktuelle Situation der Kindertageseinrichtungen in Nordrhein-Westfalen und unter besonderer Berücksichtigung der Armutslage im Ruhrgebiet in den erweiterten wissenschaftlichen Diskurszusammenhang um soziale und digitale Ungleichheit.

Im Folgenden werden zunächst die Anknüpfungspunkte dieses Beitrags an den Diskurs um Digitalisierung in der Kita präzisiert (Abschnitt 1) und mit Blick auf die Trias Digitalisierung, Bildung und Teilhabe im Lichte der Corona-Pandemie fokussiert (Abschnitt 2). Unter Berücksichtigung empirischer Daten zur Armutslage im Ruhrgebiet wird der Topos „Digitalisierung in der Kita“ in den erweiterten wissenschaftlichen Diskurszusammenhang um soziale und digitale Ungleichheit gestellt (Abschnitt 3). Vor diesem Hintergrund werden schließlich Perspektiven für die Medienbildung in der Kita gerade auch mit Blick auf Bildungsteilhabechancen von Kindern in Armutslagen aufgezeigt (Abschnitt 4). Abschließend wird die Konzeptualisierung von Medienkompetenz als Kulturtechnik zur Diskussion gestellt (Abschnitt 5).

1 Digitalisierung in der Kita – Annäherung an einen facettenreichen Topos

Mit dem Topos „Digitalisierung in der Kita“ wird in diesem Beitrag ein weites und vielschichtiges Diskursfeld aufgespannt, das es ermöglicht, unterschiedliche Facetten der Digitalisierung zu thematisieren. Im Folgenden werden die Anknüpfungspunkte an den Diskurs um „Digitalisierung in der Kita“ präzisiert

und die aktuellen Entwicklungen im Bereich der Kindertageseinrichtungen in Nord rhein-Westfalen skizziert.

1.1 Eine kursorische Skizzierung des Diskursfelds

Das Thema der Digitalisierung hat längst auch im Handlungsfeld der Kindertageseinrichtungen an Bedeutung gewonnen und eine relevante Dimension erreicht (vgl. MKFFI NRW 2019, Knauf 2019, Dunand 2020, Friedrichs-Liesenkötter 2020; Kutscher & Bischof 2020). Im Diskurs wird die Thematik mit Blick auf die Ebenen *Organisation und Management*, *Dokumentation und Reflexion*, *Kommunikation mit den Familien* sowie *Medienerziehung und Medienbildung* verhandelt.

Der Ebene *Organisation und Management* lassen sich Online-Portale und Software zur Anmeldung, Vergabe und Verwaltung von Kindertagesbetreuungsangeboten zuordnen. In Nordrhein-Westfalen ist beispielsweise die LITTLE BIRD Verwaltungs- und Kita-Software mit Anmeldeportal für Eltern im Einsatz. Weiterhin unterstützt die webbasierte Anwendung *KiBiz.web*, eine E-Government-Umsetzung des Kinderbildungsgesetzes (KiBiz) in NRW, Verwaltungsträger, Träger und Einrichtungsleitungen bei der Verwaltung von Kindertageseinrichtungen, der Beantragung von Zuschüssen, der Erfassung der Monatsdaten, der Erstellung der Verwendungsnachweise etc.

Auf der Ebene *Dokumentation und Reflexion* geht es um den Einsatz von digitalen Endgeräten wie Digitalkameras oder Tablets und einer entsprechenden Software für Beobachtung, Dokumentation und Diagnostik, z.B. in der Form von digitaler Fotografie und Videographie (vgl. Dunand 2020, 168; Friedrichs-Liesenkötter 2020).

Weiterhin wird der Einsatz digitaler Medien als eine Möglichkeit zur *Kommunikation mit den Familien* thematisiert. Hier zeige sich besonders deutlich, so Dunand (2020, 168), wie sich Kommunikationsgewohnheiten an die Lebenspraxis der Beteiligten anpassen: „Indem Eltern ebenso wie die Fachkräfte durch ihr Smartphone in der Regel dauerhaft vernetzt mit der Welt sind, fließt die Eltern-Fachkraft-Kommunikation fast schon natürlich in diesen Kommunikationsstrom ein“ (ebd.). Die digitale Kita-Plattform KITALINO stellt beispielsweise mit „KITALINO für Familien“ ein entsprechendes Softwareangebot zur Verfügung.

Schließlich wird unter dem Stichwort „Digitalisierung in der Kita“ die Anwendung von digitalen Medien in der unmittelbaren pädagogischen Arbeit und deren Bedeutung als Medium kindlichen Lernens diskutiert. Insbesondere auf dieser Ebene und mit Blick auf *Medienerziehung und Medienbildung* ist im Handlungsfeld Kita durchaus eine gewisse Skepsis gegenüber Digitalisierungsentwicklungen erkennbar (vgl. Friedrichs-Liesenkötter 2020, Kutscher & Siller 2020). Immer wieder wird in diesem Zusammenhang auch die mediale Ausstattung mit digitalen Medien bzw. deren Nichtverfügbarkeit, mangelnde Nutzungs- bzw. Anwendungskompetenzen etc. problematisiert (vgl. Knauf 2019, Friedrichs-Liesenkötter

2020). An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass das Thema „Medien“ inzwischen in den „Grundsätzen zur Bildungsförderung für Kinder von 0 bis 10 Jahren in Kindertagesbetreuung und Schulen im Primarbereich in Nordrhein-Westfalen“ (Bildungsgrundsätze NRW 2018) als eigenständiger Bildungsbereich verankert ist (vgl. hierzu auch Abschnitt 4).

Bereits diese kursorische Skizzierung des Diskursfeldes um den Topos „Digitalisierung in der Kita“ offenbart ein vielschichtiges und komplexes Themenfeld. Virulent werden neben konkreten Fragen zur technischen Ausstattung bzw. zur Verfügbarkeit von Hard- und Software auch Fragen nach dem Zugang zu digital vernetzten Technologien, nach Struktur- und Rahmenbedingungen sowie Nutzungspraxen und Kompetenzen im Umgang mit digitalen Medien. Zugleich berührt das Thema „Digitalisierung in der Kita“ grundlegende Fragen von Erziehung und Bildung, von Haltung und Erwartung. Und schließlich sind die beteiligten Akteur*innen und/oder Adressat*innen bzw. Zielgruppen in ihren je eigenen Bedarfen zu berücksichtigen.

1.2 Aktuelle Entwicklungen im Bereich der Kindertageseinrichtungen in NRW

Ebenfalls vielschichtig und komplex zeigt sich die aktuelle Situation im Handlungsfeld der Kindertageseinrichtungen in Nordrhein-Westfalen. Kitas in NRW stehen – neben den Herausforderungen, die die Corona-Pandemie-Situation mit sich bringt – ganz unter dem Eindruck der Novellierung des Kinderbildungsgesetzes (KiBiz)¹ und der Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes (BTHG) im Landesrahmenvertrag NRW². Beide Gesetzesänderungen ziehen veränderte rechtliche und finanzielle Rahmenbedingungen für Kindertageseinrichtungen nach sich und stellen Träger und Einrichtungsleitungen vor vielfältige Herausforderungen. Zugleich eröffnen die Gesetzesänderungen neue Chancen wie beispielsweise die nun im KiBiz gesetzlich verankerte Fachberatung und Qualitätsentwicklung oder die konsequente Umsetzung einer gemeinsamen Betreuung, Förderung, Erziehung und Bildung von Kindern mit und ohne Behinderung. Weitere aktuelle Themen im Bereich der Kindertageseinrichtungen sind neben Inklusion und Teilhabe nach wie vor u.a. die Themen Kinderarmut, Kinderschutz, Professionalisierung und Fachkräftemangel. Die in diesem Beitrag skizzierten Überlegungen zum facettenreichen Topos „Digitalisierung in der Kita“ sind auch in den Kontext dieser Themen eingeordnet, da die Diskussion um „Digitalisierung in der Kita“ nicht

1 Gesetz zur qualitativen Weiterentwicklung der frühen Bildung – vom 3. Dezember 2019 Artikel 1, Gesetz zur frühen Bildung und Förderung von Kindern (Kinderbildungsgesetz – KiBiz) – 6. Gesetz zur Ausführung des SGB VIII.

2 Landesrahmenvertrag nach § 131 SGB IX Nordrhein-Westfalen (2019). Leistungen der Eingliederungshilfe nach dem SGB IX für Menschen mit Behinderungen, Anlagen, Stand: 23.07.2019.

losgelöst davon zu betrachten ist. Vielmehr ist die Diskussion rückzubinden an die genannten Themen respektive das KiBiz und den Landesrahmenvertrag NRW, die als gesetzliche Grundlagen den rechtlichen Rahmen für eine Einbindung von digitalen Medien in die frühkindliche Bildung untermauern.

2 Digitalisierung, Bildung und Teilhabe im Lichte der Corona-Pandemie

Seit Mitte März 2020 ist der gesamte Bereich der Kindertagesbetreuung wesentlich geprägt von den Auswirkungen der SARS-CoV-2-Pandemie und den in diesem Zusammenhang stehenden Beschlüssen und Verordnungen mit ihren Konsequenzen für den laufenden Kita-Betrieb. Dabei hat die Thematik „Digitalisierung in der Kita“ im Zuge der Corona-Pandemie eine ganz eigene Dynamik entwickelt. So lässt sich für das Handlungsfeld der Kindertageseinrichtungen zum einen ein „enormer Digitalisierungsschub“ (AGJ 2020b) verzeichnen. Zum anderen sind sowohl die Möglichkeiten und Chancen der Digitalisierung als auch die Grenzen und eventuelle Risiken einer zunehmend von digitalen Medien durchdrungenen Lebenswelt deutlich geworden. Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden zunächst die Chronologie der Erlasslage kursorisch nachgezeichnet und anschließend die Frage nach dem Verhältnis von Digitalisierung, Bildung und Teilhabe in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt.

2.1 Chronologie der Kita-Erlasslage zur Eindämmung der COVID-19-Pandemie in NRW

Am Freitag, den 13. März 2020 verabschiedete das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (MAGS) des Landes Nordrhein-Westfalen zur Verhinderung der weiteren Ausbreitung von SARS-CoV-2 die aufsichtliche Weisung zum Betretungsverbot von Gemeinschaftseinrichtungen im Sinne des § 33 Nummern 1 und 2 Infektionsschutzgesetz (IfSG)³. Ab Montag, den 16. März 2020 hatten sämtliche Kindertageseinrichtungen, Kindertagespflegestellen, Heilpädagogische Kindertageseinrichtungen und „Kinderbetreuungen in besonderen Fällen“ (Brückenprojekte) in ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich Kindern im Altern bis zur Einschulung sowie deren Erziehungsberechtigten bzw. Betreuungspersonen den Zutritt zu Betreuungsangeboten zu untersagen. Ausnahmen galten von Beginn an für Kinder von Beschäftigten in sogenannten systemrelevanten Berufen,

3 Vgl. hierzu Schreiben des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen vom 13.03.2020: Aufsichtliche Weisung zum Betretungsverbot von Gemeinschaftseinrichtungen im Sinne des § 33 Nummern 1 und 2 Infektionsschutzgesetz (IfSG) ab Montag, den 16. März 2020, zur Verhinderung der weiteren Ausbreitung von SARS-CoV-2.

d.h. Angehörige von Berufsgruppen, deren Tätigkeit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung sowie der medizinischen und pflegerischen Versorgung der Bevölkerung und der Aufrechterhaltung zentraler Funktionen des öffentlichen Lebens dient. Durch das landesweite Betretungsverbot von Gemeinschaftseinrichtungen wurden weitreichende Maßnahmen ergriffen, um auch in diesem Feld die Weiterverbreitung des Coronavirus SARS-CoV-2 einzudämmen. Die praktische Umsetzung der Beschlüsse und Verordnungen verlangte von allen Beteiligten ein hohes Maß an Organisation, Flexibilität und engagiertem Handeln.

Am 28.04.2020 wurde von der „Arbeitsgruppe Kita“, dem fachlich für die Kindertagesbetreuung zuständigen Gremium der Jugend- und Familienministerkonferenz der Länder (JFMK), der Beschluss über einen gemeinsamen Rahmen der Länder für einen stufenweisen Prozess zur Öffnung der Kindertagesbetreuung veröffentlicht⁴. Definiert wurden vier Phasen: ausgehend von der zu diesem Zeitpunkt bestehenden eingeschränkten Notbetreuung (erste Phase) über eine flexible und stufenweise Erweiterung der Notbetreuung (zweite Phase) und einen eingeschränkten Regelbetrieb (dritte Phase) bis zurück zum vollständigen Regelbetrieb (vierte Phase). Die schrittweise Ausweitung der Notbetreuung bis hin zum Wiedereinstieg in die Regelbetreuung sollte die Besonderheiten der einzelnen Länder und der Kommunen berücksichtigen. Die Abwägung, zu welchem konkreten Zeitpunkt die nächste Stufe der Öffnung von Kitas und Kindertagespflege erfolgte, oblag den Entscheidungsträgern in Ländern und Kommunen. Unter anderem mit Blick auf die in Deutschland bestehenden erheblichen geografischen Unterschiede bezüglich des COVID-19-Infektionsgeschehens, aber auch mit Blick auf die Unterschiede in den Angeboten der Kindertagesbetreuung (z.B. Raumkapazitäten, Anzahl der Kinder, zur Verfügung stehendes Personal) galt es, die Umsetzung der jeweils nächsten Schritte in enger Abstimmung mit den örtlichen Akteuren der Kinder- und Jugendhilfe sicherzustellen.

In Nordrhein-Westfalen wurden bereits in der Phase der sogenannten „eingeschränkten Notbetreuung“ (erste Phase) sukzessive weitere Anspruchsberechtigte definiert, z.B. Kinder, bei denen die Betreuung zur Sicherstellung des Kindeswohls erforderlich ist (ab dem 02.04.2020)⁵, und Kinder von erwerbstätigen Alleinerziehenden und von Alleinerziehenden, die sich im Rahmen einer schulischen oder hochschulischen Abschlussprüfung befinden (ab dem 27.04.2020)⁶. Ab dem

4 Beschluss der Jugend- und Familienministerkonferenz (JFMK) gemeinsam mit der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vom 28.04.2020.

5 Vgl. Verordnung zum Schutz vor Neuinfizierungen mit dem Coronavirus SARS-CoV-2 im Bereich der Betreuungsinfrastruktur (Coronabetreuungsverordnung – CoronaBetrVO) vom 02.04.2020.

6 Vgl. Verordnung zum Schutz vor Neuinfizierungen mit dem Coronavirus SARS-CoV-2 im Bereich der Betreuungsinfrastruktur (Coronabetreuungsverordnung – CoronaBetrVO) in der ab dem 27.04.2020 gültigen Fassung.

14.05.2020 galt für Vorschulkinder mit einer Anspruchsberechtigung nach dem Bildungs- und Teilhabepaket sowie für Kinder mit Behinderung und Kinder, die von Behinderung bedroht sind (wenn dies von einem Träger der Eingliederungshilfe festgestellt wurde), eine Ausnahme vom Betretungsverbot⁷. Ab dem 28.05.2020 kamen alle weiteren Vorschulkinder dazu⁸. Am 08.06.2020 wurde das Betretungsverbot für die Kindertagesbetreuungsangebote in Nordrhein-Westfalen aufgehoben und NRW wechselte von der erweiterten Notbetreuung (zweite Phase) in den eingeschränkten Regelbetrieb (dritte Phase). Alle Kinder hatten seither wieder einen – allerdings durch die Maßgaben des Infektionsschutzes eingeschränkten – Anspruch auf Bildung, Betreuung und Erziehung in einem Angebot der Kindertagesbetreuung⁹. Ab dem 17.08.2020 nahm Nordrhein-Westfalen schließlich den sogenannten „Regelbetrieb in Zeiten der Pandemie“ (vierte Phase) auf¹⁰. Seit diesem Zeitpunkt galten auch die rechtlichen Regelungen des Achten Sozialgesetzbuches (SGB VIII) und des Kinderbildungsgesetzes (KiBiz) wieder uneingeschränkt. Die allgemeinen Schutzmaßnahmen, die die Ausbreitung von SARS-CoV-2 verhindern sollen und gesondert geregelt werden, galt und gilt es nach wie vor zu beachten. Die euphorisch anmutende Formulierung „Regelbetrieb in Zeiten der Pandemie“ sollte daher auch nicht über die der Formulierung inhärente Widersprüchlichkeit hinweg- und darüber hinaus Eltern und Familien eine nichtexistente Normalität vortäuschen. Angesichts der weiterhin bestehenden Pandemie-Situation und mit Blick auf die auch zu diesem Zeitpunkt bereits wieder steigenden Infektionszahlen in der Gesamtbevölkerung wäre dies schlicht unrealistisch.

Im Zuge des bundesweiten Lockdowns vom 14.12.2020 bis 10.01.2021 appellierte das Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration (MKFFI) des Landes NRW an die Eltern, das Angebot der Kindertagesbetreuung nur zu nutzen, wenn es absolut notwendig ist¹¹. Auf diese Weise sollte der Betrieb auf ein Minimum reduziert werden, ohne die Angebote der Kindertagesbetreuung erneut zu schließen bzw. zu reduzieren. Mit Beschluss der Bundeskanzlerin und der Regierungschef*innen der Länder vom 05.01.2021 wurde der bundesweite Lock-

7 Vgl. Verordnung zum Schutz vor Neuinfizierungen mit dem Coronavirus SARS-CoV-2 im Bereich der Betreuungsinfrastruktur (Coronabetreuungsverordnung – CoronaBetrVO) in der ab dem 14.05.2020 gültigen Fassung.

8 Vgl. Verordnung zum Schutz vor Neuinfizierungen mit dem Coronavirus SARS-CoV-2 im Bereich der Betreuungsinfrastruktur (Coronabetreuungsverordnung – CoronaBetrVO) in der ab dem 20.05.2020 gültigen Fassung mit den entsprechenden Regelungen für §2 (5).

9 <https://www.mkffi.nrw/pressemitteilung/oeffnung-der-kindertagesbetreuung-im-ingeschraenkten-regelbetrieb>. (Abrufdatum: 17.03.2021).

10 https://www.mkffi.nrw/sites/default/files/asset/document/20200728_offizielle_information_land_nrw_aufnahme_regelbetrieb.pdf. (Abrufdatum: 17.03.2021).

11 https://www.mkffi.nrw/sites/default/files/asset/document/offizielle_information_lockdown_14.12.2020_bis_10.01.2021.pdf. (Abrufdatum: 17.03.2021).

down zunächst bis zum 31.01.2021, schließlich bis zum 14.02.2021 verlängert. Seit dem 11.01.2021 galt für die Kindertagesbetreuung in Nordrhein-Westfalen nunmehr ein „eingeschränkter Pandemiebetrieb“: der dringende Appell an die Eltern ihre Kinder, im Sinne der Kontaktvermeidung, wann immer möglich, selber zu betreuen, wird aufrechterhalten; die Kindertageseinrichtungen bleiben grundsätzlich geöffnet; der Betreuungsumfang in Kindertageseinrichtungen wird für jedes Kind um 10 Wochenstunden eingeschränkt, um die Maßgabe landesweiter Gruppentrennungen umsetzen zu können¹². Seit Montag, den 22. Februar 2021 sind nunmehr wieder alle Kinder in die Kita eingeladen. Es gilt erneut – analog zur entsprechenden Regelung im Frühsommer 2020 – der eingeschränkte Regelbetrieb mit weiterhin festen Gruppensettings und einer Reduzierung des Betreuungsumfangs um 10 Stunden pro Woche¹³.

2.2 Möglichkeiten und Chancen – Grenzen und Risiken

Viele pädagogische Fachkräfte im Handlungsfeld Kita haben schnell auf die Herausforderungen der Corona-Pandemie reagiert und unterschiedlichste Ideen telefonischer sowie digitaler Kommunikation in die Wege geleitet (vgl. AGJ 2020a). Sie haben Möglichkeiten gefunden, trotz des ausgesprochenen Betretungsverbots und des damit verbundenen *social distancing* Kontakt zu den ihnen anvertrauten Kindern und Familien zu halten und gefestigte Beziehungen zu ihnen pflegen können (vgl. Bloch u.a. 2020). Allerdings wird durchaus auch deutlich – darauf verwies die AGJ (2020a) in ihrer Stellungnahme ebenfalls bereits im Frühjahr 2020 – „dass Beziehungsarbeit hier an methodische Grenzen stößt“. Auch unter den Rahmenbedingungen der weiterhin bestehenden Pandemie-Lage zeigen die pädagogischen Fachkräfte eine hohe Professionalität und setzen sich nach wie vor mit viel Engagement und kreativen Ideen tatkräftig und mit Unterstützung digitaler Medien für die frühkindliche Bildung ein. Seit Ende März ist beispielsweise der KTK-Bundesverband mit einer CORONA-PLATTFORM online, die einen Eindruck von dieser kreativen Vielfalt vermittelt¹⁴. Unter der Kategorie „Aus der Praxis für die Praxis“ sind Beiträge, Fundstücke, Interviews und Praxisbeispiele zu finden. Die „Impulse für pädagogische Fachkräfte und Familien“ bieten Hinweise auf Fortbildungsangebote, Hilfen für das Arbeiten im Home-Office, Tipps für digitale Bildungsangebote und Anregungen für religiöse Rituale in der Familie. Mit Blick auf die Frage nach dem Verhältnis von Digitalisierung, Bildung und Teilhabe ist allerdings kritisch anzumerken, dass die Teilhabe an digitalen Partizi-

12 https://www.mkffi.nrw/sites/default/files/asset/document/20210107_offizielle_information_eingeschränkter_pandemiebetrieb.pdf. (Abrufdatum: 17.03.2021)

13 https://www.mkffi.nrw/sites/default/files/asset/document/20210304_ministerschreiben_beschäftigte_betrieb_ab_8_maerz.pdf. (Abrufdatum: 17.03.2021).

14 Online unter: <https://www.ktk-bundesverband.de>.

pationsangeboten materielle Ressourcen wie geeignete Hard- und Software sowie entsprechende Kompetenzen im Umgang mit digitalen Medien voraussetzt. Im Lichte der Corona-Pandemie wird hier unmittelbar deutlich und virulent, worauf beispielsweise Iske und Kutscher (2020, 123) im wissenschaftlichen Diskurs um Digitalisierung aufmerksam machen: „Eine Reihe von Untersuchungen verweisen darauf, dass Partizipationsangebote im virtuellen Raum ebenfalls durch alte Ungleichheiten geprägt sind und damit ungleiche Teilhabe reproduzieren [...]“. Die im Weiteren dargestellten Überlegungen zum Topos „Digitalisierung in der Kita“ werden daher ausdrücklich auch in den Kontext von Bildung und Teilhabe respektive die Diskussion um *Chancengerechtigkeit* und einer *Bildung für Alle!* sowie in den erweiterten wissenschaftlichen Diskurszusammenhang um soziale und digitale Ungleichheit (z.B. Iske & Kutscher 2020) gestellt. Der Diskurs um das komplexe Wechselverhältnis von sozialer und digitaler Ungleichheit scheint auch für das Handlungsfeld Kita respektive die Diskussion um „Digitalisierung in der Kita“ sowie für die Frage nach dem Einsatz von digitalen Medien in der unmittelbaren pädagogischen Arbeit relevant – insbesondere, wenn man sich die Armutslage im Sozialraum Ruhrgebiet vor Augen führt.

3 Armut im Ruhrgebiet – digitale Bildung für alle Kinder?!

Die Armutsquoten, die dem Bericht des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes zugrunde liegen, beruhen auf dem sogenannten Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes (vgl. Der Paritätische Gesamtverband 2020, 29) und folgt einer bereits über 30 Jahre alten EU-Konvention, was die Definition und die Berechnung von Armut anbelangt: „In Abkehr von einem sogenannten absoluten Armutsbegriff, der Armut an existentiellen Notlagen wie Obdachlosigkeit oder Nahrungsmangel festmacht, ist der Armutsbegriff der EU ein relativer. Arm sind demnach alle, die über so geringe Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedsstaat, in dem sie leben, als Minimum annehmbar ist“, wie es im entsprechenden Kommissionsbericht heißt.¹⁵ Dieser EU-Konvention folgend zählt der Bericht des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes jede Person als einkommensarm, „die mit ihrem Einkommen unter 60% des mittleren Einkommens liegt. Dabei handelt es sich um das gesamte Nettoeinkommen des Haushaltes inklusive Wohngeld, Kindergeld, Kinderzuschlag, anderer Transferleistungen oder sonstiger Zuwendungen.“ (ebd., 29)

15 Der Paritätische Gesamtverband 2020, 29 unter Bezugnahme auf den Kommissionsbericht der europäischen Gemeinschaft 1983: Schlußbericht der Kommission an den Rat über das erste Programm von Modellvorhaben und Modellstudien zur Bekämpfung der Armut. Brüssel.

3.1 Daten zur Armutsquote

Aus dem im November 2020 veröffentlichten Armutsbericht geht hervor, dass die Armutsquote in Deutschland mit 15,9 Prozent einen „historischen Wert“ erreicht hat: „Es ist die größte gemessene Armut seit der Wiedervereinigung.“ (ebd., 4) Während der Armutsbericht 2019 noch Hoffnung auf fallende Zahlen machte, so zeige die aktuelle Auswertung wieder deutlich eine steigende Tendenz, beginnend am Tiefpunkt im Jahr 2006 mit 14,0 Prozent bis hin zum aktuellen Spitzenwert (vgl. ebd.).

Nordrhein-Westfalen gilt mit einer Armutsquote von 18,5 Prozent nach wie vor als das problematischste Bundesland: „Nicht nur, dass es deutlich überproportional von Armut betroffen ist und zu den fünf Ländern mit der höchsten Armutsdichte zählt. Hinzu kommt die Dynamik: Seit Einsetzen des langfristigen Aufwärtstrends in 2006 ist die Armutsquote in Nordrhein-Westfalen zweieinhalbmal so schnell gewachsen wie die gesamtdeutsche Quote.“ (ebd., 4)

Armutstreiber in Nordrhein-Westfalen ist das Ruhrgebiet mit einer Armutsquote von 21,4 Prozent. Das größte Ballungsgebiet Deutschlands gilt als „armutspolitische Problemregion Nummer 1“ (ebd., 10). Wie ein differenzierter Blick in die Daten zeigt, war die Armutsquote im Ruhrgebiet im Jahr 2017 auf 2018 seit langem zum ersten Mal wieder um einen guten Prozentpunkt zurückgegangen. Anschließend stieg sie jedoch wieder leicht an und erreichte im Jahr 2019 mit 21,4 Prozent den zweitschlechtesten Wert seit der Erhebung dieser regionalisierten Daten durch das Statistische Bundesamt im Jahr 2005. Im Ländervergleich schneidet das Ruhrgebiet mit dieser Armutsquote von 21,4 Prozent zwar noch besser ab als Bremen mit 24,9 Prozent, aber schlechter als Sachsen-Anhalt (19,5), Mecklenburg-Vorpommern (19,4) und Berlin (19,3)¹⁶. Ein Blick auf die Bevölkerungszahlen im Ruhrgebiet einerseits und Bremen andererseits macht eine weitere Facette der besonderen Problematik im Ruhrgebiet deutlich: Im Unterschied zu Bremen, das als kleinstes Bundesland lediglich 680.000 Einwohner*innen zählt, leben im Ruhrgebiet, dem größten Ballungsraum Deutschlands, 5,8 Millionen Menschen, davon über 1,3 Millionen von ihnen in Einkommensarmut (vgl. ebd., 10). Als ein weiterer Aspekt, der die besondere Problematik des Ruhrgebiets respektive Nordrhein-Westfalens kennzeichnet, wird im Armutsbericht des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes auf die bereits oben erwähnte Entwicklungsdynamik der Armutsquote verwiesen, für die sich in NRW ein deutlich ungünstiger Verlauf abzeichnet als in anderen besonders von Armut betroffenen Bundesländern. Seit 2006 nahm die Armut in Nordrhein-Westfalen um über 33 Prozent zu, wobei die Zunahme fast kontinuierlich, d.h. mit jährlichen Steigerungsraten, erfolgte (vgl. ebd., 10). Zum Vergleich: Die gesamtdeutsche Armutsquote stieg

16 Der Paritätische Gesamtverband 2020, 6, Tabelle 1: Armutsquoten und SGB-II-Quoten nach Bundesländern seit 2005 (in %).

seit 2006 von 14,0 auf 15,9 Prozent, was einem Anstieg um fast 14 Prozent entspricht (vgl. ebd., 8). Die schlimmste Entwicklung zeigt die Raumordnungsregion Duisburg/Essen. Hier stieg die Armut ausgehend von 14,5% im Jahr 2006 auf 21,5% im Jahr 2019, was einer Steigerung um 48 Prozent entspricht¹⁷. Weiterhin ist die SGB-II-Quote im Ruhrgebiet deutlich angestiegen – ganz gegen den Bundestrend. Ging die SGB-II-Quote bundesweit zwischen 2008 und 2019 von 10,3 auf 8,4 Prozent zurück, stieg sie im Ruhrgebiet tendenziell an und stagniert seit 2015 um die 15 Prozent (vgl. ebd., 10).

Als besonders besorgniserregend gelten die SGB-II-Quoten für Kinder unter 18 Jahren: „Fast jedes vierte Kind im Ruhrgebiet lebte 2019 in Hartz IV.“ (ebd., 10) Ein besonderes Negativbeispiel ist Gelsenkirchen, wo 40,1 Prozent der Kinder von Hartz IV leben, in Essen sind es 32,7 Prozent, in Duisburg 29,1 Prozent, in Mühlheim 27,5 Prozent und in Oberhausen 27,1 Prozent (ebd., 12). Gemäß dieser Zahlen lebte 2019 fast jedes dritte Kind im Ruhrgebiet in Armut. Deutschlandweit – darauf verweist die Bertelsmann-Stiftung in ihrem jüngst veröffentlichten Factsheet „Kinderarmut in Deutschland“ (Bertelsmann-Stiftung 2020) – wächst mehr als jedes fünfte Kind in Armut auf.¹⁸

Besorgniserregend sind in diesem Zusammenhang auch die Prognosen zu den Auswirkungen der Corona-Pandemie. Demnach ist davon auszugehen, dass die Corona-Pandemie auf die Lebensumstände armer Familien wie ein Katalysator wirkt. So prognostiziert die Bertelsmann-Stiftung (2020): „Die Corona-Krise wird die Situation für arme Kinder und ihre Familien weiter verschärfen. Es ist mit einem deutlichen Anstieg der Armutszahlen zu rechnen.“ Mit Blick darauf, dass Kinder- und Jugendarmut immer auch Familienarmut ist (vgl. ebd.), weisen Funcke und Menne (2020) darauf hin, dass die wirtschaftlichen Folgen der Krise Familien im unteren Einkommensbereich besonders stark treffen: „Insgesamt ist daher davon auszugehen, dass die Kinderarmut zunehmen wird“ (ebd., 130). Auch Kuger und Rauschenbach (2020) machen in einer aktuellen Publikation des Deutschen Jugendinstituts (DJI 2020) deutlich, dass Corona soziale Ungleichheiten und Risiken für Kinder verschärft. Kinder in Armut sind, so sensibilisiert schließlich Gerdes (2020, 124), „nicht nur von materiellen Einschränkungen betroffen, sondern vielmehr mit sozialer, kultureller und gesundheitlicher Benachteiligung konfrontiert.“

17 Der Paritätische Gesamtverband 2020, S. 11, Tabelle 2: Armutsquoten im Ruhrgebiet seit 2005.

18 Die Bertelsmann-Stiftung weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, dass die Kinder- und Jugendarmut seit Jahren – trotz langer guter wirtschaftlicher Entwicklung – auf diesem hohen Niveau verharrt: „Kinderarmut ist seit Jahren ein ungelöstes strukturelles Problem in Deutschland.“ (Bertelsmann-Stiftung 2020)

3.2 Das Projekt *Digitale Bildung für Alle!* – ein Praxisbeispiel

In einem Sozialraum, in dem eine prekäre Kindheit für viele Kinder und ihre Familien Realität ist, tritt der Caritasverband für das Bistum Essen aktiv im Rahmen der sozialpolitischen Interessensvertretung und Lobbyarbeit sowie in der Trägerberatung vor Ort unter anderem für die digitale Teilhabe benachteiligter Kinder und Jugendlicher ein. Dieses Engagement ist wesentlich getragen von der Prämisse, dass Digitalisierung das Potenzial hat, Chancengleichheit in der Bildung und Teilhabechancen zu erhöhen. So begleitet der Caritasverband für das Bistum Essen beispielsweise das Projekt *Digitale Bildung für Alle!* (engl. Digital Education for All!) der Stiftung des Unternehmens Schneider Electric „Tomorrow Rising Fund“ und des Caritasverbandes Gelsenkirchen, der mit dem Fachbereich Kinder, Jugend und Familie Projektpartner für die Umsetzung ist. Mit Blick darauf, dass es beim Homeschooling schlicht die entsprechende Ausstattung und Kompetenz braucht – Rahmenbedingungen, die Kindern aus finanziell schlechtergestellten Familien häufig fehlen –, werden im Rahmen des Projekts digitale Hilfsmittel und pädagogische Begleitung zur Verfügung gestellt, um die Chancen von benachteiligten Kindern zu verbessern und ihnen die Teilhabe an digitalen Bildungsangeboten zu eröffnen.¹⁹

3.3 Digitalisierung – zwischen Ungleichheitsformierung und Bildungsteilhabegerechtigkeit?

Im Zuge der Corona-Pandemie sind Möglichkeiten und Chancen sowie Grenzen und Risiken der Digitalisierung auch im Handlungsfeld der Kindertageseinrichtungen sichtbar geworden. Zugleich wurde eine grundsätzliche Herausforderung digitaler Bildung bzw. digitalisierter Bildungs- und Teilhabeangebote offenbar, die bereits seit einigen Jahren als These im Digitalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit diskutiert wird. So wird digitalen Angebotsformen ein lebensweltnahes und damit prinzipiell ungleichheitsüberwindendes Potenzial zugeschrieben, aber: „Die faktische und wirkmächtige Teilhabe an den Möglichkeitsräumen ist jedoch auch im Kontext digitaler pädagogischer Angebote nicht allen Nutzern gleichermaßen möglich.“ (Iske & Kutscher 2020, 123) So ist zwar die Frage nach den Zusammenhängen bzw. dem komplexen Wechselverhältnis zwischen sozialer und digitaler Ungleichheit gerade auch mit Blick auf Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit im Bereich der Sozialen Arbeit kein neues Thema (vgl. Kutscher 2019; Iske & Kutscher 2020). Aktuell treten allerdings infolge der Corona-Pandemie die Fragen nach gesellschaftlicher, sozialer und kultureller Teilhabe, Teilhabe an Bildung und Chancengerechtigkeit insbesondere für Kinder in prekären Lebensver-

19 Weitere Informationen zum Projekt *Digitale Bildung für Alle!* unter: <https://www.caritas-essen.de/aktuelles/presse/digitale-bildung-fuer-alle-2803d847-9656-414c-a7bc-580edd0775c2> sowie unter: <https://www.facebook.com/SchneiderElectricFoundation/posts/1586311164876291>.

hältnissen in zugespitzter Form zutage. Vor diesem Hintergrund wird der Topos „Digitalisierung in der Kita“ in diesem Beitrag auch als Frage nach der Bedeutung von Medienbildung in der Kita im Hinblick auf Chancengerechtigkeit und Teilhabe diskutiert. Dies erfolgt mit der Zielsetzung, der Reproduktion von sozialer Ungleichheit respektive einer Ungleichheitsformierung – begünstigt durch das Fehlen formaler Bildungsmöglichkeiten im Umgang mit digitalen Medien – entgegenzuwirken und stattdessen die Förderung von Bildungsteilhabegerechtigkeit strukturell weiter zu verankern. Ruft man darüber hinaus die Diskussion um die Bedeutung der Kindertageseinrichtung als Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe mit einem ausdrücklichen Bildungsauftrag in Erinnerung, wird deutlich, dass der oben angedeutete Diskurs um das komplexe Wechselverhältnis von sozialer und digitaler Ungleichheit auch für das Handlungsfeld Kita relevant ist – insbesondere wenn man sich die Armutslage im Sozialraum Ruhrgebiet vor Augen führt. Vor diesem Hintergrund werden im folgenden Abschnitt Perspektiven für die Medienbildung in der Kita insbesondere mit Blick auf die Bildungsteilhabechancen von Kindern in Armutslagen aufgezeigt.

4 Kindern in Armut Bildung und Teilhabe ermöglichen!

4.1 Digitale Medien als Medium der Bildung in der Kita

Den Kindertageseinrichtungen wird – seit Beginn dieses Jahrhunderts verstärkt (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020, 75) – eine bedeutende Rolle dabei zugesprochen, herkunftsbedingte Ungleichheiten auszugleichen: „Kitas nehmen eine Schlüsselposition dabei ein, Teilhabebarrrieren für Kinder abzubauen.“ (Gerdes 2020, 125) Deziert mit Bezug zu Kindern in Armutslagen hebt Muth (2020, 145) hervor, dass Kitas durch die Verbesserung der Startbedingungen Chancengleichheit begünstigen können. Indem Kindertageseinrichtungen auf diese Weise Perspektiven für gesellschaftliche, soziale und kulturelle Teilhabe eröffnen, haben sie auch eine nachhaltige gesellschaftlich relevante Bedeutung. Pointiert ist in den „Grundsätzen zur Bildungsförderung für Kinder von 0 bis 10 Jahren in Kindertagesbetreuung und Schulen im Primarbereich in Nordrhein-Westfalen“ (Bildungsgrundsätze NRW 2018, 5) festgehalten: „Bildung in der frühen Kindheit fördert die Chancengerechtigkeit.“ Mit Blick darauf, dass digitale Medien inzwischen Bestandteil auch kindlicher Lebenswirklichkeit sind und das Fehlen formaler Bildungsmöglichkeiten im Umgang mit digitalen Medien soziale Ungleichheit verschärft, werden im Folgenden Perspektiven für die Medienbildung in der Kita gerade auch mit Blick auf Bildungsteilhabechancen von Kindern in Armutslagen aufgezeigt.

Das Thema *Medien* ist in den Bildungsgrundsätzen NRW inzwischen als eigenständiger Bildungsbereich verankert. Dabei sind hier unter dem Begriff *Medien* sowohl die neueren digitalen Medien (wie z.B. Tablets, Smartphones etc.) als auch die traditionellen oder herkömmlichen Medien (wie z.B. Bilderbücher, Zeitungen etc.) gefasst. Medien sind für Kinder, so wird hier festgehalten, „eine positive Erweiterung ihrer sonstigen Erfahrungsmöglichkeiten und Teil ihrer Kinderkultur“ (ebd., 128). Insbesondere in Bezug auf den Einsatz digitaler Medien in der unmittelbaren pädagogischen Arbeit ist im Handlungsfeld der Kindertageseinrichtungen allerdings durchaus eine gewisse Skepsis gegenüber Digitalisierungsentwicklungen sowie den Einsatz digitaler Medien in der frühkindlichen Bildung erkennbar (vgl. Friedrichs-Liesenkötter 2020, Kutscher & Siller 2020).

Gleichwohl prägt die Digitalisierung durch ihre alltägliche Präsenz nicht nur zunehmend mehr Lebensbereiche – digitale Medien sind inzwischen Bestandteil auch kindlicher Lebenswirklichkeit. Zudem werden digitale Medien mittlerweile in vielen Alltagskontexten nicht nur vielfach genutzt, „sondern ihre (kompetente) Nutzung wird zunehmend in bildungsinstitutionellen Zusammenhängen wie auch in der Arbeitswelt vorausgesetzt und zur Teilhabefrage in gesellschaftlichen Zusammenhängen.“ (Kutscher 2019, 380) Der KTK Bundesverband spricht in diesem Zusammenhang von „digitaler Mündigkeit“, die zur Voraussetzung für Chancengleichheit und Mitbestimmung wird: „Daraus ergibt sich eine Verantwortung für die Gestaltung der Bildung, Erziehung und Betreuung in Kindertageseinrichtungen.“ (KTK Bundesverband 2021b, 2)

In Anbetracht der Vielzahl von medialen Eindrücken wird in den Bildungsgrundsätzen NRW beispielsweise als eine wichtige pädagogische Aufgabe definiert, „Medienerlebnisse aufzugreifen und den Kindern hierfür Verarbeitungsmöglichkeiten anzubieten“ (ebd., 128). Es geht also beispielsweise darum, die Medienerfahrungen der Kinder zu thematisieren und gemeinsam zu reflektieren, an welchen Stellen digitale Medien schon längst eine Rolle im Alltag der Kinder spielen. Ein weiteres Ziel der medienbezogenen Bildung ist darüber hinaus, so heißt es in den Bildungsgrundsätzen NRW (2018, 128) weiter, „Kindern ausgleichende Medienerfahrungen zu ermöglichen. Das bedeutet, ihnen Erfahrungen im Umgang und in der kritischen Reflexion von Medienformen und -inhalten und in ihrer Nutzung zu ermöglichen, die sie in ihren sozialen Kontakten nicht machen können.“ Weiterhin wird darauf hingewiesen: „Medienpädagogische Angebote haben dabei nicht ‚die Medien‘ zum Gegenstandsbereich, sondern die Kinder, die in lerner, sozialer oder gestaltender Beziehung zu den Medien stehen. Diese Mensch-Medien-Interaktion verantwortungsvoll einzuschätzen und entwicklungsfördernd einzusetzen ist das Ziel früher Medienbildung.“ (Bildungsgrundsätze NRW 2018, 130)

Um der Skepsis pädagogischer Fachkräfte gegenüber digitalen Medien zu begegnen, gilt es zudem dichotome Denkmuster aufzubrechen und beim Thema

Digitalisierung nicht in einer „WALD oder WLAN-Dichotomie“ zu verharren, wie Przibylla (2019) dies zugespitzt in einem Workshop-Titel im Rahmen des Fachtags *Von Anfang an – sozial braucht digital* der DiAG KTK im Oktober 2019 formulierte. Digitale Medien sind kein Ersatz für sinnliche Erfahrung und sollen dies auch nicht sein (vgl. KTK 2021b, 4). Auch Dunand (2020) führt hierzu aus, dass es im Rahmen einer Einbindung von digitalen Medien in der unmittelbaren pädagogischen Arbeit nicht darum gehe, dass das sinnliche Erfahren der Welt durch Bildschirmmedien ersetzt werden soll. „Stattdessen soll der Einsatz digitaler Medien in Kindertageseinrichtungen der Tatsache Rechnung tragen, dass digitale Medien heute zum Aufwachsen von Kindern selbstverständlich dazugehören und Teil ihres Alltags sind.“ (Dunand 2020, 168) Deshalb gilt es, den Kindern ästhetische Erfahrungen mit digitalen Medien zu ermöglichen, digitale Medien als Medium der Welterschließung erfahrbar zu machen und Kinder auf vielfältige Weise zu einer kreativen Nutzung digitaler Medien anzuregen.

Um der Skepsis pädagogischer Fachkräfte zu begegnen, sollte das Thema Digitalisierung in all seinen Facetten schließlich stärker in der Aus-, Fort- und Weiterbildung pädagogischer Fachkräfte verankert werden (vgl. Friedrichs-Liesenkötter 2020, 452).

4.2 Der Fachtag *Von Anfang an – sozial braucht digital* – ein Praxisbeispiel

Die katholischen Kindertageseinrichtungen im Bistum Essen setzen sich seit einigen Jahren in unterschiedlichster Weise mit dem Thema digitale Bildung auseinander. Jüngst hat beispielsweise die Diözesan-Arbeitsgemeinschaft Katholische Tageseinrichtungen für Kinder (DiAG KTK) im Bistum Essen am 1. Oktober 2019 – in Anlehnung an das Motto der Caritas-Kampagne 2019 „digital braucht sozial“²⁰ – das Thema der Digitalisierung in ihrem Fachtag „Von Anfang an – sozial braucht digital“ aufgegriffen und in den Kontext frühkindlicher Bildung gestellt. Im Rahmen des Fachtags wurden unter anderem die Ergebnisse der empirischen Studie zum Stand der Digitalisierung in den Katholischen Kindertageseinrichtungen im Bistum Essen (Knauf 2019) vorgestellt sowie die unterschiedlichen Facetten der Thematik lebhaft diskutiert.

5 Medienkompetenz als Kulturtechnik – ein Ausblick!

„Digitalisierung in der Kita“ erweist sich als ein facettenreichen Topos, der nicht nur durchaus kontroverse Debatten auszulösen vermag, sondern auch ein vielschichtiges und komplexes Themenfeld offenbart. Die kursorische Skizzierung des

20 Weitere Infos zur Kampagne online unter: <https://www.caritas.de/magazin/kampagne/sozial-braucht-digital/startseite/kampagne-2019>.

Diskursfeldes (vgl. Abschnitt 1) hat gezeigt, dass neben Strukturfragen und Rahmenbedingungen auch Aspekte von Organisation und Management bedeutsam werden, sowie Nutzungspraxen und die Frage nach Kompetenzen im Umgang mit digitalen Medien virulent werden. Zugleich berührt das Thema „Digitalisierung in der Kita“ insbesondere dort, wo es um die Anwendung digitaler Medien in der unmittelbaren pädagogischen Arbeit geht, sehr grundlegende Fragen von Erziehung und Bildung, von Haltung und Erwartung. Und nicht zuletzt sind die beteiligten Akteur*innen und/oder Adressat*innen bzw. Zielgruppen in ihren je eigenen Bedarfen zu berücksichtigen.

Mit Blick darauf, dass die kompetente Nutzung digitaler Medien in vielen alltäglichen und zunehmend auch in bildungsinstitutionellen Zusammenhängen vorausgesetzt wird und das Fehlen formaler Bildungsmöglichkeiten zudem soziale Ungleichheit verschärft, sollte die Digitalisierung in Kindertageseinrichtungen nicht außen vor gelassen werden. Medienkompetenz ist zur Kulturtechnik avanciert!

Hervorzuheben ist an dieser Stelle schließlich der Hinweis, dass die Integration von digitalen Medien in der frühkindlichen Bildung auch eine Aufgabe der Organisationsentwicklung ist (z.B. Friedrichs-Liesenkötter 2020, Dunand 2020), bei der neben äußeren Rahmenbedingungen, wie z.B. den rechtlichen Grundlagen, Bildungskonzepte der Träger und Profile der Einrichtungen in Einklang zu bringen sind. Diesbezüglich plädiert beispielsweise Pery (2020) für eine „dezidierte Digitalstrategie“ (2020, 160) in der Kita-Praxis.

Weiterhin verweisen Iske und Kutscher (2020, 126) auch auf die Verantwortung der Wohlfahrtsträger in ihrer Rolle „als organisationale Ebene der Erbringung sozialer Dienstleistungen und als Teil der korporatistischen Strukturen des Wohlfahrtsstaates“. Diese sehen sie unter anderem in der Verantwortung, „Infrastrukturfragen zu reflektieren und zu bearbeiten“ (ebd., 126). Entsprechend ist beispielsweise die aktuelle Forderung des Verbands katholischer Tageseinrichtungen für Kinder (KTK) – Bundesverband (2021a) nach schnellen Lösungen für die digitale Infrastruktur in Kindertageseinrichtungen zu begrüßen.²¹ Bleibt abschließend festzuhalten: Durch die Kontextualisierung im Diskurs um soziale und digitale Ungleichheit erhält die Diskussion um „Digitalisierung in der Kita“ einen gesellschaftskritischen Impuls und gewinnt eine sozial- und bildungspolitisch relevante Dimension. Nicht zuletzt in diesem Sinne gilt es, den facettenreichen Topos „Digitalisierung in der Kita“ weiter im wissenschaftlichen Diskurs sowie in der öffentlich-medialen Debatte präsent zu halten und zu bearbeiten.

21 Der KTK-Bundesverband ist ein Fachverband des Deutschen Caritasverbandes. In ihm sind rund 8.000 katholische Kindertageseinrichtungen mit über 106.000 pädagogischen Fachkräften organisiert.

Quellenangaben

- AGJ (2020a): Wenn Kümmerer*innen selbst Hilfe brauchen... Die Auswirkungen der Corona-Krise auf die Kinder- und Jugendhilfe. Online unter: https://www.agj.de/fileadmin/files/positionen/2020/AGJ_Zwischenruf_Corona.pdf (Abrufdatum: 14.02.2021).
- AGJ (2020b). Herausforderungen von und Perspektiven nach Covid-19: Corona geht uns alle an – nur manche ganz besonders! Online unter: https://www.agj.de/artikel.html?tx_news_pi1%5Baction%5D=detail&tx_news_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx_news_pi1%5Bnews%5D=7200&cHash=5c95079d9c0ebdaf68e7366e3bf39574 (Abrufdatum: 14.02.2021).
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2020) (Hrsg.): Bildung in Deutschland 2020. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung in einer digitalisierten Welt. Bielefeld: wbv Publikation.
- Bertelsmann-Stiftung (2020): Factsheet „Kinderarmut in Deutschland“. Online unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSSt/Publikationen/GrauePublikationen/291_2020_BST_Factsheet_Kinderarmut_SGB-II_Daten_ID967.pdf (Abrufdatum: 16.02.2021).
- Bildungsgrundsätze NRW (2018): Mehr Chancen durch Bildung von Anfang an. Grundsätze zur Bildungsförderung für Kinder von 0 bis 10 Jahren in Kindertagesbetreuung und Schulen im Primarbereich in Nordrhein-Westfalen. 2. korrigierte Auflage 2018. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Bloch, Bianca; Cloos, Peter; Kratzmann, Peter; Kuhn, Melanie; Schulz, Marc & Smidt, Wilfried (2020): Kindertageseinrichtungen – keine Orte der Notbetreuung. Ad Hoc-Stellungnahme der Vorsitzenden der Kommission Pädagogik der frühen Kindheit in der DGfE zur Kinderbetreuung in der Corona-Krise. 20.04.2020. Online unter: https://www.dgfe.de/fileadmin/OrdnerRedakteure/Sektionen/Sek08_SozPaed/PFK/2020_AdHoc-Stellungnahme_Kita_Notbetreuung.pdf (Abrufdatum: 14.02.2021).
- Der Paritätische Gesamtverband (Hrsg.) (2019): 30 Jahre Mauerfall – Ein viergeteiltes Deutschland. Der Paritätische Armutsbericht 2019. Berlin.
- Der Paritätische Gesamtverband (Hrsg.) (2020): Gegen Armut hilft Geld. Der Paritätische Armutsbericht 2020. Berlin.
- Deutsches Jugendinstitut DJI (2020): Im Krisenmodus. Wie das Coronavirus den Alltag von Eltern und Kindern verändert – eine Zwischenbilanz. DJI Impulse – Das Forschungsmagazin des Deutschen Jugendinstituts, 2/2020. Online unter: https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bulletin/d_bull_d/bull124_d/DJI_2_20_Web.pdf (Abrufdatum 16.02.2021).
- Dunand, Joel (2020): Digitalisierte Organisationsentwicklung in Kindertagesstätten. In: KiTa aktuell *spezial*. Betriebswirtschaft und Leitung, 5/2020, 167-169.
- Friedrich-Liesenkötter, Henrike (2020): Digitalisierung in der frühkindlichen Bildung – von der digitalen Platzvergabe bis zu Medienerziehung und -bildung. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz, 442-456.
- Funcke, Antje & Menne, Sarah (2020): Kinderarmut – So kann und darf es nicht weitergehen. In: KiTa aktuell *spezial*. Kinderarmut in Deutschland, 4/2020, 128-130.
- Gerdes, Janina (2020): Eine unsichtbare Bedrohung – Kinderarmut als soziale Lebenslage. In: KiTa aktuell *spezial*. Kinderarmut in Deutschland, 4/2020, 124-127.
- Iske, Stefan & Kutscher, Nadia (2020): Digitale Ungleichheiten im Kontext Sozialer Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz, 115-128.
- Knauf, Helen (2019): Kita digital. Ergebnisse einer Fragebogenerhebung zum Stand der Digitalisierung in den Kindertageseinrichtungen im Caritasverband Katholische Tageseinrichtungen für Kinder im Bistum Essen. Bielefeld.

- Kuger, Susanne & Rauschenbach, Thomas (2020): Im Griff der Pandemie. In: Im Krisenmodus. Wie das Coronavirus den Alltag von Eltern und Kindern verändert – eine Zwischenbilanz. DJI Impulse – Das Forschungsmagazin des Deutschen Jugendinstituts, 2/2020, 4-9.
- Kutscher, Nadia & Siller, Friederike (2020): Digitalisierung in verschiedenen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz, 440-441.
- Kutscher, Nadia (2019): Digitale Ungleichheit als Herausforderung für Medienbildung. In: DDS – Die Deutsche Schule, (4) 111, 379-390.
- Muth, Simone (2020): Kinderarmut adäquat begegnen. In: KiTa aktuell *spezial*. Kinderarmut in Deutschland, 4/2020, 144-145.
- Pery, Tal (2020): Die Chancen der Digitalisierung nachhaltig nutzen! In: KiTa aktuell *spezial*. Betriebswirtschaft und Leitung, 5/2020, 180-182.
- Tätigkeitsbericht des Caritasverbandes für das Bistum Essen (2019/2020): Caritas in Zeiten von Corona. Online unter: <https://www.caritas-essen.de/dioezesangeschaftsstelle/die-caritas-im-ruhrbistum/diecaritas> (Abrufdatum: 14.02.2020).
- Verband katholischer Tageseinrichtungen für Kinder (KTK) – Bundesverband (2021a): Die Krise nutzen – Kitas brauchen jetzt Unterstützung bei digitaler Ausstattung. Online unter: <https://www.ktk-bundesverband.de/pressepositionenpublikationen/presse/die-krise-nutzen.-kitas-brauchen-jetzt-unterstuetzung-bei-digitaler-ausstattung-030de4b0-e6e9-424a-858d-4fa63f31477a> (Abrufdatum 14.02.2021).
- Verband katholischer Tageseinrichtungen für Kinder (KTK) – Bundesverband (2021b): Digitale Medien in Kindertageseinrichtungen. Ein Thesenpapier für die innerverbandliche Diskussion. Online unter: <https://www.ktk-bundesverband.de/beitraege/thesenpapier-digitale-medien-in-kindertageseinrich/1864392> (Abrufdatum: 14.02.2020).

IV

Digitalisierung und sozialarbeiterische Ausbildung

Martin Stummbaum und Kirsten Rusert

Zukünfte Sozialer Arbeit – digital und wie bei Ikea Szenarien Sozialer Arbeit in der Digitalisierung

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag basiert auf der Kooperation der Projekte „Digitale_Zukunft_Soziale_Arbeit (Prof. Dr. Martin Stummbaum/Hochschule Augsburg) und Bridges II: „Werkstatt Digitalisierung in inklusiven Settings“ (Werkstattprojekt: Prof.in Dr.in Margit Stein und Kirsten Rusert, M.M./Universität Vechta).

Im Rahmen von Reallaboren werden Szenarien Sozialer Arbeit in der Digitalisierung ausgewählter (sozial-)pädagogischer Handlungsfelder entwickelt und erforscht.

Der Arbeit mit Szenarien liegt das Verständnis zugrunde, dass Digitalisierung keine Zukunftsperspektive vorgibt, sondern Perspektiven von digitalen Zukünften eröffnet. Die Arbeit mit Szenarien (be-)fördert eine Professionalität, die proaktiv die Digitalisierung der Sozialen Arbeit und die Soziale Arbeit in der Digitalisierung diskutiert, weiterentwickelt und mitgestaltet.

Die Zukünfte Sozialer Arbeit (in) der Digitalisierung können – müssen aber nicht – digital sein, sondern können auch hybrid oder (bewusst) analog bzw. kopräsent sein.

Der Titel „Digital und wie bei Ikea“ entstammt einem Reallabor-Interview und plakatiert die Notwendigkeit, die Zukünfte Sozialer Arbeit zusammenhängend und nicht isoliert in analogen, hybriden, kopräsenten und digitalen Angeboten zu denken und zu entwickeln.

1 Projektkontext

Die beiden kooperierenden Projekte an der Hochschule Augsburg und der Universität Vechta erproben und erforschen (sozial-)pädagogische Transformationsperspektiven (in) der Digitalisierung. Der Fokus der beiden Projekte liegt dabei auf der Inklusion von Kindern, Jugendlichen und jungen Menschen in den (sozial-)pädagogischen Handlungsfeldkontexten von (Hoch-)Schule und Ausbildung sowie Kinder- und Jugendhilfe.

Das Aufwachsen in einer sich digitalisierenden Gesellschaft und Welt stellt Kinder, Jugendliche und junge Menschen vor hochdynamisch-komplexe Herausfor-

derungen. Im 15. Kinder- und Jugendbericht (2017) wird eine zentrale Herausforderung des Aufwachsens in der Epoche fortschreitender Digitalisierung als Arbeit an Grenzen bzw. Grenzverschiebungen bezeichnet, etwa zwischen analogen und digitalen, privaten und öffentlichen, online und offline, produzierenden und konsumierenden, informativen und propagandistischen, lokalen und globalen Kontexten.

Die Inklusion von Kindern, Jugendlichen und jungen Menschen bedarf in einer digitalen Transformationsperspektive mehr als ein Mehr an digitaler Bildung und Hilfen. Gefordert sind Bildung und Hilfen, die sich in unserer sich digitalisierenden Gesellschaft und Welt kontextuieren und realisieren (vgl. Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020). Eine so verstandene Inklusion äußert sich als (sozial-)pädagogische Professionalität reflexiv digital und wird in der Projektkooperation über den Forschungsansatz der Reallabore realisiert.

1.1 Bridges II: Werkstatt Digitalisierung in inklusiven Settings

Das Projekt „Bridges II“ wird im Rahmen der Qualitätsoffensive Lehrerbildung von Bund und Ländern an der Universität Vechta gefördert (07/2019-12/2023) und umfasst die drei Teilprojekte „Inklusion“, „Implementierung und Weiterentwicklung des elektronischen Kompetenzentwicklungsportfolios“ und „Werkstatt Digitalisierung in inklusiven Settings“.

Die Werkstatt Digitalisierung in inklusiven Settings fokussiert auf die beiden Schwerpunkte „Digitalisierung in der Lehrerbildung“ und „Lehrerbildung für die beruflichen Schulen“ der aktuellen Förderrichtlinie der Qualitätsoffensive Lehrerbildung. In einem der insgesamt fünf Werkstattprojekte werden Perspektiven der Inklusion von geflüchteten Menschen in eine sich digitalisierende Berufs(schul-)ausbildung erprobt und erforscht. In dieser Werkstattprojektzielsetzung wird Digitalisierung nicht auf das Hinzufügen weiterer digitaler Bildungsinhalte und -wege reduziert, denn „[d]ie binäre Kodierung einer digitalen versus analogen Welt bleibt [...] einer Denkfigur verhaftet, die die Reichweite des Digitalen verkennt“ (Kerres 2020, 15). Gefordert und im Werkstattprojekt zugrunde gelegt ist ein integrales Verständnis einer Arbeits-, Bildungs- und Lebenswelten durchdringenden Digitalisierung (vgl. Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020; Kerres 2020). In dieser integralen Perspektive erschöpft sich Inklusion (geflüchteter Menschen) nicht in digitalen Bildungsinhalten und -wegen, sondern kontextuiert sich als Bildung in sich digitalisierenden Welten (vgl. Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020).

1.2 Digitale Zukunft Soziale Arbeit

Im Wintersemester 2018/2019 startete an der Hochschule Augsburg erstmals ein Bachelorstudiengang der Sozialen Arbeit. Der siebensemestrige Studiengang ist

generalistisch konzipiert, integriert im fünften Studiensemester eine Praxisphase und mündet im sechsten und siebten Semester in ausgewählte Vertiefungsangebote.

Im Vertiefungsangebot „Innovationsprozesse“ ist das Lehrangebot zukunfts-kompetenzorientiert ausgerichtet und zielt sowohl auf Innovationsprozesse in der Sozialen Arbeit als auch auf die Soziale Arbeit in – etwa gesellschaftlichen und technischen – Innovationsprozessen. Das Vertiefungsangebot „Innovationsprozesse“ umfasst die Lehr- und Forschungsschwerpunkte „Soziale Arbeit und Digitalisierung“, „Soziale Arbeit und Europa“, „Soziale Arbeit und Gesundheit“ sowie „Soziale Arbeit und Nachhaltigkeit“.

Im bisherigen Studienverlauf der ersten Studierendenkohorte wurden im ersten bis vierten Studiensemester die vier Schwerpunkte des Vertiefungsangebots „Innovationsprozesse“ vorbereitet und entwickelt – dezidiert in den Modulen „Methodisches Handeln“, „Methodische Professionalität“, „Beratung und Kommunikation“, „Pädagogik“, „Gesundheits- und Ressourcenförderung“, „Praxisforschung und Qualität“, „Informationstechnologie und Medienpädagogik“ sowie „Handlungsfelder der Sozialen Arbeit“.

2 Soziale Arbeit und Digitalisierung im Studium

Im Vergleich zu den Schwerpunkten „Soziale Arbeit und Europa“, „Soziale Arbeit und Gesundheit“ sowie „Soziale Arbeit und Nachhaltigkeit“ gestalteten sich die vorbereitenden Lehraktivitäten zum Schwerpunkt „Soziale Arbeit und Digitalisierung“ als weitaus sperriger hinsichtlich ihrer Integration in studentische Professionalisierungsprozesse (vgl. Hardering & Will-Zocholl 2019).

Eine vordergründige und verbreitete Erklärung, dass Studierende der Sozialen Arbeit nicht über die entsprechenden digitalen Kompetenzen verfügen, bestätigte sich nicht (vgl. Schwarz u.a. 2020; Becker u.a. 2010). Vielmehr verfügen die allermeisten Studierenden als Digital Natives über routinierte Zugänge zu digitalen Medien und zeigen kompetente Umgangsweisen mit digitalen Medien. Allerdings kollidierten Lehrinhalte digitaler Sozialer Arbeit mit vorherrschenden Studienmotivationen. Während „Soziale Arbeit und Europa“, „Soziale Arbeit und Gesundheit“ sowie „Soziale Arbeit und Nachhaltigkeit“ mit studentischen Studienmotivationen wie etwa *Ich will etwas mit Menschen machen* und *Ich will nichts Technisches machen* kompatibel waren und sich damit als Lernschritte im Prozess der Entwicklung eines Professionsmodells einfügten, waren die Lehrinhalte zur digitalen Sozialen Arbeit nicht von diesen vorherrschenden Studienmotivationen getragen. In dieser Diskrepanz von Studienmotivation und Studieninhalt führte die Bearbeitung von Ansätzen einer sich digitalisierenden Sozialen Arbeit

in einer sich digitalisierenden Gesellschaft zu Selbstvergewisserungsprozessen der eigenen Studienmotivation und zu Selbstbestärkungsprozessen hinsichtlich einer analogen kopräsenten Sozialen Arbeit. Um diesen Prozessen diskursiv und reflexiv angemessen gerecht werden zu können, wurden im Sommersemester 2019 und Wintersemester 2019/2020 im Rahmen der Projektkooperation Reallabore als Lehr- und Forschungssetting entwickelt. Als transformatorisches und handlungskompetenzgenerierendes Konzept eignen sich Reallabore aufgrund ihres transdisziplinären und selbstreflexiven Grundverständnisses sowie ihrer Offenheit für außerwissenschaftliche Partizipation im Besonderen für die Soziale Arbeit (vgl. Wagner & Grunwald 2019).

3 Reallabore als Lehr- und Forschungssetting

Das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (vgl. BMWi 2019) erachtet Reallabore als Experimentier-, Test-, Entwicklungs- und Innovationsräume für die Zukunftsfähigkeit Deutschlands von großer Bedeutung. Reallabore bzw. Real Labs sind wie Living Labs, (Urban) Transition Labs, T-Labs realweltlich kontexturierte Forschungsexperimente (vgl. Rose u.a. 2018).

In der Projektkooperation intendieren Reallabore die Bearbeitung realweltlicher Herausforderungen (in) der digitalen Transformation (sozial-)pädagogischer Handlungsfelder in Partizipation mit realweltlichen Akteur*innen. Im Dialog mit und unter Mitwirkung von Studierenden der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaften und des Lehramts können Reallabore innovative Bildungsinhalte und -prozesse unmittelbar für die Lehre generieren:

Ein Reallabor bietet einen unterstützenden, geschützten Rahmen für Information, Austausch, Kooperation, Interventionen sowie Evaluation und Reflexion. Die Herstellung eines solchen ‚Freiraums‘ ermöglicht Bildungsprozesse bei den beteiligten Akteuren, unabhängig davon, ob dies explizit mit dem Ziel der Bildung geschieht. Solche Prozesse lassen sich unterstützen, wenn bewusst Methoden aus dem Bildungskontext integriert werden und Bildung verbunden mit Praxis- und Forschungszielen verfolgt wird. Bildungsziele werden in der Regel auf der Ebene der einzelnen transdisziplinären Projekte verfolgt; zumindest die Evaluation, der Vergleich und die Erfahrungssammlung aus den einzelnen Realexperimenten stellen aber wichtige Bildungsprozesse auf Ebene eines Reallabors als Ganzes dar. (Beecroft u.a. 2018, 83)

In dieser von Beecroft u.a. (2018) beschriebenen Bildungsperspektive können diskursive und reflexive Bedarfe von Studierenden, die sich aus einer Diskrepanz von Studienmotivationen und digitalen Studieninhalten ergeben, im Rahmen von Reallaboren systematisch und unter Partizipation von realweltlichen Akteur*innen

wie etwa Adressat*innen, Fachkräften, Klient*innen und Zuschussgeber*innen sowie den Bezugswissenschaften realisiert werden.

Im Sommersemester 2019 und Wintersemester 2019/2020 wurde ein erstes Reallabor zur Digitalisierung Sozialer Arbeit im Kinderschutz durchgeführt und videografiert. Pandemiebedingt mussten weitere geplante Entwicklungs- und Erhebungsprozesse zurückgestellt werden. Stattdessen wurde eine Vorstudie gestartet mit Sozialpädagog*innen und Eltern mit Erfahrungen als Klient*innen der Sozialen Arbeit.

Die Videografie des Reallabors zur Digitalisierung im Kinderschutz stellt in dieser Vorstudie den Kickoff dar für die sozialpädagogischen und elterlichen Einschätzungen hinsichtlich der Digitalisierung im Kinderschutz im Speziellen und hinsichtlich der Digitalisierung in der Sozialen Arbeit im Allgemeinen. Im Zentrum der Videografie wurde eine mit Studierenden entwickelte Zukunftspraxisvignette zur Digitalisierung im Kinderschutz dargestellt, in der das Jugendamt mittels eines Bewegungssensors über eine häusliche Kindesmisshandlung durch die Mutter alarmiert wurde. Die diensthabende Sozialpädagog*in schaltete sich via Überwachungskamera und Online-Beratungstool zu, deeskalierte die Misshandlungssituation und supervidierte die aufgebrachte Mutter.

Nach Baur und Schratz (2015) ermöglicht die Forschung mit Vignetten nicht nur eine Re-Konstruktion eines Reallabors, sondern auch dessen Re-Erfahrung; dies bestätigte sich in der durchgeführten Vorstudie. Die videografierte Zukunftspraxisvignette hatte einen sehr hohen Aufforderungscharakter und veranlasste die Interviewten sich differenziert und auch sehr persönlich mit der Digitalisierung im Kinderschutz im Speziellen und mit der Digitalisierung der Sozialen Arbeit im Allgemeinen zu äußern. Im nachfolgenden Kapitel werden zentrale Ergebnisse der Interviews von Eltern mit Erfahrungen als Klient*innen der Sozialen Arbeit und von Sozialpädagog*innen bzw. Sozialarbeiter*innen referiert.

4 Digitalisierung in der Sozialen Arbeit – Soziale Arbeit in der Digitalisierung

Diese Vorstudie dient der Weiterentwicklung der pandemiebedingt verschobenen Erhebung. Klient*innen und Sozialpädagog*innen zeigen darin nicht nur Unterschiede hinsichtlich ihrer Einschätzungen bzw. Einstellungen zur Digitalisierung, sondern auch hinsichtlich ihrer entsprechenden Begründungen.

Die Sozialpädagog*innen bewerten in dieser Vorstudie Digitalisierung vor allem negativ und fokussierten in ihren Begründungen auf Risiken und Restriktionen

einer Digitalisierung in der Sozialen Arbeit. Dies zeigen etwa folgende Äußerungen:

„Schrecklich ... alles nur noch digital. Deeskalation [wie im videografierten Reallabor] braucht doch, dass wir Sozialarbeiter*innen als Menschen präsent sind, trösten, beruhigen, auffangen, auch mal in den Arm nehmen und Halt geben und nicht aus dem Internet zu ihnen sprechen. [...] Aufhalten lässt sich die Digitalisierung nicht. Da sind die Kapitalinteressen zu groß. Die digitalisieren auch die Soziale Arbeit. Wir können nur schauen, es hinauszuzögern und uns Freiräume zu erhalten, wo wir unseren Klienten noch von Mensch zu Mensch helfen können.“

„Für meine Familien ist es ganz wichtig, dass ich zu ihnen komme. Nur so kann ich ihnen helfen. Digital geht das nicht. Die brauchen den persönlichen Kontakt. Ohne persönlichen Kontakt und Anteilnahme an ihrem Leben können sie keine Hilfe zulassen.“

„Hätte ich etwas mit Computern machen wollen, wäre ich nicht Sozialarbeiterin geworden. [...] Digitalisierung ist doch, Soziale Arbeit mit noch weniger Sozialarbeitern zu machen. Das kann doch keiner von uns wollen.“

„Meine Klienten sitzen doch eh schon die meiste Zeit vorm Bildschirm. Wenn ich denen jetzt auch noch digital komme, dann bekommen sie viereckige Augen. [...] Ich sag denen seit ewig, dass das dauernde Sitzen vorm Fernseher und Computer nicht gut ist. Und dann soll ich nicht mehr hingehen und digital aus dem Computer kommen. Das geht doch nicht.“

Eltern mit Erfahrungen als Klient*innen der Sozialen Arbeit äußerten sich in der Vorstudie bezüglich einer Digitalisierung in der Sozialen Arbeit offen bzw. formulierten konkrete positive Erwartungen. Ihre Einstellungen zur Digitalisierung begründeten sie mit Bezug auf ihre Erfahrungen mit der analogen bzw. kopräsenten Sozialen Arbeit und auf die Bedingungen für eine Digitalisierung, wie etwa:

„Die Kamera, den Strom und so ... das muss das Amt zahlen. Ja, dann ist es besser als wenn die [Sozialpädagog*innen] immer vorbeikommen und rummachen. [...] Und ganz wichtig, die Kamera soll gespeichert werden. Dann kann ich beweisen, was ich gesagt habe. Meine Sozialarbeiterin sagt oft Sachen, die ich nicht gesagt habe. Dann muss ich mich nicht mehr streiten und kann sagen, schauen Sie sich den Film an, dann wissen Sie wieder, was ich gesagt habe.“

„Wenn ich sie [Sozialpädagog*in] brauch – ist sie nicht da. Und dann ist sie da, sitzt sie aufn Sofa und ich brauch sie nicht. Wenn die Kamera nicht aufn Klo ist, dann ist es mit Kamera besser.“

„Ich mag nicht, dass ich die nicht kenne. Das mag ich auch nicht, wenn die einfach zu mir in die Wohnung kommen. Ganz schlimm ist es, wenn die einfach kommen und ich die nicht kenne. Das machen die immer wieder. Das ärgert mich. Wenn ich die [Sozialpädagog*innen] kenne, dann ist es schon gut, wenn die übers Internet kommen.“

[...] Eltern lieben ihre Kinder. Manchmal schlagen sie dann ihre Kinder – nicht fest, halt so, dass sie aufräumen, ruhig sind, endlich ins Bett gehen. Da ist es schon gut, wenn ich da im Internet Hilfe bekomme. [...] Der Bildschirm [in der Videografie] ist zu klein. Auf dem Fernseher kann ich die besser sehen. Mein Fernseher ist ganz neu. Das geht bestimmt.“

Im Vergleich der beiden Antwortgruppen wird ersichtlich, dass die Gruppe der Eltern mit Erfahrungen als Klient*innen der Sozialen Arbeit einer Digitalisierung in der Sozialen Arbeit weitaus offener bzw. positiver gegenüberstehen (lediglich zwei von dreizehn Eltern lehnten eine digitale und auch analoge kopräsenste Soziale Arbeit ab) als die Gruppe der insgesamt acht Sozialpädagog*innen, die eine Digitalisierung in der Sozialen Arbeit durchwegs negativer bzw. problematischer betrachten.

Auffällig ist, dass die Gruppe der Eltern mit Erfahrungen als Klient*innen der Sozialen Arbeit sich in ihren Antworten ausschließlich auf die Digitalisierung in der Sozialen Arbeit bezogen haben. In dieser Zukunftsperspektive der Digitalisierung in der Sozialen Arbeit sehen die Eltern für sich Möglichkeiten einer Verbesserung ihrer negativen Erfahrungen als Klient*innen der Sozialen Arbeit sowie Möglichkeiten einer Einflussnahme auf die Gestaltung der Digitalisierung in der Sozialen Arbeit.

Die Gruppe der Sozialpädagog*innen hingegen sehen für sich bezüglich der Digitalisierung in der Sozialen Arbeit durchwegs keine Positiv- bzw. Gestaltungsoptionen. Dabei rekurren sie mehrfach auf die übergeordnete Zukunftsperspektive einer Sozialen Arbeit in der Digitalisierung und begründen dort ihre negativen Einschätzungen. Mit dieser Zukunftskonfiguration Sozialer Arbeit in der Digitalisierung verorten sich die befragten Sozialpädagog*innen in der von Beranek (2018, 174) formulierten Minimalforderung, dass Soziale Arbeit „zumindest das Mandat wahrzunehmen hat, ihre Klientel aufzuklären und vor den negativen Auswirkungen der Digitalisierung zu schützen.“

Diese defensive Sichtweise auf Digitalisierung korrespondiert bei den befragten Sozialpädagog*innen mit einem Professionalitätsverständnis, das sich auf die Gestaltung von Beratungs- und Hilfebeziehung im Vom-Mensch-zu-Mensch-Modus zentriert. In diesem Professionsverständnis führt Digitalisierung in Anlehnung an Ley und Seelmeyer (2014) von der Vagheit menschlicher Beziehung zur Exaktheit digital (mediatisierter) Beziehung; was die befragten Sozialpädagog*innen eine Deprofessionalisierung befürchten lässt. Neben dieser digitalen Determinierung und Reglementierung sozialpädagogischer Professionalität befürchteten die befragten Sozialpädagog*innen des Weiteren eine Wegrationalisierung von Fachkräftenstellen, eine weitere Zunahme nichtsozialpädagogischer Zusatzaufgaben sowie eine stärkere Kontrollorientierung und *Callcenterisierung* sozialpädagogischer Tätigkeiten im Zuge der Digitalisierung Sozialer Arbeit.

5 Zukunftsszenarien Sozialer Arbeit – digital und wie bei Ikea

Mit der von Sozialpädagog*innen in der Vorstudie geäußerten Negierung von Gestaltungsmöglichkeiten bezüglich der Digitalisierung in der Sozialen Arbeit wird verkannt, dass innerhalb der Sozialen Arbeit entsprechende digitale Expertisen bereits entwickelt werden konnten (vgl. Sauerbrey & Vollmar 2019; Kreidenweis 2020). Im Ausblenden der Notwendigkeiten und der Möglichkeiten der eigenen (Mit-)Gestaltungsaufgabe bezüglich der Digitalisierung in der Sozialen Arbeit sieht Weinhardt (2018) einen professionellen Wiederholungsfehler:

Soziale Arbeit braucht für diese Fragen Fachkräfte, die Antworten aus der Sozialen Arbeit selbst heraus entwickeln. Sonst läuft sie wieder einmal Gefahr, dass sie ihre Themen später manageriell und fachfremd aufbereitet wiederfindet und sich, ähnlich wie in der Dienstleistungs- und Ökonomisierungsdebatte, nur noch reaktiv dazu verhalten kann. Digitalisierung bedeutet für Soziale Arbeit vor allem, einen bereits stattfindenden kulturellen Wandel als solchen zu erkennen und mitzugestalten und die damit einhergehenden Veränderungen vor allem als Pluralisierung und Modernisierung von Kulturtechniken zu begreifen, die Bestandteil der Lebenswelt von Fachkräften und Adressat*innen sind. [...] Soziale Arbeit wird also eine Digitalisierungsdebatte benötigen, die das Thema entlang ihren [sic] eigenen Erfordernisse entwickelt und sie vor allem als kulturellen Wandel von Bildungs- und Bewältigungsoptionen begreift. (Weinhardt 2018, o.S.)

Bei der von Weinhardt eingeforderten Digitalisierungsdebatte sollte zu Anfang ein Klärungsprozess stehen, welche Ansätze, Handlungsmaximen und Standards analoger bzw. kopräserter Sozialer Arbeit in sozialpädagogischen Transformationsperspektiven (in) der Digitalisierung obsolet geworden, beizubehalten oder weiter- bzw. neuzuentwickeln sind (vgl. Tillmann 2020). Rusert und Stummbaum identifizieren im Prozess der Transformation (sozial-)pädagogischer Angebote von analogen bzw. koprästerten in digitale Konfigurationen eine unzureichende Klärung vorbenannter Fragen als eine von fünf Fehlerquellen (Rusert 2021). In Rekurs auf Büchner (2018) profitieren die angeratenen Klärungsprozesse von einer spezifischen Kontextgebundenheit, wie sie mittels Reallaboren realisiert werden kann.

Im durchgeführten Reallabor erfolgte die spezifische Kontextuierung auf die Digitalisierung der Sozialen Arbeit im Kinderschutz. Wie die nachfolgende titelgebende Gesprächssequenz mit einer alleinerziehenden Mutter exemplifiziert, eröffnet die vorgenommene spezifische Kontextuierung lebensweltliche Partizipationsmöglichkeiten:

Mich stresst das gewaltig. Da sitze ich, die Sozialarbeiterin redet und redet und meine Kinder toben ... da kann doch keiner was verstehen. Da ist digital schon besser, auch wenn ich lieber hingehen würde, wenn die so ein Kinderland wie bei Ikea hätten.

Die titelgebende Gesprächssequenz „digital und wie bei Ikea“ steht stellvertretend für eine Vielzahl von lebensweltlichen Hinweisen zur Gestaltung sozialpädagogischer Transformationsperspektiven (in) der Digitalisierung. Indem die befragten Eltern aus ihren Erfahrungen als Klient*innen sowohl auf digitale Perspektiven als auch rückblickend auf die analoge bzw. kopräasente Soziale Arbeit im Kinderschutz blicken, stellen sie sozialpädagogische Organisationsformen und professionelle Handlungsformen wie etwa den Hausbesuch als „eine immer schon geübte, nicht besonders begründungspflichtige Selbstverständlichkeit“ (Gerull 2014, 8) infrage. Dies eröffnet die Chance, Soziale Arbeit in der Digitalisierung gleichwohl digital als auch hybrid sowie (bewusst) analog bzw. kopräasent weiterentwickeln zu können. In dieser Transformationsperspektive, Soziale Arbeit nicht digital, hybrid oder analog bzw. kopräasent, sondern zeitgemäß professionell weiterzuentwickeln, wird Soziale Arbeit anschlussfähig an das digitale wie auch postdigitale Zeitalter.

Quellenangaben

- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2020): Bildung in Deutschland 2020. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung in einer digitalisierten Welt. Online unter: <https://www.bildungsbericht.de/de/bildungsberichte-seit-2006/bildungsbericht-2020/bildung-in-deutschland-2020> (Abrufdatum: 31.01.2021).
- Baur, Siegfried & Schratz, Michael (2015): Phänomenologisch orientierte Vignettenforschung. Eine lernseitige Annäherung an Unterrichtsgeschehen. In: Brinkmann, Malte; Kubac, Richard & Rödel, Severin S. (Hrsg.): Pädagogische Erfahrung. Phänomenologische Erziehungswissenschaft. Springer VS: Wiesbaden, 159-180. https://doi.org/10.1007/978-3-658-06618-5_9.
- Becker, Rolf; Haunberger, Sigrid & Schubert, Frank (2010): Studienfachwahl als Spezialfall der Ausbildungsentscheidung und Berufswahl. Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung. 42. Jg. H. 4, 292-310, <https://doi.org/10.1007/s12651-009-0020-z>.
- Beecroft, Richard; Trenks, Helena; Rhodius, Regina.; Benighaus, Christina. & Parodi, Oliver (2018): Reallabore als Rahmen transformativer und transdisziplinärer Forschung: Ziele und Designprinzipien. In: Defila, Rico & Di Giulio, Antonietta. (Hrsg.): Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung. Springer VS: Wiesbaden, 75-100, DOI:10.1007/978-3-658-21530-9_4.
- Beranek, Angelika (2018): Zwischen Algorithmen und Wertediskursen. Auswirkungen der Digitalisierung auf die Profession der Sozialen Arbeit. In: Hammerschmidt, Peter; Sagebiel, Juliane; Hill, Burkhard & Beranek, Angelika. (Hrsg.): Big Data, Facebook, Twitter & Co. und Soziale Arbeit. Weingarten, 155-177.
- BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2017): 15. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Online unter: <https://www.bmfsfj.de/blob/115438/d7ed644e1b7fac4f9266191459903c62/15-kinder-und-jugendbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf> (Abrufdatum 31.01.2021)
- BMWi Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (2019): Reallabore – Testräume für Innovation und Regulierung. Online unter: <https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Dossier/reallabore-testraeume-fuer-innovation-und-regulierung.html> (Abrufdatum 15.01.2021)
- Büchner, Stefanie (2018): Fallsoftware als digitale Dokumentation. Zur Unterscheidung einer Arbeits- und Organisationsperspektive auf digitale Dokumentationen. In: Neuhaus, Lukas & Käch,

- Oliver. (Hrsg.): *Bedingte Professionalität. Professionelles Handeln im Kontext von Institution und Organisation*. Beltz Juventa: Weinheim, 239-268.
- Gerull, Susanne (2014): *Hausbesuche in der Sozialen Arbeit. Eine arbeitsfeldübergreifende empirische Studie*. Verlag Barbara Budrich: Opladen.
- Hardering, Friederike & Will-Zocholl, Mascha (2019): Zwischen Sinngestaltung und Sinnbewahrung. Aneignungsweisen hochqualifizierter Dienstleistungsarbeit. *Berliner Journal für Soziologie*. 29. Jg. H. 3/4, 273-298, DOI:10.1007/s11609-020-00404-8.
- Kerres, Michael (2020): Bildung in der digitalen Welt: Über Wirkungsannahmen und die soziale Konstruktion des Digitalen. *Zeitschrift Medienpädagogik*. 17. 1-32.
<https://doi.org/10.21240/mpaed/jb17/2020.04.24.X>.
- Kreidenweis, Helmut (2020): *Sozialinformatik. Digitaler Wandel und IT-Einsatz in sozialen Organisationen*. 3. Vollständig überarbeitete Auflage. Nomos: Baden-Baden.
- Ley, Thomas & Seelmeyer, Udo (2014): Dokumentation zwischen Legitimation, Steuerung und professioneller Selbstvergewisserung. *Sozial Extra*. 38. Jg. H. 4, 51-55.
- Rose, Michael; Wanner, Matthias; Hilger, Annalisa. (2018): Das Reallabor als Forschungsprozess und -infrastruktur für nachhaltige Entwicklung. Konzepte, Herausforderungen und Empfehlungen. Nachhaltiges Wirtschaften. In: Walz, R. & Gotsch, M. (Hrsg.): *NaWiKo Synthese Working Paper No. 1*. Online unter: www.nachhaltigeswirtschaften-soef.de (Abrufdatum 15.01.2021).
- Rusert, Kirsten (2021): Von analogen zu digitalen Fehlern in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Digitalisierung berufsbezogener Hilfen für Geflüchtete. In: Beushausen, Jürgen; Rusert, Kirsten & Stummbaum, Martin. (Hrsg.): *Fehlerkultur in der Sozialen Arbeit*. Barbara Budrich Verlag: Leverkusen (im Erscheinen).
- Sauerberg, Ulf & Vollmar, Horst Christian (2019): Digitale Beratung in der Sozialen Arbeit – Ein Einblick in die gegenwärtige Lage. *Zeitschrift für Sozialpädagogik ZfSp*. 17. Jg. H. 2. 150-166. DOI:10.3262/ZFSP1902150.
- Schwarze, Barbara; Funk, Lore; Kempf, Ute & Mellies, Sabine (2020): *Digital Gender Gap. Lagebild zu Gender(un)gleichheiten in der digitalen Welt*. Berlin: Initiative D21 e.V. & Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit.
- Tillmann, Angela (2020): Veränderte Lebenswelten im Zuge gesellschaftlicher Digitalisierungsprozesse. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz Juventa, 89-100.
- Wagner, Felix & Grunwald, Armin (2019): Reallabore zwischen Beliebtheit und Beliebigkeit. Eine Bestandsaufnahme des transformativen Formats. *GAI.A. Ecological Perspectives for Science and Society*. 28. Jg. H. 3, 260-264.
- Weinhardt, Marc (2018): *Welche Digitalisierung braucht Soziale Arbeit?*
Online unter: <https://marcweinhardt.de/?p=2395> (Abrufdatum 15.01.2021)

Joachim K. Rennstich

Neue Tricks für alte Hunde? Digitalisierung als Herausforderung in Lehrvermittlung und Forschung

Zusammenfassung

Die steigenden Kompetenzanforderungen in professionellen Kontexten sozialer Berufe stellt auch eine zunehmende Herausforderung an Ausbildungsprofile und Lehre dar. Dieser Beitrag skizziert zunächst die Formation eines digitalen Kapitalismus. Im nächsten Schritt werden dann die dafür notwendigen Kompetenzprofile der Wissensvermittelnden sowie Voraussetzungen für eine erfolgreiche Kompetenzvermittlung in der Lehre kritisch beleuchtet. Die Notwendigkeit des Erwerbs neuer Kompetenzen zur Ausbildung einer umfassenden Digital und Data Literacy, also dem verständigen Umgang mit Daten und deren Interpretation und anderer Digitalkompetenzen, stellt zum einen eine besondere Herausforderung an die Ausbildungsprofile der Hochschulen dar, zum anderen jedoch auch an die eigenen Kompetenzen Lehrender, sowie des wissenschaftlichen Nachwuchses.

1 Ist die Lehrvermittlung für soziale Berufe noch zeitgemäß?

Digitalisierung steht in enger Verbindung zur Informatisierung, also dem „soziale[n] Prozess des bewussten, systematischen Umgangs mit Informationen, welcher darauf zielt, Informationen vom konkreten Subjekt unabhängig nutzen zu können“ (Boes 2005, 214f.). Beide Prozesse sind mittlerweile längst Teil unseres sozialen Gesamtklangs geworden. Die Autor*innen eines 2007 erschienenen Bandes über „Die Informatisierung des Alltags“ (Mattern 2007) zeigen dort Visionen eines technologisierten Alltags auf, der heute in vielen Teilen allgegenwärtig ist. Kehrt man die Perspektive um – weg von der Frage der technischen Herausforderungen der Verbindung – und untersucht, wie es um das Einander-Bewusstmachen von Menschen und Dingen bzw. von vernetzten Dingen untereinander (vgl. Ferscha 2007, 3) und von Menschen in der Interaktion mit Technologie steht, erweist sich diese Entwicklung als weitaus weniger stark vorangeschritten. Dabei stellen sich immer mehr Fragen nach der eigenen Handlungsbevollmächtigung (Agency) von Menschen in einer informatisierten Gesellschaft: Was bedarf es heute für eine aktive soziale Teilhabe in einer digitalisierten Gesellschaft? Wie sieht das zukünftig aus? Wie kann die schon heute sichtbare Benachteiligung so-

zialer Gruppen durch fehlende oder schwächere digitale Kompetenzen zukünftig vermieden, die digitale Kluft überwunden werden? Welche Kompetenzen bedarf es hierfür für professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit? Diese Fragen kritisch-konstruktiv zu reflektieren und die mit der Digitalisierung und Informatisierung angestoßenen Prozesse gestaltend begleiten zu können erfordert Wissen und Kompetenzen, die in den Sozialwissenschaften institutionell bedingt den technologischen Entwicklungen und Möglichkeiten hinterherhinken (vgl. Graf-Schlattmann u.a. 2020). Dies gilt nicht nur für Studierende, sondern gerade auch für Lehrende (vgl. Wedekind 2008), deren eigene Einstellung und Digitalkompetenzen entscheidend für den Einsatz und die erfolgreiche Kompetenzvermittlung sind (vgl. Egger u.a. 2016).

Der Beitrag skizziert kurz die besondere Rolle von Daten im Zuge der Entwicklung hin zu einem digitalen Kapitalismus (2), um dann drei mit der Digitalisierung oft verknüpfte Mythen zu thematisieren: der Mythos einer weitgehend möglichen Trennung von digitaler und analoger Beziehungsarbeit (3.1), derjenige einer nicht notwendigen Vermittlung digitaler Kompetenzen für die Studierendengeneration der Digital Natives (3.2) und die Annahme vieler Lehrender, Digitalisierungseffekte aus ihrer eigenen Lehrtätigkeit ausklammern zu können. Im Anschluss daran werden notwendige Digitalkompetenzen für soziale Berufe aufgeführt (4) und im abschließenden Abschnitt ein Fazit der Herausforderungen für die Lehrvermittlung dieser Kompetenzen gezogen (5).

2 Die besondere Rolle von Daten im digitalen Kapitalismus

Seit seiner Einführung besonders durch die Werke von Schiller (1999) ist der Begriff digitaler Kapitalismus (vgl. Fuchs & Mosco 2016; Staab 2019; Wajcman 2015; Zukerfeld 2017) bislang noch mit keiner einheitlichen und allgemein anerkannten Definition verbunden. Einige zentrale verbindende Elemente sind jedoch deutlich erkennbar. In ihrer Analyse versuchen die Autor*innen die historisch bekannte und gut erforschte transformative Bedeutung von Technologien auf die systematischen Formen – der Gestalt – des Kapitalismus einzubeziehen. Dabei stellen sie die besondere Rolle von digitalen Technologien für die Umwälzungen in Produktion, Dienstleistungen, der Arbeitswelt und den neuen Klassenformen heraus (vgl. Beer 2019). Ein weiteres Element ist die besondere Rolle von Informationen und Daten in der Entwicklung des Kapitalismus (vgl. Gorz 2010; Rullani 2011; Smith 1984). Die in digitaler Form erweiterten Möglichkeiten ihrer Erstellung, Sammlung und Verarbeitung stellt ihre Bedeutung noch einmal wesentlich zentraler dar als schon in der Vergangenheit (vgl. Auerswald 2017; Mau 2017; Mayer-Schönberger & Ramge 2018). Ein dritter wesentlicher

Fokus ist auf die Veränderung von Arbeit gerichtet (vgl. Baldwin 2019; Fuchs 2014; Paus & Ford 2018). An dieser Stelle geht es insbesondere um den Aspekt der Datafizierung, da dieser besondere Konsequenzen für die Lehrvermittlung im Rahmen sozialer Berufe beinhaltet.

Daten sind infolge einer Informatisierung und Datafizierung für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung nicht nur einzelner Ökonomien, sondern auch in deren kapitalistischen Vernetzungsstrukturen von zentraler Bedeutung (vgl. Weber 2017). Gleiches gilt auch für die Wissenschaft (vgl. Dijck 2014, 203). Somit besteht aus zum Teil recht unterschiedlichen Interessenlagen ein starker Anreiz der wesentlichen institutionellen Akteure, die bestehenden Vertrauensstrukturen auf die Neuordnung gesellschaftlicher Strukturen im digitalen Zeitalter zu übertragen. Dabei kommen diesen Institutionen durch ihre Kompetenzen und die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen eine herausragende Stellung und Verantwortung in der gesamtgesellschaftlichen Debatte zu: Staaten als Kontrollinstanz, privatwirtschaftlichen Akteuren durch Innovationen von Technologien und Prozessen und der Wissenschaft in ihrer Doppelfunktion als Grundlagenforschung und durch kritisch-reflektierende Forschung als Bindeglied aller beteiligten Akteure. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in der zunehmenden Bedeutung privatrechtlicher Klassifizierungen wider, deren Hintergrund und Entstehung für Betroffene meist nicht einsehbar und nur schwierig beeinflussbar, jedoch analog zur Klassenzugehörigkeit im Weber'schen Sinne für die Handlungsoptionen von Menschen in modernen Gesellschaften mittlerweile ganz maßgeblich geworden sind (vgl. Fourcade & Healy 2013). Sevignani (2017, 79) betont in seiner Diskussion dieser Entwicklung daher nicht nur die Zusammenhänge zwischen Klassifizierung und soziologischer Manifestation bestehender Klassenzugehörigkeit, sondern auch den Umstand, dass die durch die Digitalisierung noch beschleunigte Entwicklung der Informatisierung (informatization) mittlerweile die enge Verknüpfung und Modellierung aller Stufen des ökonomischen Prozesses erlaubt und somit ganz wesentlich Einfluss nimmt auf das Verhalten aller Subjekte. Diesen Punkt hebt auch Nassehi in seiner Theorie der digitalen Gesellschaft hervor:

Das Unbehagen an der digitalen Kultur speist sich aus dem Sichtbarwerden dieser modernen Erfahrung. Es wird nun erst recht offensichtlich, dass die digitalen Möglichkeiten der flächendeckenden Beobachtung, die Rekombination von Daten und die Möglichkeiten des *Kalkulierens* die Akteure darauf stoßen, was sie zuvor latent halten konnten: wie *regelmäßig und berechenbar ihr Verhalten ist.* (Nassehi 2019, Kap. 1, Das Unbehagen, 2. Abs., Hervorhebung im Original)

Digitalisierung, verstanden als „Überführung von Informationen von einer analogen in eine digitale Speicherung und den Prozess, [sic] der durch die Einführung digitaler Technologien bzw. der darauf aufbauenden Anwendungssysteme hervorgerufenen Veränderungen“ (Bengler & Schmauder 2016, 75; vgl. auch Kutscher

u.a. 2020, 10), verstärkt den schon seit einiger Zeit bestehenden Trend zur Datenzentralität von gesellschaftlichen Diskursen. Gerade für schutzbedürftige Gruppen in der Gesellschaft stellt dieser Wandel eine besondere und zunehmende Herausforderung dar. Da qualitatives Wissen oftmals primär in quantitativer Form kodifiziert und in digitalen Formaten gespeichert wird (vgl. Menninger 1958; Rennstich 2021), steigt die Bedeutung des kompetenten Umgangs mit Daten in einem digitalisierten gesamtgesellschaftlichen Kontext noch umso stärker (vgl. Mau 2017, 40). Wesentliche gesamtgesellschaftliche normative Werte und damit die Grundlage der Bewertungsmuster und -raster werden verstärkt in Zahlenform kodifiziert (vgl. Behrisch 2006; Ifrah 2001, 323ff.). Diese Abstraktion und erhöhte Komplexität ist für eine zunehmende Zahl von Betroffenen nicht immer eindeutig erfass- und nachvollziehbar (vgl. Raley 2013). Dies führt vermehrt zu einer Situation, in der Handlungen oftmals durch Daten bewusst manipuliert werden, ohne dass dieser Prozess den Handelnden überhaupt bewusst ist oder analysiert und kritisch hinterfragt werden kann (vgl. Wu 2017; Zuboff 1988). Daraus erwächst für soziale Berufe ein neues Anforderungsprofil besonders in Lehre und Kompetenzvermittlung hinsichtlich der Sprachfähigkeit in digitaler und Datenkommunikation, damit Studierende in einer von digitalen Daten geprägten sozialen Realität im digitalen Kapitalismus auch weiterhin die ihnen anvertrauten Rollen als Advokat*innen kompetent einnehmen und ausfüllen können.



Abb. 1: Der Zusammenhang von Datenzentralität und Kompetenzherausforderung (eigene Darstellung)

Abbildung 1 zeigt schematisch den Zusammenhang zwischen den Elementen der im digitalen Kapitalismus noch dominanteren Datenzentralität – und hier insbesondere der Erstellung von Daten, der Sammlung von Daten und der Analyse von Daten – und den daraus entstehenden Herausforderungen in der Lehrvermittlung bezogen auf Kompetenzen im Bereich ethischer Fragestellungen, der Ermöglichung von Agency und Teilhabe und insgesamt der Frage nach Datensouveränität verschiedener Akteur*innen. Diesen Herausforderungen müssen Lehre und Ausbildung der Sozialen Arbeit gerecht werden, wenn sie Studierende mit den notwendigen Kompetenzen für ein professionelles und kritisch-reflexives Handeln in der Sozialen Arbeit befähigen möchte. Dies betrifft vor allem den Umgang mit verschiedenen und oftmals konkurrierenden Normen, die Kodifizierung von qualitativem Wissen und den damit verbundenen Interessen in Form von Daten sowie die Fähigkeit, Daten und digitale Formen der Kommunikation zu ver- und entschlüsseln und sich damit aktiv an gesellschaftlichen Diskursen zu beteiligen. Die besondere Stellung digitaler Daten und deren Einfluss auf unsere soziale Realität bedingt hierfür neue, erweiterte Daten- und Digitalkompetenzen (Mau 2017, 40ff.). Eine erfolgreiche und wirksame Erlangung dieser Kompetenzen bedingt jedoch eine aktive Vermittlung im Rahmen der Lehre in der ganzen Breite des Studiums und der dort behandelten Themen.

3 Drei Digitalmythen

Als Argument gegen die These der Notwendigkeit eines stärkeren Fokus auf Daten-Sprachfähigkeit auch in der Lehre von sozialen Berufen wird häufig angeführt, es handle sich in diesen Berufen im Wesentlichen immer noch um Berufe, in denen die Beziehungsarbeit im Vordergrund stünde (vgl. Abeld 2017, 13f.). Außerdem hätten gerade jüngere Studierende als Generation der Digital Natives ohnehin schon die notwendigen digitalen Kompetenzen bzw. im Zweifel besser ausgeprägte Kompetenzen als solche, die von Lehrenden vermittelt werden könnten. Ferner würden diese Kompetenzen ja ohnehin in den entsprechenden Modulen (Medienkompetenz, empirische Forschungsmethoden oder andere methodenspezifische Angebote) vermittelt. Diese Argumente stellen sich jedoch bei näherer Betrachtung rasch als Mythen heraus.

Mythos 1: Beziehungsarbeit bleibt physisch

Speziell in Deutschland ist ein gewisser analoger Konservatismus in der Haltung gegenüber Methoden und damit verbundener Techniken in sozialen Berufen zu beobachten, sowohl institutionell als auch individuell begründet. Beispielhaft mag hier der Bereich der Beratung genannt werden, in dem seit Jahrzehnten schon

eine theoretisch und methodisch gut fundierte Basis in der medial vermittelten Ausprägung Praxis hat und mit seit über 20 Jahren dezidiert Onlineberatung viel Erfahrung in diesem Bereich vorhanden ist (vgl. Engel 2019, 11ff.), sich diese Form jedoch immer noch mit ihrem „teils noch vorhandenen Exotenstatus“ (Engelhardt 2018, 163) konfrontiert sieht. In einer 2016 europaweit durchgeführten Studie im Rahmen des europäischen Projekts Therapy 2.0 spiegelt dies die besondere Haltung der in Deutschland befragten Fachkräfte wider: Während in anderen Ländern Onlineberatung und -therapie schon längst Alltag geworden ist, herrschen in Deutschland noch überwiegend Bedenken (vgl. Drda-Kühn u.a. 2018). Wie wichtig dabei die Befähigung der Fachkräfte zur eigenständigen Aneignung neuer digitaler Methoden und zur frühen Auseinandersetzung mit digitalen Technologien und Methoden gerade auch im Studium ist, wird in den Ergebnissen sichtbar:

Bei der Bewertung von Online-Kommunikationsmedien für den Einsatz in Beratung/Therapie zeigte sich bei den Befragten in Deutschland eine deutlich negativere Einschätzung als bei ihren Kollegen in anderen Ländern. Die vielfach geäußerte Skepsis ging allerdings auch häufiger (31%) mit der Aussage einher, bislang über „keine Erfahrungen“ im Umgang mit Online-Medien zu verfügen. (Drda-Kühn u.a. 2018, 32)

Die Transformation des Sozialraums zeigt ebenso beispielhaft, dass eine Trennung in rein analog und digital bestimmte Sozialräume als Bezugsort und -rahmen der Beziehungsentstehung und Gestaltwerdung von Beziehungen für die Ausgestaltung sozialer Unterstützungsarbeit immer weniger hilfreich ist (vgl. Rennstich 2021). Daraus resultiert eine immer schwierigere Trennung von analogen und digitalen Handlungsräumen der Sozialen Arbeit (vgl. Helbig 2017; Kutscher 2019). Diese Hybridisierung von Handlungsräumen bedingt daher auch eine spezifische Einbeziehung digitaler Kompetenzen in Methoden und Handlungsbereichen, in denen diese vielleicht nicht direkt auf den ersten Blick sichtbar sind, jedoch für eine wirkmächtige Unterstützungsleistung sozialer Unterstützungsangebote eine immer zentralere Stellung einnehmen (vgl. Neuhäuser & Klein 2019).

Mythos 2: Lernen von den Digital Natives

Viele Lehrende in der Ausbildung sozialer Berufe sind überzeugt, dass die breite Nutzung digitaler Tools von Jugendlichen außerhalb des Ausbildungskontextes einen positiven Einfluss auf die für Ausbildung und professionellen Einsatz notwendigen Kompetenzen habe: ein mehrfach empirisch nachgewiesener Irrtum (vgl. Ihme & Senkbeil 2017). So akzeptieren Studierende häufig durchaus aufgrund des öffentlichen Diskurses die Einstufung als Digital Natives. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass Studierende häufig nur wenig technische Expertise besitzen, „geschweige denn die Kompetenz, die Inhalte der Angebote optimal zu nutzen“ (Schulmeister & Loviscach 2017, 2). Dies spiegelt sich auch wider in

den Zahlen der ICILS 2018 (International Computer and Information Literacy Study), insbesondere für Deutschland (vgl. Fraillon u.a. 2020). Einerseits ist es natürlich richtig, dass Jugendliche durchaus über digitale Kompetenzen verfügen. Diese stammen häufig weitgehend aus dem häuslichen Lebensumfeld und wurden nicht im schulischen Kontext erworben. Diese Kompetenzen beinhalten jedoch oft keine Erweiterung der Digital Literacy oder digitalen Sprachfähigkeit, also der Kompetenz, Informationen über Daten bzw. Texte aufzunehmen und zu verfassen und dies als Wissen zu rezipieren, im englischen Literacy (vgl. Goodfellow u.a. 2013). Es fehlt also im Kontext einer vom digitalen Kapitalismus geprägten sozialen Realität die besonders wichtige Problemlösungskompetenz auf Basis digitaler Hilfsmittel. Daher wird schnell deutlich: Der Erwerb notwendiger digitaler Kompetenzen erfolgt nicht schon in der Schule oder durch den eigenständigen Umgang mit digitalen Technologien. Vielmehr bedarf es hierfür einer aktiven Einbindung in das gesamte Spektrum des Lehrangebots für soziale Berufe für den Erwerb einer Digital Literacy (siehe Kapitel 4.1), da der Erwerb der damit verbundenen Kompetenzen nur durch aktive Rückmeldungen im Rahmen der Hochschulausbildung nachhaltig erfolgt; eine reine Selbstreflexion reicht hierzu nicht aus (vgl. Labuhn u.a. 2010).

Mythos 3: Nicht meine Baustelle

Mit diesen beiden Mythen eng verbunden herrscht die dritte falsche Vorstellung, eigenständige Lehrangebote zur Digitalisierung würden die notwendigen Kenntnisse und Kompetenzen bereits vermitteln bzw. das hierfür wichtige Fachwissen würde in den bereits vorhandenen Medienpädagogik- und/oder Forschungslehrangeboten ausreichend behandelt und Kompetenzen entsprechend vermittelt. Eine Umgestaltung hinsichtlich der oben genannten Fragestellungen oder eine Ergänzung eines eigenen Moduls zur Vermittlung von Digitalkompetenzen im Sinne einer Digital Literacy sei damit also gar nicht erforderlich. Während in anderen Ländern, wie etwa Großbritannien, schon vor 15 Jahren postuliert wurde, dass der technologische Wandel und der damit einhergehende Wandel sozialer Welten auch die Soziale Arbeit unabdingbar verändere und daher auch Soziale Arbeiter*innen dies methodisch und praktisch verstehen und anwenden müssten (vgl. Rafferty & Steyaert 2007), hat sich diese Einsicht in der Ausbildung der Fachkräfte in Deutschland noch wenig niedergeschlagen (vgl. Weber 2020). Für einen nachhaltigen Kompetenzerwerb ist es unabdingbar, Studierenden in den jeweiligen Anwendungsgebieten die konkrete Ausgestaltung der durch Digitalisierung ausgelösten Transformationen und die damit verbundene Ausgestaltung sozialer Beziehungen, aber eben auch neuer Methoden nicht nur informativ darzubieten, sondern aktiv zu vermitteln. Hierfür bedarf es dann im Umkehrschluss der Einbeziehung in viele weitere Lehrangebote und eben auch der entsprechenden Vermittlungskompetenz der Lehrenden. Ethische Fragen, um nur ein Beispiel zu

nennen, bedürfen dringend der inhaltlichen Durchdringung und Erfassung digitaler Räume, veränderter Prozesse und Methoden und damit verbundenen neuen Fragestellungen. Gleiches gilt für administrative Prozesse, rechtliche Fragen oder analytische Kompetenzen. Oft übersehen wird dabei die Notwendigkeit, dass Studierende digitale Sprachfähigkeit explizit auch für den Transfer in die Ausgestaltung der eigenen Tätigkeit sowie als Kompetenzen des lebenslangen Lernens und der Selbstaneignung neuer Methoden und Erkenntnisse erwerben sollten.

4 Notwendige Digitalkompetenzen für soziale Berufe

Für die aktive und gelungene Teilhabe in einer vom digitalen Kapitalismus geprägten Gesellschaft ist eine um den digitalen Bereich erweiterte Sprachfähigkeit notwendige und zwingende Voraussetzung. Dies gilt umso mehr in einem sich verändernden sozialen Umfeld, welches von neuen Formen der Literacy geprägt ist und insbesondere die Notwendigkeit voraussetzt, sich zukünftig in einer von digitalen Technologien dominierten Umwelt bewegen zu können (vgl. Cope & Kalantzis 2000; Jenkins 2009; Lankshear & Knobel 2008). Bezogen auf die Operationalisierung und Messung unterscheidet man typischerweise drei Hauptdomänen: Prosa-Verständnis (Prose Literacy), Dokumenten-Verständnis (Document Literacy) und Quantitatives Verständnis (Quantitative Literacy) (vgl. OECD 2000, x). Alle drei Domänen sind in starkem Maße durch die Transformationsprozesse im Zuge der Digitalisierung Veränderungen unterworfen, vor allem bezogen auf Informationscodierung und -kontextualisierung (vgl. Fraillon u.a. 2020; Potter & McDougall 2017). Dies hat wiederum Einfluss auf die damit verbundenen Kompetenzprofile.

Ein kompetenter Umgang nicht nur mit klassischen Informationstypen und -codierungen, sondern gerade auch Kommunikation von und in und mit Daten (vgl. Knaus 2018) gewinnen hier eine immer bedeutendere Rolle für eine aktive Teilhabe im öffentlichen Diskurs, aber auch für ganz normale Prozesse der gesellschaftlichen Teilhabe (vgl. Störmer u.a. 2014). Das Beispiel der Anmeldung zu Impfterminen während der Corona-Pandemie in den ersten Monaten des Jahres 2021 etwa macht deutlich, wie zentral solche Kompetenzen schon heute sind, und eben nicht nur für spezialisierte Berufe in der Sozialen Arbeit, sondern zunehmend für den Alltag sozialer Partizipationsermöglichung. Damit wird im Umkehrschluss die Fähigkeit der Vermittlung von Kernkompetenzen in der digitalen Kommunikation von Akteur*innen der Sozialen Arbeit Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Unterstützung und Begleitung (vgl. Otto & Ziegler 2010). Für die Ausbildungssituation im Rahmen der Sozialen Arbeit bedarf es also der Erweiterung der drei Literacy-Hauptdomänen auf Basis des expliziten Einbezugs von

damit in Verbindung stehenden Digitalkompetenzen (vgl. Lankshear & Knobel 2008). Diese werden allgemein zusammengefasst mit den Begriffen Digital Literacy und Data Literacy.

Digital Literacy

Die digitale Sprachfähigkeit (Digital Literacy) ist als Konzept oder Begriff in vielfacher Weise definiert, beschreibt jedoch allgemein immer eine Erweiterung der Literacy in die digitalen Domänen der Kommunikation und die Fähigkeit der Bedeutungsgebung (Meaning-Making) innerhalb und in Assoziation der verschiedenen Kommunikationsmodi (vgl. Goodfellow & Lea 2013). Wichtig ist dabei die nutzungs- und kontextbezogene Vermittlung der Fähigkeit von kritisch-reflexiven Praktiken gerade in der Ausbildung (vgl. Littlejohn u.a. 2013). Digital Literacy bedeutet also nicht nur – aber eben auch – die Kompetenz im kommunikativen Umgang mit digitalen Medien, sondern auch die Fähigkeit, verschiedene Wege der Bedeutungsgebung (Meaning-Making) auf der Grundlage digitaler und mit diesen Technologien verbundenen kulturellen Kodifizierungsschlüsseln zu beherrschen, diese kritisch reflektieren und an Dritte vermitteln zu können. Dabei ist es wichtig, die Verbindung von bestehenden Textkompetenzen mit Kompetenzen aus der digitalen Domäne explizit zu verknüpfen und die Formung klassischer Literacies nicht zu vernachlässigen (vgl. Støle 2018), um dem hybriden Charakter einer gleichzeitig analogen und digitalen sozialen Realität als Kennzeichen für eine vom digitalen Kapitalismus geprägte Gesellschaft wirklich gerecht werden zu können.

Data Literacy

Die Folgen der vielfältigen Digitalisierungsprozesse und der damit verbundenen Transformation in den Domänen des Dokumenten- und quantitativen Verständnisses erfordern gerade hinsichtlich der Ausbildungsinhalte und Kompetenzvermittlung eine starke Erweiterung des momentan vermittelten Spektrums (vgl. Schüller u.a. 2019). Die zunehmende Quantifizierung sozialer Bezüge erfordert in der professionellen Arbeit auch in sozialen Bereichen ein tieferes Verständnis von Daten und eine Erweiterung des Kompetenzprofils bezogen auf deren Entstehung, Kontextualisierung, Interpretation und Präsentation als Information, also im Bereich der Datensprachfähigkeit (Data Literacy) (vgl. Hintz u.a. 2018). Data Literacy ist die Fähigkeit, Daten auf kritische Art und Weise zu sammeln, zu handhaben, zu bewerten und anzuwenden (vgl. Ridsdale u.a. 2015) und dabei auch stets die regulativen und ethischen Normen im Blick zu haben (vgl. Heidrich u.a. 2018). Die sogenannte Data Science (vgl. Skiena 2017) versucht dieser Entwicklung Rechnung zu tragen, indem sie bislang weitgehend isolierte Methoden der Arbeit mit Daten interdisziplinär zu verbinden sucht. Kelleher und Tierney

(2018) machen deutlich, dass es kaum möglich ist, in allen diesen Bereichen eine tiefere Expertise zu besitzen. Wichtig ist jedoch ein grundsätzliches Verständnis aller Bereiche, um die Möglichkeiten der Datenwissenschaft, die durch ihre Interdisziplinarität gekennzeichnet ist, voll ausschöpfen zu können. So ist es nicht zwingend notwendig, in der Ausbildung der Sozialen Arbeit eine tiefergehende methodische Informatikkompetenz zu erlangen oder im Bereich des Maschinenslernens diese selbständig programmieren und implementieren zu können. Wer jedoch erfassen möchte, wie im Kontext digital-kapitalistischer Strukturen und Prozesse Metadaten zur Kontrolle von sozialen Prozessen im öffentlichen Bereich genutzt werden, und sich in der Debatte um die Ausgestaltung dieser Kontrolle und Mechanismen aktiv beteiligen möchte, muss ein grundsätzliches Verständnis für die methodischen Grundlagen besitzen. Erst dieses Verständnis ermöglicht, eine Advokat*innenrolle für diejenigen Personen einzunehmen, welche die Tragweite und Formen der Kontrollmechanismen in ihrem Handeln oft nur sehr beschränkt wahrnehmen (können), und entsprechende Unterstützungsangebote erarbeiten und leisten zu können.

5 Herausforderungen für Lehre und Ausbildung: ein Fazit

Soziale Arbeiter*innen nehmen als Teil ihrer Arbeit eine wesentliche Anwaltschaftsrolle für Personen und Gruppen ein. Hierfür ist die eigene Fähigkeit der aktiven Teilnahme in gesellschaftlichen Diskursen und administrativen Prozessen von Akteur*innen sozialer Berufe Grundvoraussetzung. Diese aktive Teilnahme bedingt heute und in der Zukunft zunehmend eine Sprachfähigkeit, die über die klassischen Formen der textbasierten Kommunikation von Wissen und Interessen hinausgeht (vgl. Baack 2015). Die vermehrte Digitalisierung von Arbeits- und Verwaltungsprozessen erfordert neue Kompetenzen für professionelles Handeln. Ebenso ist für eine professionelle Unterstützung von Adressat*innen der Sozialen Arbeit und deren Befähigung zu einer aktiven, gesamtgesellschaftlichen Teilhabe eine digitale und datenbezogene Sprach- und Vermittlungsfähigkeit Sozialer Arbeiter*innen von zentraler Bedeutung. Diese Daten-Sprachfähigkeit ist jedoch gerade bei den Studierenden der Sozialen Arbeit und in sozialen Berufen allgemein schwächer ausgeprägt, als dies von vielen Lehrenden oft vermutet wird. Gleiches trifft für Lehrende zu. Zwar lässt sich auch hier im natürlichen generationalen Prozess der Transformation von Lehre und Forschung (also der Adaption älterer Generationen auf neue Technologien; Übernahme von Verantwortung von in anderen Technologieparadigmen sozialisierten Generationen etc.) eine Integration neuer Technologien vor allem bezogen auf Mediennutzung feststellen (vgl. Weckend 2008, 37; Graf-Schlattmann 2020). Die institutionell bedingt langsamer

verlaufende Adaption im Hochschulforschungsbereich hingegen zeigt die Notwendigkeit eines stärkeren Fokus auf die aktive Einbindung neuer Kompetenzen, die für eine kritisch-reflektierende, partizipative Mitgestaltung in der Gesellschaft auf allen Ebenen notwendig ist. Ein tieferes Verständnis dieser Prozesse und der damit verbundenen Technologien im weiten Sinne (vgl. Banse & Hauser 2019) scheint hierbei unumgänglich. Datafizierung (Datafication) als Manifestation einer digitalisierten Implementierung der Informatisierung nimmt in immer mehr Bereichen unseres Alltags konkrete Formen an. Dies erfordert (Grund-)Kenntnisse gerade auch von Verantwortlichen in Lehre und Forschung auf breiter Ebene und nicht nur in spezialisierten Bereichen. Wenn Digitalisierung weitgehend als Vermittlung von Kompetenz im Umgang mit neuen Medien und Technologien verstanden wird, greift dies zu kurz. Vielmehr ist es notwendig, eine Sensibilität für den Einfluss der Veränderungen durch digital-kapitalistische Strukturen auf soziale Interaktion zu vermitteln. Dies kann nur gelingen, wenn Lehrende selber ein Verständnis der dahinterliegenden Technologien und deren Auswirkungen haben. Digital- und Datenkompetenz stellen somit eine Grundbedingung für Teilhabe aller Akteur*innen dar, sowohl der Lehr- und Forschungsverantwortlichen als auch der Studierenden. Digital und Data Literacy müssen nicht als abstraktes Wissen, sondern als Teil der Hochschulausbildung aktiv vermittelt werden, um dieses Ziel zu erreichen. Gleichzeitig bedarf es der erweiterten Kompetenzen, um Studierende in die Lage zu versetzen, sich selbständig weiterzubilden und ihre aktive Advokat*innenrolle in einer vom digitalen Kapitalismus geprägten hybriden und datenzentrierten Sozialstruktur auch künftig kritisch-reflexiv wahrnehmen zu können.

Quellenangaben

- Abeld, Regina (2017): Professionelle Beziehungen in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Auerswald, Philip E. (2017): The Code Economy. New York, NY: Oxford University Press.
- Baack, Stefan (2015): Datafication and Empowerment. In: *Big Data & Society*, 2 (2).
- Baldwin, Richard (2019): The Globotics Upheaval. London: Hachette UK.
- Banse, Gerhard & Hauser, Robert (2019): Technik und Kultur – ein Überblick. In: Grunwald, Armin (Hrsg.): *Technik und Kultur*. Karlsruhe: KIT, 17-40.
- Beer, David (2019): *The Data Gaze: Capitalism, Power and Perception*. Thousand Oaks, CA: SAGE.
- Behrisch, Lars (Hrsg.) (2006): *Vermessen, Zählen, Berechnen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Bengler, Klaus & Schmauder, Martin (2016): Digitalisierung. In: *Zeitschrift für Arbeitswissenschaft*, 70 (2), 75-76.
- Boes, Andreas (2005): Informatisierung. In: Soziologisches Forschungsinstitut (SOFI); Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB); Institut für sozialwissenschaftliche Forschung (ISF) & Internationales Institut für empirische Sozialökonomie (INIFES) (Hrsg.): *Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland*. Wiesbaden: VS, 211-244.
- Cope, Bill & Kalantzis, Mary (Hrsg.) (2000): *Multiliteracies*. London: Routledge.
- Dijck, Jose van (2014): Datafication, Dataism and Dataveillance. In: *Surveillance & Society*, 12 (2), 197-208.

- Drda-Kühn, Karin; Hahner, Renate & Schlenk, Evelyn (2018): Mit Smartphone, Tablet und Sozialen Medien – Online-Beratung und -Therapie für die Generation der „Digital Natives“. In: *e-beratungsjournal.net*, 14 (1), 3.
- Engel, Frank (2019): Beratung unter Onlinebedingungen. In: Rietmann, Stephan; Sawatzki, Maik & Berg, Mathias (Hrsg.): *Beratung und Digitalisierung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 3-39.
- Engelhardt, Emily M. (2018): *Lehrbuch Onlineberatung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ferscha, Alois (2007): *Pervasive Computing*. In: Mattern, Friedemann (Hrsg.): *Die Informatisierung des Alltags: Leben in smarten Umgebungen*. Berlin, Germany: Springer, 3-10.
- Fourcade, Marion & Healy, Kieran (2013): Classification situations. In: *Accounting, Organizations and Society*, 38 (8), 559-572.
- Frailon, Julian; Ainley, John; Schulz, Wolfram; Friedman, Tim & Duckworth, Daniel (2020): *Preparing for Life in a Digital World: IEA International Computer and Information Literacy Study 2018 International Report*. Cham: Springer International.
- Fuchs, Christian (2014): *Digital Labour and Karl Marx*. New York, NY: Routledge.
- Fuchs, Christian & Mosco, Vincent (Hrsg.) (2016): *Marx in the Age of Digital Capitalism*. Leiden: Brill.
- Goodfellow, Robin & Lea, Mary R. (2013): *Introduction: Literacy, the Digital, and the University*. In: Goodfellow, Robin & Lea, Mary R. (Hrsg.): *Literacy in the Digital University*. New York: Routledge.
- Goetz, André (2010): *The Immaterial*. London: Seagull Books.
- Graf-Schlattmann, Marcel; Meister, Dorothee M.; Oevel, Gudrun & Wilde, Melanie (2020): Kollektive Veränderungsbereitschaft als zentraler Erfolgsfaktor von Digitalisierungsprozessen an Hochschulen. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 15 (1): 19-39.
- Heidrich, Jens; Bauer, Fraunhofer; Iese, Fraunhofer & Krupka, Daniel (2018): *Future Skills: Ansätze zur Vermittlung von Data Literacy in der Hochschulbildung*. Arbeitspapier 37. Berlin: Hochschulforum Digitalisierung.
- Helbig, Christian (2017): Die Mediatisierung professionellen Handelns. In: *Medienpädagogik: Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung*, 27, 133-152.
- Hintz, Arne; Dencik, Lina & Wahl-Jørgensen, Karin (2018): *Digital Citizenship in a Datafied Society*. Cambridge, UK: Polity.
- Ifrah, Georges (2001): *The Universal History of Computing*. New York: John Wiley.
- Ihme, Jan Marten & Senkbeil, Martin (2017): Warum können Jugendliche ihre eigenen computerbezogenen Kompetenzen nicht realistisch einschätzen? In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, Hogrefe Verlag, 49 (1), 24-37.
- Jenkins, Henry (2009): *Confronting the Challenges of Participatory Culture*. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Kelleher, John D. & Tierney, Brendan (2018): *Data Science*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Knaus, Thomas (2018): *Technikkritik und Selbstverantwortung*. In: Niesyto, Horst; Moser, Heinz (Hrsg.): *Medienkritik im digitalen Zeitalter*. München: kopaed, 91-107.
- Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (2020): *Einleitung – Hintergrund und Zielsetzung des Handbuchs*. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz Juventa, 9-16.
- Kutscher, Nadia (2019): *Digitalisierung der Sozialen Arbeit*. In: Rietmann, Stephan; Sawatzki, Maik & Berg, Mathias (Hrsg.): *Beratung und Digitalisierung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 41-56.
- Labuhn, Andju Sara; Zimmerman, Barry J. & Hasselhorn, Marcus (2010): *Enhancing Students' Self-Regulation and Mathematics Performance*. In: *Metacognition and Learning*, 5 (2), 173-194.
- Lankshear, Colin & Knobel, Michele (Hrsg.) (2008): *Digital Literacies*. New York: Peter Lang.

- Littlejohn, Allison; Beetham, Helen & McGill, Lou (2013): Digital Literacies as Situated Knowledge Practices. In: Goodfellow, Robin & Lea, Mary R. (Hrsg.): *Literacy in the Digital University*. New York: Routledge, 126-136.
- Mattern, Friedemann (Hrsg.) (2007): *Die Informatisierung des Alltags*. Berlin: Springer.
- Mau, Steffen (2017): *Das metrische Wir*. Berlin: Suhrkamp.
- Mayer-Schönberger, Viktor & Ramge, Thomas (2018): *Reinventing Capitalism in the Age of Big Data*. New York: Basic Books.
- Menninger, Karl (1958): *Zahlwort und Ziffer: eine Kulturgeschichte der Zahl*. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Merkt, Marianne (2016): Zwischen individueller Kompetenzentwicklung und strategischem Qualitätsmanagement: Anforderungen an eine hochschuldidaktische Professionalisierung zur Entwicklung von Lehr- und Lernkulturen. In: Egger, Rudolf & Merkt, Marianne (Hrsg.): *Teaching Skills Assessments*. Wiesbaden: Springer VS, 7-26.
- Nassehi, Armin (2019): *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. Kindle. München: C.H. Beck.
- Neuhäuser, Alice & Klein, Martin (2019): *Digitalisierung und Datenschutz in der Sozialen Arbeit*. Köln: Katholische Hochschule NRW.
- OECD (2000): *Literacy in the Information Age: Final Report of the International Adult Literacy Survey*. Paris, France: Organisation for Economic Co-operation and Development (OECD).
- Otto, Hans-Uwe & Ziegler, Holger (Hrsg.) (2010): *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Paus, Eva & Ford, Martin (Hrsg.) (2018): *Confronting Dystopia: The New Technological Revolution and the Future of Work*. Ithaca, NY: ILR Press.
- Potter, John & McDougall, Julian (2017): *Digital Media, Culture and Education: Theorising Third Space Literacies*. London: Palgrave Macmillan.
- Rafferty, J. & Steyaert, J. (2007): *Social Work in a Digital Society*. In: Lymbery, Mark & Postle, Karen (Hrsg.), *Social Work*. London: SAGE, 165-176.
- Raley, Rita (2013): *Dataveillance and Countervailance*. In: Gitelman, Lisa (Hrsg.): „Raw Data“ Is an Oxymoron. Cambridge, MA: The MIT Press, 121-145.
- Rennstich, Joachim K. (2021): *Digitalkompetenz für Soziale Berufe*. In: Damberger, Thomas; Schell-Kiehl, Ines & Wahl, Johannes (Hrsg.): *Pädagogik, Soziale Arbeit und Digitalität*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Ridsdale, Chantel; Rothwell, James; Smit, Michael; Ali-Hassan, Hossam; Bliemel, Michael; Irvine, Dean; Kelley, Daniel; Matwin, Stan & Wuetherick, Bradley (2015): *Strategies and Best Practices for Data Literacy Education*. Halifax, NS: Dalhousie University.
- Rullani, Enzo (2011): *Ökonomie des Wissens: Kreativität und Wertbildung im Netzwerkkapitalismus*. Wien: Turia + Kant.
- Schiller, Dan (1999): *Digital Capitalism: Networking the Global Market System*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Schüller, Katharina; Busch, Paulina & Hindinger, Carina (2019): *Future Skills: Ein Framework für Data Literacy*. Arbeitspapier 47. Berlin: Hochschulforum Digitalisierung.
- Schulmeister, Rolf & Lovisach, Jörn (2017): *Mythen der Digitalisierung mit Blick auf Studium und Lernen*. In: Leineweber, Christian & Wit, Claudia de (Hrsg.): *Digitale Transformation im Diskurs*. Hagen: FernUniversität in Hagen, 1-21.
- Sevignani, Sebastian (2017): *Surveillance, Classification, and Social Inequality in Informational Capitalism*. In: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, 42 (1 (159)), 77-102.
- Skiena, Steven S. (2017): *The Data Science Design Manual*. Cham: Springer International.
- Smith, Woodruff D. (1984): *The function of commercial centers in the modernization of european capitalism*. In: *The Journal of Economic History*, 44 (4), 985-1005.
- Saab, Philipp (2019): *Digitaler Kapitalismus*. Berlin: Suhrkamp.

- Støle, Hildegunn (2018): Why Digital Natives Need Books. In: First Monday, 23 (10).
- Störmer, Eckhard; Patscha, Cornelius; Prendergast, Jessica; Daheim, Cornelia; Rhisiart, Martin; Glover, Peter & Beck, Helen (2014): The Future of Work: Jobs and Skills in 2030. Research Report 84. London, UK: UK Commission for Employment and Skills (UKCES).
- Wajcman, Judy (2015): Pressed for Time. Chicago: University of Chicago Press.
- Weber, Joshua (2020): Das Studium Sozialer Arbeit im Spiegel der Digitalisierung. In: Neue Praxis, 50 (2), 156-179.
- Weber, Steven (2017): Data, Development, and Growth. In: Business and Politics, 19 (3), 397-423.
- Wedekind, Joachim (2008): Medienkompetenz für (Hochschul-)Lehrende. In: zeitschrift für e-learning (2), 24-37.
- Wu, Tim (2017): The Attention Merchants. New York: Vintage Books.
- Zuboff, Shoshana (1988): In the Age of the Smart Machine. New York: Basic Books.
- Zuckerfeld, Mariano (2017): Knowledge in the Age of Digital Capitalism. London, UK: University of Westminster Press.

Jaqueline Veenker und Melanie Kubandt

Digitalisierung in Kindertagesstätten – Perspektiven von Lehrkräften an (Berufs-)Fachschulen für Sozialpädagogik

Zusammenfassung

In pädagogischen Kontexten gilt es kritisch zu reflektieren, welche Chancen und Herausforderungen in der Nutzung digitaler Medien und Geräte existieren, damit digitale Neuerungen aktiv, pädagogisch sinnvoll und sicher für Kinder nutzbar sind. Als Multiplikator*innen treten insbesondere Lehrer*innen an (Berufs-)Fachschulen hervor, die Erzieher*innen ausbilden. Denn Erzieher*innen obliegt die Aufgabe, Kinder an einen verantwortungsbewussten Umgang mit digitalen Medien heranzuführen. Letztere zeigen jedoch häufig Beharrungs- und Bewahrtendenzen zum Thema Digitalisierung und (digitaler) Mediennutzung. Lehrkräfte stehen somit im Sinne des doppelten Theorie-Praxis-Bezuges vor der Herausforderung, einer unreflektierten Bewahrpädagogik präventiv entgegenzuwirken und zukünftige pädagogische Fachkräfte darauf vorzubereiten, Kindern eine bewusstere Haltung zum digitalen Wandel zu ermöglichen. In diesem Artikel werden hierzu erste empirische Erkenntnisse aus Interviews aus einer Promotionsstudie vorgestellt. Der Fokus liegt dabei auf subjektiven Sichtweisen von (Berufs-)Fachschullehrer*innen im Hinblick auf professionelle Perspektiven zur Relevanz von Digitalisierung in Kindertageseinrichtungen und in der Ausbildung von pädagogischen Fachkräften.

1 Hintergrund: Digitalisierung im Kontext von Kindheit und Kindertagesstätten

Im Folgenden werden erste empirische Erkenntnisse der Interviewstudie „Zur Relevanz von Digitalisierung in Kindertagesstätten“ vorgestellt. Der Fokus des Beitrags liegt dabei primär auf Perspektiven von Fachschullehrer*innen für Sozialpädagogik im Kontext der Bedeutung von Digitalisierung in Kindertageseinrichtungen und in der Ausbildungssituation von Erzieher*innen. Denn immer mehr Studien, wie beispielsweise die miniKIM-Studie „Kleinkinder und Medien 2014“ und die FIM-Studie „Familie, Interaktion, Medien 2016“ kommen zu dem Schluss, dass Kinder von frühester Kindheit mit Medien konfrontiert

und hierbei bereits selbst Besitzer*innen bzw. Nutzer*innen digitaler Medien und Endgeräte sind (vgl. mpfs 2015; 2017). Demzufolge ist der digitale Wandel allgegenwärtiger Bestandteil in Kindheiten und der Einsatz digitaler Medien wird nicht nur im familiären Umfeld, sondern auch für das Feld der Kindertagesstätten thematisiert. Vor diesem Hintergrund werden Kindertagesstätten als eine der primären Sozialisationsinstanzen verstanden, die vom digitalen Wandel aktiv betroffen sind, sodass die pädagogische Arbeit durch diesen verstärkt beeinflusst werde und daher hier bereits fachlich Bezug genommen werden müsse (vgl. u.a. Kutscher & Schäfer-Biermann 2018). Dies resultiert nicht nur daraus, dass Kinder, die in Kindertagesstätten sind, in ihrer Familie und ihrem sozialen Umfeld mit digitalen Innovationen in Kontakt kommen, sondern ebenso daraus, dass digitale Bildung und Erziehung nicht mehr ausschließlich in und für Schulen gefordert wird, sondern der Ruf nach einer solchen auch in Kindertagesstätten immer lauter wird (vgl. u.a. Friedrichs-Liesenkötter 2020, 442). Argument hierbei ist u.a. auch eine Orientierung am lebensweltorientierten Ansatz. Damit digitale Medien in Institutionen der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung (FBBE) Verwendung finden, sind laut Lepold und Ullmann (2018) nicht nur finanzielle Mittel notwendig, sondern ebenso pädagogische Fachkräfte, die bereit und fachlich kompetent sind, Kinder beim Umgang mit unterschiedlichen digitalen Medien spielerisch und angemessen zu begleiten, damit diese einen bewussten Umgang erlernen und sowohl die positiven als auch die herausfordernden Seiten kennenlernen, um ihren digitalen Lebensraum aktiv mitgestalten zu können (vgl. Lepold & Ullmann 2018, 12). Eder und Roboom (2016) verweisen darauf, dass medienpädagogische Arbeit in Form gezielter Angebote im Kita-Alltag stattfinden könnte und sollte. Dabei sei es wichtig, dass Möglichkeitsräume geschaffen würden, das jeweilige digitale Medium gemeinsam mit den Kindern zu entdecken. In diesem Zusammenhang werden u.a. von Lorenz und Bos (2017) beispielsweise Tablets für den Bildungseinsatz favorisiert, durch die eine frühe digitale Medienerziehung sinnvollerweise erfolgen könne (vgl. Lorenz & Bos 2017, 16f.). Digitale Geräte sollten dabei laut der Autor*innen weder persönliche Beziehungen, das Lernen in der Natur noch reale Lebenserfahrungen ersetzen. Das würde beispielsweise bedeuten, dass ein Tablet nur dann genutzt wird, wenn es einen Zweck erfüllt und die Nutzung zeitlich begrenzt ist. Des Weiteren ist bei kindlicher digitaler Mediennutzung laut Anfang, Demmler, Lutz und Struckmeyer (2015) ebenso auf eine adäquate Begleitung durch medienkompetente pädagogische Fachkräfte zu achten, um Kindern einen sicheren Umgang zu gewährleisten und Unsicherheiten sowie Gefahren präventiv zu begegnen (vgl. Anfang u.a. 2015, 226). Oberstes Gebot gemäß den Empfehlungen der UNICEF ist in diesem Zusammenhang zunächst, die Privatheit und Identität der Kinder zu schützen (vgl. UNICEF 2017, 12). Aus Sicht von Lepold und Ullmann (2018) ist es als pädagogische Fachkraft darüber hinaus zentral, nicht

nur selbst digitale Angebote zu implementieren, sondern auch mediale Erlebnisse und Erfahrungen der Kinder aufzugreifen und kindgerecht zu thematisieren. Sich dem Thema digitale Medien in Kindertageseinrichtungen zu verschließen, ist laut Eder und Roboom (2016) hingegen nicht sinnvoll, da gerade Kindertagesstätten ein geeigneter Ort sein können, an dem Kinder spielerisch den Umgang mit digitalen Medien erlernen, damit einem unreflektierten Konsumieren präventiv begegnet wird (vgl. Eder & Roboom 2016, 26f.).

Allerdings zeigt sich aktuell für das Praxisfeld der Kindertageseinrichtungen, dass digitale Technologien laut Friedrichs-Liesenkötter (2020) primär bzw. in der Regel lediglich in „der Administration, der Dokumentation der kindlichen Entwicklung und dem Austausch mit Eltern“ (Friedrichs-Liesenkötter 2020, 442) verwendet werden. Dies ist anschlussfähig an weitere empirische Erkenntnisse von Friedrichs-Liesenkötter (2016), die innerhalb ihrer qualitativen Studie zur Medienerziehung in Kindertageseinrichtungen darauf verweist, dass der überwiegende Anteil ihres Samples von zukünftigen Erzieher*innen den Einsatz digitaler Medien in Kindertageseinrichtungen als nicht pädagogisch wertvoll einschätzt. Insgesamt rekonstruiert Friedrichs-Liesenkötter (2018) empirisch zwei verschiedene Typen zukünftiger Erzieher*innen. Der Großteil der Auszubildenden sieht die „Kita als Schutzraum vor ‚schlechten‘ elektronischen Medien“ (Typ I). Einige wenige Auszubildende des Typs II verknüpfen die „Medienerziehung auch mit Einsatz digitaler Medien [...] als Aufgabe der Kita“ (Friedrichs-Liesenkötter 2018, 69). Die zukünftigen Erzieher*innen des Typs II zeigen zwar eine höhere Offenheit digitalen Medien gegenüber, sind allerdings nichtsdestotrotz in der pädagogischen Praxis kaum selbst medienpädagogisch tätig. Demgemäß geht eine höhere Akzeptanz gegenüber dem Themenkomplex Digitalisierung nicht zwangsläufig mit einem Transfer in die pädagogische Praxis einher (vgl. ebd., 70). Hier zeigen sich deutliche Anknüpfungspunkte an Perspektiveinnahmen, die sich auch in der hier vorgestellten Studie offenbaren, die sich jedoch auf Ebene der (Berufs-) Fachschullehrkräfte rekonstruieren lassen. Diese Interviewstudie wird zunächst unter Abschnitt 2 vorgestellt, bevor im 3. Abschnitt der Auszug empirischer Erkenntnisse im Fokus der Ausführungen steht, die unter 4. diskutiert und in übergeordneten Schlussfolgerungen für das Feld der fachschulischen Ausbildung münden.

2 Interviewstudie „Zur Relevanz von Digitalisierung in Kindertagesstätten“

Im Folgenden werden exemplarische Forschungsergebnisse einer qualitativen Promotionsstudie (Laufzeit 2018-2021) vorgestellt, die die Relevanz von Digitalisie-

rungsprozessen in Kindertagesstätten aus Sicht von pädagogischen Fachkräften und (Berufs-)Fachschnullehrer*innen der Fachrichtung Sozialpädagogik empirisch fokussiert. In dieser Studie ist die Fragestellung leitend, wie und mit welchen Perspektiven pädagogische Fachkräfte und (Berufs-)Fachschnullehrer*innen Digitalisierung und digitalen Wandel in sozialpädagogischer Praxis von Kindertagesstätten und in der Ausbildung von Erzieher*innen wahrnehmen. Dazu wurden in den Jahren 2019 und 2020 acht leitfadengestützte Interviews mit zehn Erzieher*innen der Auszeichnungsinitiative „Es funktioniert?!“¹ in Bayern und acht Interviews mit acht Lehrkräften – Referendar*innen, Studienrät*innen, Koordinator*innen und einem Schulleiter – an (Berufs-)Fachschnulen in Niedersachsen und Hamburg geführt und mithilfe der Grounded Theory (Strauss & Corbin 1996) und in Anlehnung an Prinzipien der Sequenzanalyse nach Behrend und Ludwig-Mayerhofer (2006) ausgewertet. Besonders interessant ist im Kontext der Datenerhebung, dass die Interviews mit den Erzieher*innen zeitlich vor der Covid-19-Pandemie geführt wurden und die Interviews mit den Lehrkräften während der Pandemie. Dies galt es bei der Analyse und Interpretation der erhobenen Daten zu berücksichtigen, da Digitalisierungsprozesse und die Nutzung digitaler Technologien durch diese Pandemie in privaten und beruflichen Bereichen u.a. durch digitales Homeschooling, Homeoffice, Kontaktbeschränkungen und Ausgangssperren intensiviert wurden. Diese zunehmenden Digitalisierungstendenzen wurden seitens einer befragten Lehrkraft treffend als „sehr großer Veränderungsprozess“ (I3, Z. 23) beschrieben.²

Da es zur Relevanz von Digitalisierung in Kindertagesstätten bisher nur wenige empirische Erkenntnisse gibt (vgl. u.a. Friedrichs-Liesenkötter 2016), wird der Schwerpunkt nachfolgend auf erste Ergebnisse aus den Leitfadeninterviews mit

1 Die seit 2005 existierende Auszeichnungsinitiative „Es funktioniert?!“ – Technische Projekte in Kindergarten, Hort und Grundschule – ist eines von 16 Angeboten der Bildungsinitiative Technik – Zukunft in Bayern 4.0. Projektträgerin ist das Bildungswerk der Bayerischen Wirtschaft e. V. Innerhalb dieses Wettbewerbs sind alle bayerischen Kindergärten, Horte und Grundschulen dazu eingeladen, ein naturwissenschaftliches oder technisches Projekt durchzuführen und anschließend beim Bildungswerk der Bayerischen Wirtschaft e. V. einzureichen. Eine Jury aus Pädagog*innen, Wirtschaftsvertreter*innen und Bildungsexpert*innen bewertet die eingereichten Projekte und zeichnet besonders gelungene Projekte aus.

2 Bis dato liegen zwar erste, aber noch keine umfassenden empirischen Forschungserkenntnisse vor, wie die Corona-Pandemie die Lebenswelten von Menschen, ihren Alltag und ihr Schul-/Berufsleben verändert hat. Festzustellen ist jedoch, dass diese Pandemie zu einem Anstieg der Nutzung digitaler Technologien geführt hat, wie u.a. durch Homeoffice und Homeschooling erkennbar ist. Erste Erkenntnisse dazu lassen sich im Digitalpakt Deutschland (Bitkom 2020a) sowie bei Dräger (2020) finden, der für die Bertelsmann Stiftung zur Corona-Krise und digitalem Lernen in der Schule arbeitet. In Kindertageseinrichtungen verhält es sich mit einem Aufschwung von Digitalisierung zu Coronazeiten schleppend, was z.B. bei Espenhorst (2020) in einem Blogbeitrag des Paritätischen Gesamtverbandes nachzulesen ist.

den interviewten (Berufs-) Fachschullehrkräften der Fachrichtung Sozialpädagogik gelegt. Die Erkenntnisse aus den Interviews mit den Erzieher*innen bleiben an dieser Stelle vorerst unberücksichtigt.

3 Perspektiven auf Digitalisierungsprozesse von Lehrkräften an (Berufs-)Fachschulen für Sozialpädagogik

In Bezug auf die im Folgenden nachgezeichneten Perspektiven, welche Lehrkräfte an (Berufs-)Fachschulen für Sozialpädagogik zu Digitalisierung in sozialpädagogischer Praxis von Kindertagesstätten und in der Ausbildung von Erzieher*innen einnehmen, ist bereits auf übergeordneter Ebene festzuhalten, dass im Unterschied zu den interviewten Erzieher*innen alle befragten Lehrer*innen prinzipiell die Notwendigkeit sehen, das Thema der Digitalisierung als integralen Bestandteil der Kindheit in den sozialpädagogischen Unterricht zu implementieren, da Digitalisierung als Teil der kindlichen Lebenswelten anzuerkennen ist, wie eine Lehrkraft in ihrer Aussage „diese Generation, die jetzt aufwächst, die wächst mit diesen Dingen AUF, die HAT keine Wahl mehr“ (I1, Z. 765f.) bestätigt. Zu unterrichtlichen Schwerpunkten gehört nach Meinung der Lehrer*innen beispielsweise die Thematisierung der Nutzung von digitalen Medien und Geräten in Kindertageseinrichtungen, wie von Tablets, Apps und digitalem Spielzeug, ebenso das Problematisieren von Datenschutz, Algorithmen und Künstlicher Intelligenz (KI) und das Aufgreifen von Lebenswelten, Mediensozialisation, Medienbiografien und Medienbildung. Ebenso nennen sie das Diskutieren von Chancen und Herausforderungen des digitalen Wandels. So äußert sich eine Lehrkraft auf die Frage, ob sie eine Notwendigkeit darin sieht, das Thema der Digitalisierung als Bestandteil der Kindheit in den sozialpädagogischen Unterricht zu implementieren, wie folgt: „Ja und zwar explizit. Also du wirst es herausgehört haben, ja, sehe ich so. Und vielleicht da nur die Konkretisierung, ich versuche mich knappzuhalten, EXPLIZIT“ (I1, Z. 457f.). Hier ist erkennbar, dass die Lehrkraft zwei Mal das Adjektiv „explizit“ nennt, das synonym auch für „ausdrücklich“ verwendet werden kann. Der Notwendigkeit einer fachlichen Berücksichtigung von Digitalisierungsprozessen verleiht dies besonderen Nachdruck. Eine weitere Lehrkraft bezieht sich in ihrer Antwort auf dieselbe Frage besonders auf den Lebensweltbezug, der in der pädagogischen Arbeit in Kindertageseinrichtungen immer mitzudenken ist. So heißt es an einer Stelle:

„Ja, es muss ja, also man kann es gar nicht verneinen, weil es ist Fakt und äh wenn ich die Lebenswelt von Kindern bei meinen pädagogischen Überlegungen berücksichtige, das muss ich, ansonsten mache ich eine Pädagogik, die lebensweltfern ist, muss ich natürlich das Thema Digitalisierung mit einbeziehen, das ist völlig klar.“ (I8, Z. 267-270)

Auch die Ergebnisse der miniKIM-Studie 2014, der FIM-Studie 2016 und der KIM-Studie 2018 vom medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest (mpfs) verdeutlichen, dass digitale Medien integraler Bestandteil der Lebenswelten von Kindern sind (vgl. u.a. mpfs 2015, 2017, 2019).

Was die Lehrkräfte an der (intensiven) Thematisierung von Digitalisierung und digitalem Wandel in ihrem sozialpädagogischen Unterricht hindert, ist laut ihnen eine fehlende Verankerung dieses Themenkomplexes in Curricula und Rahmenlehrplänen, die für sie in der Unterrichtsplanung leitend sind. Durch diese curriculare Dethematisierung wird Digitalisierung als „Randthema“ deklariert, was die Lehrkräfte als unzureichend empfinden, da „Digitalisierung [...] heutzutage kein Randthema mehr [ist]“ (I2, Z. 302). Für eine weitere Lehrkraft (I5) ist es wichtig, dass Digitalisierung „erst mal Bestandteil der Module sein muss, um sich überhaupt damit auseinanderzusetzen“ (I5, Z. 330f.). Ebenso wird vermehrt kritisiert, dass Digitalisierung lediglich als „Querschnittsaufgabe“ (I7, Z. 113) in den Rahmenrichtlinien vermerkt ist. In diesem Zusammenhang heißt es:

„[...] ich sehe es auch in der derzeitigen Ausbildung äh, dass es zwar laut den Rahmenrichtlinien eine Querschnittsaufgabe darstellt, auch die pädagogischen Fachkräfte darauf vorzubereiten, aber so richtig realisiert wird das meiner Meinung nach noch nicht. Also es gibt in den Rahmenrichtlinien ja kein festes Modul, was sich damit beschäftigt, es gibt zwar hin und wieder mal eine kleine Nennung äh zum Thema Medien, aber so explizit erwähnt als Thema wird es nicht und äh das finde ich muss dringend auch in die Ausbildung implementiert werden.“ (I7, Z. 113-119)

Als Zwischenfazit kann resümiert werden, dass zwar von allen interviewten Lehrkräften die Relevanz einer Thematisierung von Digitalisierung und digitalem Wandel für den sozialpädagogischen Unterricht anerkannt und explizit betont wird, eine Thematisierung im eigenen Unterricht und in den eigenen Einrichtungen jedoch größtenteils ausbleibt oder in einem nur sehr geringen Umfang realisiert wird, da Curricula und Rahmenlehrpläne keine Unterrichtszeit durch spezifische Lernfelder oder Module dafür einräumen. Folglich ist eine Ambivalenz zwischen Interessensbekundungen und deutlichen Relevanzsetzungen der Notwendigkeit von Digitalisierungsinhalten in Ausbildungssettings einerseits und Zuständigkeiten der konkreten Realisierung in eben diesen Settings andererseits, sowohl individuell für sie selbst als auch kollektiv in den eigenen Einrichtungen, zu erkennen. Kollektiv verweist in diesem Kontext darauf, dass sich nach Meinung der befragten Lehrkräfte auch ihre Kolleg*innen nicht verantwortlich fühlen, die aktuelle Thematik der Digitalisierung in den sozialpädagogischen Unterricht zu implementieren. Eine Lehrkraft äußert in diesem Kontext ihre empfundene Hoffnungslosigkeit: „innerhalb des Kollegiums breite Flur pff, vergiss es. Ja, also da gibt's kaum, da hab ich auch wenig Hoffnung“ (I1, Z. 332f.). In ähnlicher Weise wird von einer weiteren Lehrkraft gesagt: „Ich denke aber, es ist aktueller denn je

und eigentlich müssen sich alle meine Kolleginnen und Kollegen damit auseinandersetzen, tatsächlich ist das aber im Lehrerzimmer auch kein Thema“ (I7, Z. 154ff.). Was von einer anderen Lehrkraft angemerkt wird, ist, dass von ihm als junger Kollege erwartet wird, dass er „Experte“ (I5, Z. 59) im Bereich Digitalisierung ist. Er selbst sagt dazu: „bin ich aber überhaupt nicht“ und fügt hinzu, dass es seiner Ansicht nach „nicht allein eine Sache des Alters [ist], ob man allein Interesse hat oder ob man eine Leidenschaft entwickelt oder nicht“ (I5, Z. 60f.). Hier wird exemplarisch deutlich, dass jüngere Lehrkräfte sich nicht zwangsläufig besonders für Digitalisierung interessieren, wie gesellschaftlich häufig insbesondere den sogenannten *digital natives* zugeschrieben wird, geschweige denn sich verantwortlich und kompetent fühlen, diese Thematik in den Unterricht zu implementieren (vgl. hierzu auch Friedrichs-Liesenkötter 2016, 18).

Die Analyse der Interviews hat zudem gezeigt, dass die Lehrer*innen der pädagogischen Begleitung der kindlichen digitalen Mediennutzung durch die Erzieher*innen in Kindertagesstätten eine besonders hohe Bedeutung zuschreiben. I1 sagt in diesem Kontext „Das ist eigentlich das Entscheidendste“ (I1, Z. 244f.). I7 verweist ebenfalls auf die hohe Bedeutsamkeit der pädagogischen Begleitung der kindlichen digitalen Mediennutzung seitens der Erzieher*innen. Auf die Frage, welche Rolle diese pädagogische Begleitung spielt, erklärt diese Lehrkraft:

„Eine sehr sehr sehr sehr sehr große Rolle. Die pädagogischen Fachkräfte sind ja im Prinzip dafür verantwortlich, dass altersgemäße und auch bedürfnisorientierte Medien eingesetzt werden und diese auch vor allem äh adäquat begleitet werden.“ (I7, Z. 103ff.)

Es ist somit bedeutend, dass die Schüler*innen die Chance haben, diese Expertise im schulischen Ausbildungskontext zu entwickeln, damit sie kritisch-reflexiv, professionell und kompetent als Begleiter*innen der kindlichen digitalen Mediennutzung agieren und Kinder dazu befähigen, zu aktiven Mediennutzer*innen und medienkompetenten Gestalter*innen einer digitalisierten Zukunft heranzuwachsen. Bereits 2017 schrieb UNICEF, dass „die Gestaltung der digitalen Welt für Kinder [...] eine zentrale Zukunftsaufgabe“ (UNICEF 2017, 2) ist, an der auch pädagogische Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen mit einer hohen Verantwortung mitwirken. Dass Digitalisierung seitens der Auszubildenden jedoch auch kein fachlich eingebrachtes Thema ist und daher weder von Seiten der Lehrkräfte noch von Seiten der Schüler*innen thematisiert wird, zeigt sich wiederholt in den Interviews. Beispielsweise antwortet I1 auf eine Frage nach der fachlichen Relevanz des Themas Digitalisierung für die Schüler*innen selbst: „Nein (lacht). Sorry, da kann ich auch nicht mehr dazu sagen, außer nein“ (I1, Z. 343). I8 erklärt in ähnlicher Weise: „Da müsste ich jetzt spekulieren oder mir irgendwelche Sachen aus den Fingern saugen“ (I8, Z. 247f.). Sofern das Thema des digitalen Wandels für die Bereiche Kindheit und Kindertagesstätte in unterrichtlichen Kontexten zur Sprache kommt, nehmen die Lehrer*innen bei den Schüler*innen eine ambi-

valente bzw. nicht vorhandene Haltung zu Digitalisierung in der Kindheit wahr. I1 erklärt: „Bezogen auf meine ganze Erfahrung würde ich sagen „sehr divergent“ (I1, Z. 282). Ebenso wird von einer „sozial erwünschte[n] Norm“ gesprochen, da Schüler*innen vermehrt davon ausgehen, dass „digitale Medien [...] schlecht [sind]“ (I4, Z. 198) für Kinder, die Schüler*innen selbst aber „Medienjunkies“ (I4, Z. 200) sind.

4 Resümee und Ausblick

Resümierend lässt sich festhalten, dass sich die Perspektiven der (Berufs-)Fachschullehrkräfte auf die Bedeutung von Digitalisierungsprozessen in Kindertagesstätten und in der Erzieher*innenausbildung zwischen den Polen *Anerkennung* versus *Nicht-Realisierung* bewegen³. Einerseits heben die Fachschullehrkräfte zwar die hohe Bedeutung des Themenkomplexes sowohl für die (berufs-)fachschulische Ausbildung als auch für die Arbeit in Kindertagesstätten deutlich hervor, sie sehen sich andererseits allerdings nicht in der Pflicht, eine Verwirklichung dieses Anspruches eigenaktiv zu realisieren, was sie durch einen Rekurs auf aus ihrer Sicht fehlende (curriculare) Rahmenbedingungen legitimieren. Hier finden sich deutliche Anschlüsse an die empirischen Erkenntnisse von Friedrichs-Liesenkötter (2016) und den von ihr rekonstruiertem TYP II von zukünftigen Erzieher*innen (Friedrichs-Liesenkötter 2016, 70). Sowohl die zukünftigen Erzieher*innen des TYP II als auch die in der vorliegenden Studie interviewten Lehrkräfte betonen zwar die Wichtigkeit der Implementierung und Beschäftigung mit Digitalisierungskontexten in Ausbildung und Kita, werden aber selbst nicht tätig, um diese Ansprüche zu verwirklichen. Hierbei zeigt sich bei den interviewten Lehrkräften, dass sie sich gleichzeitig auch in einem Spannungsfeld zwischen *Wunsch/Anspruch* und *Realitätsbeschreibung* positionieren. Die Bereitschaft und Offenheit der Fachschullehrer*innen führt demnach nicht dazu, dass sie die Digitalisierung und den Medieneinsatz selbst vorantreiben und in ihren Unterricht integrieren. Hier wird eine Ambivalenz zwischen *normativem Anspruch* und *persönlicher fachlicher Identifikation* sichtbar. So scheinen die interviewten Fachschullehrkräfte zwar überzeugt, dass es nicht sinnvoll ist, sich dem Thema (digitale) Medien in Kindertagesstätten und auch in der fachschulischen Ausbildung zu verschließen,

3 An dieser Stelle sei nur am Rande erwähnt, dass die in der vorgestellten Studie interviewten Erzieher*innen hingegen tendenziell eine ablehnende Haltung gegenüber digitalen Medien im Kontext Kita zeigten. Diese Haltung erstaunt in der hier vorgestellten Studie umso mehr, da ausschließlich Erzieher*innen interviewt wurden, die sich erfolgreich am Projekt „Es funktioniert“ beteiligt haben, das u.a. das Ziel hat, MINT-Themen und Digitalisierung bereits in frühen Bildungsinstitutionen voranzutreiben und nachhaltig zu implementieren.

in der Verantwortung sehen sie sich jedoch nur nachgeordnet. Stattdessen seien übergeordnete Ebenen wie Bildungspolitik und curriculare Rahmenbedingungen in der Pflicht, diese Themen zu implementieren. Der Status von Digitalisierung als Querschnittsdimension bzw. -aufgabe in den Rahmenrichtlinien erweist sich jedoch als offenbar problematisch. Denn im Grunde könnte mit diesem Status als Querschnittsaufgabe die hohe Bedeutsamkeit argumentiert und für den Unterricht curricular legitimiert werden, da dieses Themenfeld nicht nur für einzelne Modulebenen als relevant gilt, sondern durchgängig. Das Gegenteil scheint in der Auslegung der Lehrkräfte jedoch der Fall zu sein: aus *durchgängig relevant* wird offenbar *nicht inhaltlich genug verankert*. Dies führt dazu, dass sich die interviewten Fachschullehrer*innen nicht in der Verantwortung sehen, die fachlichen Aufgaben zu übernehmen, die sich im Kontext von Digitalisierung und digitalen Medieneinsatz in Kitas und Ausbildung zeigen. Um Vorurteile und fehlendem Wissen digitalen Medien und Geräten gegenüber konstruktiv zu begegnen, ist es allerdings unabdingbar, dass Lehrkräfte den Auszubildenden in fachschulischen Settings ihre Vorbild- und Multiplikator*innenfunktion in der pädagogischen Arbeit deutlich machen, damit die zukünftigen Erzieher*innen darum wissen, dass digitale Medien nicht als Ersatz anderer pädagogischer Tätigkeiten und kindlicher Erfahrungen dienen, sondern vielmehr als sinnvolle Ergänzung (vgl. Lubitz & Witting 2018, 198). Hierbei vernachlässigen die interviewten Fachschullehrer*innen im Sinne des sozialdidaktischen Grundprinzips des doppelten bzw. dreifachen Theorie-Praxisbezugs (Karsten 2003, 357, 359) jedoch, dass sie analog des späteren Verhältnisses zwischen Erzieher*innen und Kindern in den pädagogischen Einrichtungen als zentrale pädagogische Vorbilder für ihre Schüler*innen wirken und damit auch konkret in der Verantwortung stehen, wenn es um Funktionen als fachliche Vorreiter*in geht. Zielführend ist es demnach nicht, digitale Medien in Ausbildungssettings bewusst zu dethematisieren bzw. mit Rekurs auf mangelnde Rahmenbedingungen als Lehrkräfte im eigenen Unterricht als Querschnittsdimension zu vernachlässigen. Ziel müsste es vielmehr sein, durch den eigenen reflexiven Umgang und fachlichen Einsatz diverser digitaler Medien im Unterricht im Sinne einer alltagsintegrierten Mediennutzung und -bildung zukünftige pädagogische Fachkräfte dabei zu unterstützen, dass sie Kindern in der pädagogischen Arbeit ein mediales Bewusstsein, Medienkompetenzen und ein aktives und kritisch-reflektiertes Partizipieren an digitalen Medien ermöglichen, um Kinder auf ein Leben vorzubereiten, das zumindest in Teilen digitalisiert sein wird.

In Bezug auf hier exemplarisch aufgegriffene Erkenntnisse aus der Interviewstudie möchten wir unsere Ausführungen daher mit einem Zitat abschließen, das aus unserer Sicht genau darauf verweist, worum es zukünftig gehen muss, nämlich, um die Verantwortung aller beteiligten Personen und Strukturen im Feld der FBBE: „[D]er digitale Wandel ist weder gut noch böse – er birgt vielmehr Chancen und

Risiken. Wenn er gelingen soll, wenn die Chancen genutzt und die Risiken minimiert werden sollen, ist es Aufgabe der Gesellschaft als Ganzes, hier gestaltend aktiv zu werden“ (BMFSFJ 2017, 42).

Quellenangaben

- Anfang, Günther; Demmler, Kathrin; Lutz, Klaus & Struckmeyer, Kati (2015): wischen klicken knip-sen: Medienarbeit mit Kindern. München: kopaed.
- Behrend, Olaf & Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (2006): Einige einführende Anmerkungen zur sequenzanalytischen Interpretation von Daten. Online unter: <https://www.uni-siegen.de/phil/sozialwissenschaften/soziologie/mitarbeiter/ludwig-mayerhofer/sequenzanalyse-lfp-bose-2006.pdf> (Abrufdatum: 06.12.2020).
- Bitkom (2020): Digitalpakt Deutschland. Online unter: https://www.bitkom.org/sites/default/files/2020-04/200430_digitalpakt-deutschland_0.pdf (Abrufdatum: 25.11.2020).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2017): Digitale Agenda für eine lebenswerte Gesellschaft. Berlin.
- Dräger, Jörg (2020): Die Corona-Krise als Brennglas: Sechs Beobachtungen und sechs Schlussfolgerungen zum digitalen Lernen in der Schule. Online unter: <https://www.digitalisierung-bildung.de/2020/05/19/die-corona-krise-als-brennglas-sechs-beobachtungen-und-sechs-schlussfolgerungen-zum-digitalen-lernen-in-der-schule/> (Abrufdatum: 25.11.2020).
- Eder, Sabine & Roboom, Susanne (2016): Kamera, Tablet & Co. im Bildungseinsatz. Frühkindliche Bildung mit digitalen Medien unterstützen. In: Lauffer, Jürgen & Röllecke, Renate (Hrsg.): Krippe, Kita, Kinderzimmer. Medienpädagogik von Anfang an. Medienpädagogische Konzepte und Perspektiven. München: kopaed, 25-35.
- Eder, Sabine & Roboom, Susanne (2018): Big Data im Kinderzimmer – „Big Job“ für die Kita!? Digitalisierung, Dataifizierung und pädagogische Positionierung. In: Brandt, J. Georg; Hoffmann, Christine; Kaulbach, Manfred & Schmidt, Thomas (Hrsg.): Frühe Kindheit und Medien. Aspekte der Medienkompetenzförderung in der Kita. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, 123-143.
- Espenhorst, Niels (2020): Große Hoffnung, wenig Erwartung: Die Corona-KiTa-Rat-losigkeit. Online unter: <https://www.der-paritaetische.de/schwerpunkt/digitalisierung/blogbeitraege/article/2020/08/24/grosse-hoffnung-wenig-erwartung-die-corona-kita-rat-losigkeit/> (Abrufdatum: 25.11.2020).
- Friedrichs-Liesenkötter, Henrike (2016): Medienerziehung in Kindertagesstätten. Habitusformationen angehender ErzieherInnen. Wiesbaden: Springer VS.
- Friedrichs-Liesenkötter, Henrike (2018): „Und das Handy hat sie von der Zahnfee gekriegt.“ – Medienerziehung in Kindertagesstätten unter dem Blickwinkel des medienerzieherischen Habitus angehender ErzieherInnen. In: Brandt, J. Georg; Hoffmann, Christine; Kaulbach, Manfred & Schmidt, Thomas (Hrsg.): Frühe Kindheit und Medien. Aspekte der Medienkompetenzförderung in der Kita. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, 53-76.
- Friedrichs-Liesenkötter, Henrike (2020): Digitalisierung in der frühkindlichen Bildung – von der digitalen Platzvergabe bis zu Medienerziehung und -bildung. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, 442-456.
- Karsten, Maria-Eleonora (2003): Sozialdidaktik – zum Eigensinn didaktischer Reflexionen in den Berufsausbildungen für soziale und sozialpädagogische (Frauen-)Berufe. In: Schlüter, Anne (Hrsg.): Aktuelles und Querliegendes zur Didaktik und Curriculumentwicklung. Festschrift für Werner Habel. Bielefeld, 350-374.

- Karsten, Maria-Eleonora; Bock, Karin & Braches-Chyrek, Rita (2019): Digitalisierungsdiskurse im Dispositiv – ein virtuelles Gespräch. In: Soziale Passagen. Journal für Empirie und Theorie Sozialer Arbeit: Digitalisierung. Heft 2/2019. Wiesbaden: Springer VS, 345-350.
- Kutscher, Nadia & Schäfer-Biermann, Birgit (2018): Sozialpädagogische Aspekte der Medienbildung. In: Brandt, J. Georg; Hoffmann, Christine; Kaulbach, Manfred & Schmidt, Thomas (Hrsg.): Frühe Kindheit und Medien. Aspekte der Medienkompetenzförderung in der Kita. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, 161-180.
- Lepold, Marion & Ullmann, Monika (2018): Digitale Medien in der Kita. Alltagsintegrierte Medienbildung in der pädagogischen Praxis. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder GmbH.
- Lorenz, Ramona & Bos, Wilfried (2017): Schule digital – der Länderindikator 2017. In: Lorenz, Ramona; Bos, Wilfried; Endberg, Manuela; Eickelmann, Birgit; Grafe, Silke & Vahrenhold, Jan (Hrsg.): Schule digital – der Länderindikator 2017. Schulische Medienbildung in der Sekundarstufe I mit besonderem Fokus auf MINT-Fächer im Bundesländervergleich und Trends von 2015 bis 2017. Münster: Waxmann, 11-35.
- Lubitz, Ilona & Witting, Tanja (2018): Digital-interaktive Medien in der frühen Kindheit. In: Brandt, J. Georg; Hoffmann, Christine; Kaulbach, Manfred & Schmidt, Thomas (Hrsg.): Frühe Kindheit und Medien. Aspekte der Medienkompetenzförderung in der Kita. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, 181-200.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2015): miniKIM 2014. Kleinkinder und Medien. Stuttgart.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2017): FIM-Studie 2016. Familie, Interaktion, Medien. Stuttgart.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2019): KIM-Studie 2018. Kindheit, Internet, Medien. Stuttgart.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- United Nations International Children's Emergency Fund (UNICEF) (2017): UNICEF-Bericht zur Situation der Kinder in der Welt 2017. Kinder in einer digitalen Welt. Zusammenfassung zentraler Ergebnisse. Online unter: <https://www.unicef.de/blob/155348/3ba93a642c1ff027de0b9aa299f9c193/kinder-in-der-digitalen-welt---zusammenfassung-data.pdf> (Abrufdatum: 23.11.2020).

V

Digitalisierung und Forschung zu Sozialer Arbeit

Angela Tillmann und André Weßel

Digitalisierung in der stationären Kinder- und Jugendhilfe – zur Relevanz von digitalen Medien und Medienbildung in einem vernachlässigten Bildungskontext

Zusammenfassung

Stationäre Einrichtungen wie Heime und Internate, in denen junge Menschen permanent („24/7“) unter öffentlicher Betreuung stehen, sind in besonderem Maße von der Digitalisierung betroffen. Bis heute fehlt jedoch ein empirisch gestütztes Verständnis der Relevanz von digitalen Medien im wechselseitigen Verhältnis und Zusammenspiel der verschiedenen Akteursgruppen, sowohl in stationären Einrichtungen als auch in Überschneidungen mit anderen Bildungskontexten. Wir schlagen daher eine Erweiterung der Forschungsperspektive auf digitale Medien und Medienbildung in stationären Einrichtungen vor, wie sie dem BMBF-Projekt „DigiPäd 24/7 – Digitalisierung in Heimen und Internaten“ zugrunde liegt. Im folgenden Beitrag zeigen wir zunächst am Beispiel des Heims bisherige Forschungsperspektiven und -desiderate zu digitalen Medien in stationären Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen auf. Anschließend legen wir unsere theoretischen und methodischen Vorüberlegungen dar. Anhand erster Einblicke ins Feld liefern wir abschließend Hinweise für das Potenzial einer solchen erweiterten Forschungsperspektive.

1 Ausgangslage des Projekts

Die Digitalisierung führt im Zusammenspiel mit anderen gesellschaftlichen Entgrenzungsprozessen zu einer zeitlichen, räumlichen und sozialen Neukonturierung der Kommunikation (vgl. Krotz 2001; Krotz 2017). Im Zuge des Wandels von Alltag, Organisationen und Kultur wird soziale Teilhabe immer mehr auch zu digitaler Teilhabe. Davon sind Kinder und Jugendliche in stationären Einrichtungen wie Heimen in besonderer Weise betroffen. Zu berücksichtigen ist hier zum einen, dass sie an einem Ort leben, der sich vor allem durch eine zeitliche und räumliche Allgegenwart sozialpädagogischen Handelns, spezifische Machtverhältnisse und Abhängigkeiten zwischen Fachkräften und jungen Menschen sowie institutionalisierte Regeln des Zusammenlebens auszeichnet (vgl. Wolf 1999).

Zudem haben die jungen Menschen den sozialpädagogischen Ort „Heim“ in den seltensten Fällen freiwillig gewählt, sodass die Unterbringung auch einen Bruch mit der Herkunftsfamilie und der bisherigen Lebenswelt darstellt. Digitale Medien können aus diesen Gründen als Kontakt-, Beziehungs- und Erziehungsmedien für Kinder und Jugendliche im Heim noch einmal in anderer Weise bedeutsam werden als für Gleichaltrige, die bei ihren Eltern oder einem Elternteil aufwachsen. Aus Sicht der Forschung ist bis heute unklar, welche Relevanz digitale Medien für Kinder und Jugendliche in Heimen entfalten (können) und wie über digitale Medien Teilhabeprozesse ausgehandelt und Machtverhältnisse ausgelebt werden. Im folgenden Kapitel werden wir anhand der aktuellen dürftigen Forschungslage zeigen, wie sich die Situation derzeit „im Heim“ darstellt, um dann in Kapitel 3 für eine erweiterte Forschungsperspektive zu plädieren, die sowohl die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Bildungsorten und -akteuren im Heimkontext (Familie, Heim, Schule, Peers) als auch die sich wandelnden Beziehungen, Machtverhältnisse sowie normativ und/oder rechtlich begründete Kommunikationsregeln berücksichtigt. Im vierten Kapitel stellen wir unser methodisches Vorgehen vor, um anschließend in Kapitel 5 anhand erster Einblicke ins Feld aufzuzeigen, wie fruchtbar ein solcher Ansatz für die Heim- und letztlich für die Bildungsforschung insgesamt ist.

2 Forschungsstand zu digitalen Medien im Heim

Die wenigen bisherigen Forschungen im deutschsprachigen Raum, die sich mit digitalen Medien im Heim auseinandersetzen, fokussieren vor allem einzelne Akteursgruppen – entweder die Familie (vgl. Wagner u.a. 2013), die Fachkräfte (vgl. Steiner u.a. 2017) oder die jungen Menschen (vgl. Witzel 2015). Eine der wenigen Studien, die im Heimkontext angesiedelt ist und mit Jugendlichen und Fachkräften gleich zwei Akteursgruppen in den Blick nimmt, untersucht den Einfluss der Smartphone-Nutzung auf die Beziehungsgestaltung der Heimbewohner*innen und den pädagogischen Alltag (vgl. Behnisch & Gerner 2014). Die Studie zeigt, dass junge Menschen in Heimen digitale Medien aktiv nutzen, um ihre Orientierungs- und Handlungsspielräume zu erweitern. Medien wie das Smartphone ermöglichen Autonomiegewinne und bieten Gelegenheiten für die Kommunikation mit Familie und Peers sowie spontane Treffen mit Freund*innen – auch außerhalb des Heims. Aus Sicht der Fachkräfte ergeben sich daraus allerdings auch neue Spannungen und Konfliktlagen, auf die sie verstärkt mit Regulierungen und Kontrolle reagieren. Diese haben für Kinder und Jugendliche eine besondere Relevanz, da das Medienrepertoire im Heim ohnehin bereits beschränkt ist – so auch der Zugriff auf das WLAN (vgl. Behnisch & Gerner 2014; Domann

u.a. 2015; Kutscher & Kreß 2015; Klepp 2017), sodass sich bestehende soziale Ungleichheiten im Medienzugang und -handeln weiter verstärken.

In einer Schweizer Studie finden sich weiterhin erste Hinweise darauf, dass die Förderung eines kritischen und kreativen Umgangs mit Medien in Heimen bislang wenig Raum einnimmt (vgl. Steiner u.a. 2017). Unklar ist bis heute, wie sich die Situation in Deutschland darstellt. In der Schweizer Studie deutet sich an, dass Kinder und Jugendliche im Heim in besonderem Maße von sozialer Benachteiligung und digitaler Ungleichheit (vgl. Iske & Kutscher 2020) betroffen sind (vgl. Steiner u.a. 2017) – nicht zuletzt auch, da sie besonders vulnerabel sind (vgl. Wolff u.a. 2017). Die wenigen vorliegenden Studien aus Deutschland zeigen bezogen auf die begrenzten Ressourcen ergänzend, dass Kosten für die Mobilfunknutzung von den Kindern und Jugendlichen selbst getragen werden, obwohl sie nur wenige finanzielle Mittel zur Verfügung haben (vgl. Behnisch 2014; Croll u.a. 2014; Köngeter u.a. 2016; Witzel 2015).

Bezogen auf die Frage der Reproduktion digitaler Ungleichheiten gilt es weiterhin zu beachten, dass junge Menschen, wenn sie mit durchschnittlich 15 Jahren ins Heim kommen (vgl. Fendrich u.a. 2018), bereits medienbiografisch geprägt sind. Wenngleich wir derzeit wenig über ihre Vorerfahrungen wissen, ist doch aus der Familiensozialisationsforschung bekannt, dass in sozial benachteiligten Familien eine aktive Begleitung des Medienhandelns oftmals fehlt; Regeln werden inkonsequent und situativ unterschiedlich umgesetzt und widersprüchlich begründet (vgl. Kammerl 2011; Paus-Hasebrink 2010; Paus-Hasebrink & Bichler 2008, 2009). Da sich ebenfalls Hinweise dafür finden, dass Eltern von Kindern und Jugendlichen in der stationären Erziehungshilfe häufig sozialstaatliche Transferleistungen beziehen (vgl. Statistisches Bundesamt 2020), ist die Schlussfolgerung naheliegend, dass „second-level divide“ (Hargittai 2002) befördert wird. Auch während ihres Heimaufenthalts ändert sich an der Situation kaum etwas, denn die wenigen vorliegenden Studien in Deutschland unterstützen die Vermutung, dass dort nur sporadisch eine profunde Auseinandersetzung mit den Teilhabeoptionen, Bildungsmöglichkeiten und Risiken digitaler Mediennutzung stattfindet (vgl. Behnisch & Gerner 2014; Witzel 2015).

Vor dem Hintergrund der defizitären Forschungslage analysieren wir im Projekt *DigiPäd 24/7* die Relevanz von digitalen Medien im komplexen Beziehungsgeflecht und in verschiedenen Machtkonstellationen, die für den sozialpädagogischen Ort Heim kennzeichnend sind und darüber hinaus wirken (Wolf 1999). Im Fokus stehen die Relevanz von Medien und Medienbildung für Kinder und Jugendliche, der Wandel der Bildungs- und Erziehungspartnerschaften im Zuge der Digitalisierung und die Frage, welche Implikationen dieser Wandel für die (Medien-)Bildung und auch die Organisationskultur mit sich bringt.

3 Erweiterte Forschungsperspektive auf die Digitalisierung von Heimen

Auf der Grundlage der zuvor dargelegten Forschungsdesiderate schlagen wir im Projekt *DigiPäd 24/7* der TH Köln und der Universität Hildesheim eine Erweiterung der Forschungsperspektive vor. Ausgehend von einer subjektbezogenen Perspektive von Kindern und Jugendlichen nehmen wir das komplexe Kommunikations-, Beziehungs- und Regelgeflecht, das sich über verschiedene Bildungskontexte aufspannt, in den Blick. Diese Perspektive verknüpfen wir mit der Wahrnehmung von Fachkräften, um auch Hinweise auf eine organisationskulturelle Entwicklung und entsprechende Bedarfe zu erhalten – mit dem Ziel, stationären Einrichtungen schließlich auch Handlungsempfehlungen zur Entwicklung eines organisationsbezogenen Handlungskonzepts zur Medienbildung mitgeben zu können.

Wir verstehen die Mediennutzer*innen dabei als „Subjekte“, die sich ihre mediale Umwelt aneignen und an der Gestaltung der Umwelt aktiv mitwirken (vgl. Aufenanger 2008; Paus-Hasebrink 2017). Dabei berücksichtigen wir, dass die Lebenswelten junger Menschen sich heute mediatisiert darstellen (vgl. Krotz 2001) – mit Auswirkungen auch auf die Soziale Arbeit und die dort tätigen Fachkräfte, die im Zuge des tiefgreifenden Wandels von Lebens- und Alltagswelten mit sich verändernden Handlungsfeldern, neuen Problemlagen und auch Aufgaben konfrontiert sind (vgl. Krotz 2020). So sind Medien nicht mehr nur technische Mittel der Kommunikation, sondern auch Datenproduzent*innen (vgl. Hepp 2018); diskriminierende Folgen der möglichen Datensammlungen, die auch aufgrund einer unbedarften und unreflektierten Nutzung erfolgen, können sich zu einem späteren Zeitpunkt bemerkbar machen (z.B. in Bewerbungsverfahren). Unser Erkenntnisinteresse richtet sich allerdings nicht nur auf das konkrete Medienhandeln der Kinder und Jugendlichen, sondern mit Bezugnahme auf den Dreiklang der UN-Kinderrechtskonvention aus Partizipation, Förderung und Schutz (vgl. Wapler 2017) auch auf die tatsächlich geltenden Rechte und Pflichten, die normativen Begründungen sowie die Rechtsunsicherheiten und Handlungsbedarfe in stationären Einrichtungen, die Teil einer gemeinsam gestalteten Organisationskultur sind.

Auf der Grundlage der Ergebnisse unserer Studie möchten wir schließlich aufzeigen, welche Veränderungsprozesse zukünftig notwendig sind, damit soziale Ungleichheiten in Einrichtungen der stationären Kinder- und Jugendhilfe nicht verstärkt werden.

4 Methodische Herangehensweise

Im Projekt *DigiPäd 24/7* haben wir einen multiperspektivischen und -methodischen Ansatz gewählt. Zunächst haben wir uns dem Feld über einen ethnografischen Forschungszugang (vgl. Eßer 2013) genähert. Eine Woche lang, teils über Nacht, haben wir in verschiedenen Wohngruppen mit unterschiedlicher pädagogischer Ausrichtung (intensivpädagogische, heilpädagogische oder Regelbetreuung) am Heimalltag partizipiert. Zusätzlich zu Beobachtungsprotokollen haben wir ethnografische, problemzentriert angelegte Interviews mit den Kindern, Jugendlichen und Fachkräften zu ihrem digitalen Alltag durchgeführt. Ergänzt wurde die ethnografische Forschung durch qualitative digitale Medientagebücher, in denen einige junge Menschen über die Dauer von maximal zwei Wochen mit Hilfe von Tablets und/oder Smartphones ihr alltägliches soziales Medienhandeln in verschiedenen Bildungskontexten (Heim, Familie, Peergroup, Schule) festhielten. Zu diesem individuellen Medienhandeln wurden sie täglich befragt, zunächst im Rahmen von persönlichen Gesprächen, später eigenverantwortlich per Audioaufnahmen, die als Sprachnachrichten versendet wurden. Des Weiteren fügten sie – sofern die Rechte Dritter gewahrt waren – auch Screenshots von Websites, Videoplattformen, digitalen Spielen oder Messenger-Kommunikationen zu ihren Medientagebüchern hinzu. Ein solches Vorgehen ermöglicht uns eine tiefgehende und kontextreiche Erforschung des Medienhandelns (vgl. Bachmann & Wittel 2006; Hepp u.a. 2014; Hugger & Tillmann 2016). Auf diese Weise lassen sich Erkenntnisse über die Kommunikationssituationen, die Kommunikationspartner*innen sowie die Inhalte und Zwecke digitaler Mediennutzung gewinnen. Rekonstruiert wird das Medienhandeln dann sowohl im Hinblick auf den subjektiven Sinn als auch hinsichtlich der Prozesse kommunikativ-digitaler Vernetzung mit anderen Kontexten. Ergänzend hierzu haben wir mit einigen Jugendlichen und Fachkräften leitfadengestützte Interviews durchgeführt, wobei die Jugendlichen zusätzlich eine egozentrierte Netzwerkkarte (vgl. Kahn & Antonucci 1980) anfertigten, um ihre (auch medialen) Beziehungsnetzwerke abzubilden. Im Rahmen einer Rechtsanalyse wurden weiterhin die bisherige Rechtsprechung und Literatur zu den normativen Anforderungen an die Medienbildung in Einrichtungen gesichtet und Dokumente zur Regulierung der Mediennutzung (z.B. Hausordnungen, Gruppenregeln, Handynutzungsverträge etc.) gesammelt. Letztere werden zusammen mit den normativen Begründungen der Fachkräfte rechtlich daraufhin überprüft, ob die vorgenommenen Einschränkungen des Medienhandelns der Kinder und Jugendlichen zu deren Schutz vor Überforderung, Grenzverletzungen oder Haftung (z.B. wegen Vertrags- oder Urheberrechtsverstößen) geeignet, erforderlich und verhältnismäßig sind oder ggf. andere Interventionen rechtlich empfehlenswert und pädagogisch sinnvoll erscheinen (Zinsmeister 2019).

5 Erste Einblicke in den „digitalisierten“ Heimaltag

Im Folgenden möchten wir erste Einblicke in unsere ethnografischen Beobachtungen und Interviews geben und den „digitalisierten Alltag“ im Heim beschreiben. Deutlich wurde bei der Sichtung des Datenmaterials, dass junge Menschen im Heim, ähnlich wie Gleichaltrige, die in Familien leben, selbstbestimmt über Medien kommunizieren möchten, sie dies zudem häufig nicht tun können, da sie teils kein Handy/Smartphone zur Verfügung haben, keine Prepaidkarte besitzen und auf keine WLAN-Verbindung zurückgreifen können. Deutlich werden allerdings auch einige Unterschiede in der digitalen Infrastruktur der Einrichtungen, bei den finanziellen Ressourcen der Kinder und Jugendlichen bzw. ihrer Eltern und den pädagogischen Konzepten in den einzelnen Wohngruppen.

Insgesamt zeigt sich, dass die Perspektive der Fachkräfte derzeit vergleichsweise eng auf den Bildungskontext Heim gerichtet ist. Aushandlungen von Ambivalenzen, Spannungen und Konflikten, die sich daraus ergeben, dass Kinder und Jugendliche sich nicht nur im Heim bewegen, sondern auch in anderen Kontexten Medien nutzen, bewältigen Kinder und Jugendliche oftmals allein und unter Peers und sie erfahren wenig Unterstützung durch ihre Betreuer*innen. Zudem legen die Beobachtungen und Gespräche mit den verschiedenen Akteur*innen nahe, dass den Fachkräften der hohe Stellenwert einer täglichen Handy-/Smartphonennutzung bei jungen Menschen teils nicht bewusst ist. So berichten die Jugendlichen beispielsweise ausführlich darüber, dass ihr Zugang zu digitalen Medien über Stufen- und Verstärkerpläne sowie Tokensysteme reguliert wird. Diese Instrumente dienen aus Sicht der Fachkräfte dazu, einen strukturierenden Rahmen für die Gestaltung des Heimaltags zu schaffen, der für alle Akteure eine verbindliche und transparente Grundlage des pädagogischen Handelns gewährleistet. Da diese pädagogische Praxis mit der Konditionierung von Verhalten und dem Entzug von Privilegien arbeitet, ist sie durchaus umstritten (vgl. Kessl 2016). Beim Einzug ins Heim starten die Kinder und Jugendlichen auf einer Eingangsstufe, die ein enges Korsett an Regeln und Handlungsbeschränkungen in unterschiedlichen Bereichen für sie vorhält. Im Laufe der Zeit können sie sich durch regelkonformes Verhalten Stufe für Stufe „hocharbeiten“ (oder bei abweichendem Verhalten entsprechend absteigen), wobei mit jedem Aufstieg Restriktionen gelockert und zusätzliche Freiheiten gewährt werden. Ein verlängerter Zugriff auf das eigene Handy/Smartphone wird dabei als eine Sanktionierungsform unter vielen betrachtet und gleichgesetzt mit z.B. mehr Medienzeit am TV-Gerät oder am PC, höherem Taschengeld oder häufigeren Stadtgängen. Dass mit dem Entzug des Handys/Smartphones für die Adressat*innen jedoch nicht nur Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung wie Musikhören, digitales Spielen und Fotografieren wegfallen, sondern auch jegliche Kommunikation und Pflege von Beziehungen mit z.B. Familie, Freund*innen und Mitschüler*innen, gerät aus dem Blick oder wird

in Kauf genommen. Die Tragweite der Regulierungsmaßnahme für die jungen Menschen wird dabei teils erst im Nachgang adäquat erfasst. So schildert eine Fachkraft, dass sie bestürzt war zu erfahren, wie der Handyentzug bei einer Heimbewohnerin dazu führte, dass ein wichtiger Teil ihres Freund*innen- und Bekanntenkreises sich von ihr abgewandt hat. Da die Freund*innen nichts von der Heimunterbringung des Mädchens und dem wochenlangen Handyentzug wussten, interpretierten sie den Kommunikationsabbruch schon nach wenigen Tagen als persönliche Ablehnung und posteten negative Kommentare (wie sie nachträglich lesen konnte) bzw. brachen den Kontakt teils gänzlich ab.

Deutlich wird hier, wie im Zuge der potenziell permanenten Erreichbarkeit durch digitale Medien auch die Erwartungen aller Kommunikationspartner*innen im Hinblick auf Rückmeldungen steigen. Es wächst die Sorge junger Menschen, nicht mehr dazuzugehören, wenn sie sich nicht gleich zurückmelden („Fear of Missing Out“) (Przybylski u.a. 2013, 1841). Die strikte Regulierung des Umgangs mit digitalen Medien im Heim und der immer wieder zu beobachtende Entzug des Handys/Smartphones können demnach bei jungen Menschen soziale Krisensituationen mit gravierenden Folgen heraufbeschwören. Ferner legen die Beobachtungen und Interviews nahe, dass bisherige räumliche Begrenzungen im Heim an Bedeutung verlieren und die Kommunikationsdichte prinzipiell steigt. Immer mehr Akteur*innen sind kommunikativ erreichbar, wodurch neue Konfliktlagen entstehen. Einerseits verschwimmen in den Fachkräfte-Adressat*innen-Kontakten zunehmend die Grenzen zur privaten Kommunikation, etwa im Rahmen der beruflichen Kommunikation über das private Handy. Andererseits gestaltet es sich bei den vormals teils beschränkten Eltern-Kind-Kontakten für junge Menschen im Heim herausfordernd, dass Eltern digitale Medien nun ebenfalls dazu nutzen, unmittelbar am Alltag ihrer Kinder zu partizipieren und sich stetig in Erinnerung zu rufen – was die Kinder und Jugendlichen in der Regel sehr begrüßen, obschon es sie teils aber auch neu fordert und überfordert.

Bei den Fachkräften zeichnen sich zudem neue Aufgabenfelder ab. So sind ihre Kenntnisse der rechtlichen Grundlagen oftmals nicht ausreichend, was zu Handlungsunsicherheiten und teils auch fragwürdigen pädagogischen Entscheidungen führt. So stellt beispielsweise die Umsetzung gerichtlich verordneter Kontaktsperren zwischen Eltern und ihren im Heim lebenden Kindern in der Praxis ein gravierendes Problem dar, denn mit wem die jungen Menschen über ihr Handy/Smartphone kommunizieren, lässt sich nicht ohne Weiteres nachvollziehen – außer die Fachkraft verschafft sich einen Einblick in z.B. Anruflisten oder Chatverläufe. In den Gesprächen mit den Fachkräften wird deutlich, dass sie die Geräte der Jugendlichen nur ungern eigenmächtig und ohne deren Zustimmung kontrollieren, die relevanten Rechtsnormen, die besagen, ob sie dies dürften oder nicht, ihnen unbekannt sind. Für einige Fachkräfte stellt die Handykontrolle auch nach wie vor eine sinnvolle pädagogische Maßnahme zum Schutz der jungen Menschen

dar, so z.B. auch, wenn sie den Austausch sexuell freizügiger Bilder (Sexting) vermuten. Hier wird mit dem „Wohl des Kindes“ argumentiert.

Mit der entgrenzten Kommunikation werden des Weiteren auch institutionelle Grenzen zwischen den Bildungsinstitutionen Familie, Schule und Heim durchlässiger, was sich nicht zuletzt auch im Rahmen des Homeschoolings während der Covid-19-Pandemie gezeigt hat. Im Zuge der größeren Regeldichte und schlechteren technischen Ausstattung stellte das Lernen mit digitalen Medien für Kinder, Jugendliche und Fachkräfte eine große Herausforderung dar.

Die bisherigen ethnografischen Beobachtungen und Interviews zeigen, dass die kommunikative Entgrenzung alle Akteur*innen im Kontext Heim in besonderem Maße und auf unterschiedliche Weise fordert. Deutlich wird einmal mehr, dass das Heim weder ein Schonraum noch eine „totale Institution“ (Goffman 1981) ist. Kinder und Jugendliche bewegen sich in einem komplexen Kommunikationsgefüge, in dem sich jeweils unterschiedliche Möglichkeiten, Erwartungen, Regeln, Bedarfe und Risiken bezogen auf das digitale Medienhandeln ergeben. Bei den Kindern und Jugendlichen stehen insbesondere die Faszination der digitalen Kommunikation sowie die Kontaktpflege und damit einhergehende Autonomiegewinne an erster Stelle ihrer Mediennutzung. Fachkräfte hingegen fühlen sich vor allem aufgefordert, stetig abzuwägen, ob die entgrenzte Kommunikation die Adressat*innen in ihrer Lebenslage nicht überfordert oder sich nachteilig auf ihre Entwicklung auswirkt. Demzufolge finden biografische, auch medienbezogene Erfahrungen, Interessen, Wünsche und Konflikte junger Menschen noch wenig Beachtung.

6 Conclusio

Die bisherigen Beobachtungen und Interviews legen nahe, dass digitale Medien in stationären Einrichtungen wie dem Heim eine besondere Relevanz entfalten; gleichzeitig deuten sich bereits Handlungserfordernisse an – im Hinblick auf die Bedarfe der jungen Menschen, die digitale Infrastruktur, die Organisationskultur und die Kommunikationsregeln sowie die (medien-)pädagogische Handlungskompetenz in Heimen. Die Einblicke ins Feld verdeutlichen zudem, dass Kinder und Jugendliche im Heim sich in einem äußerst komplexen Beziehungs- bzw. Interdependenzgeflecht mit spezifischen Abhängigkeiten bewegen. Aus unserer Sicht kann eine erweiterte Perspektive, in der das Zusammenspiel von verschiedenen Bildungskontexten und -akteuren aus einer akteurs-, organisations- und rechtsbezogenen Betrachtungsweise in den Blick genommen wird, daher bereichernd sein. Im Zuge dessen gilt es zukünftig, die unterschiedlichen Rollen, Praktiken und Regeln wie auch die sich gegenseitig verstärkenden, behindernden oder

ausgleichenden (Macht-)Prozesse und Mechanismen im Umgang mit digitalen Medien in den Blick zu nehmen – dies insbesondere aus der Perspektive der Kinder und Jugendlichen, die derzeit die Verknüpfungsarbeit und damit auch den Ausgleich von Ambivalenzen und Widersprüchen zwischen den Bildungskontexten leisten (müssen). Wir hoffen, hierzu mit unserer Studie bald weiterführende Erkenntnisse liefern zu können.

Quellenangaben

- Aufenanger, Stefan (2008): Mediensozialisation. In: Sander, Uwe; Gross, Friederike von & Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): *Handbuch Medienpädagogik*. Wiesbaden: Springer VS, 87-92.
- Bachmann, Götz & Wittel, Andreas (2006): *Medienethnographie*. In: Ayaß, Ruth & Bergmann, Jörg (Hrsg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 183-219.
- Behnisch, Michael (2014): Jugendschutz und Selbstbestimmung? Jugendliche Handynutzung in der Heimerziehung. In: *ajs-informationen – Fachzeitschrift der Aktion Jugendschutz*, 50 (2), 10-12.
- Behnisch, Michael & Gerner, Carina (2014): Jugendliche Handynutzung in der Heimerziehung und ihre Bedeutung für pädagogisches Handeln. In: *Unsere Jugend*, 66 (1), 2-7.
- Coll, Jutta; Euler, Jessica & Müller-Bretl, Carolin (2014): Soziales Netz – Soziale Arbeit. In: *Unsere Jugend* 66 (4), 171-183.
- Domann, Sophie; Eßer, Florian; Rusack, Tanja; Klepp, Nele & Löwe, Carolin (2015): Jugendliche in der Heimerziehung zwischen Verboten, informellen Regeln und Klatsch. Umgangsweisen mit Körperkontakt. In: *Neue Praxis*, 45 (5), 503-518.
- Eßer, Florian (2013): Familienkindheit als sozialpädagogische Herstellungsleistung. Ethnographische Betrachtungen zu ‚familienähnlichen‘ Formen der Heimerziehung. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 8 (2), 163-176.
- Fendrich, Sandra; Pothmann, Jens & Tabel, Agathe (2018): *Monitor Hilfen zur Erziehung 2018*. Dortmund: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik (AKJ Stat).
- Goffman, Erving (1981). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. 4. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hargittai, Eszter (2002): Second-Level Digital Divide: Differences in People's Online Skills. In: *First Monday*, 7 (4). <https://doi.org/10.5210/fm.v7i4.942>
- Hepp, Andreas (2018). Von der Mediatisierung zur tiefgreifenden Mediatisierung. In: Reichertz, Jo & Bettmann, Richard (Hrsg.): *Kommunikation – Medien – Konstruktion. Braucht die Mediatisierungsforschung den Kommunikativen Konstruktivismus?* Wiesbaden: Springer VS, 27-45.
- Hepp, Andreas; Berg, Matthias & Roitsch, Cindy (2014): *Mediatisierte Welten der Vergemeinschaftung. Kommunikative Vernetzung und das Gemeinschaftsleben junger Menschen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hugger, Kai-Uwe & Tillmann, Angela (2016): *Methodenworkshop Mobile Methoden*. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)*, 36 (2), 213-220.
- Iske, Stefan & Kutscher, Nadia (2020): Digitale Ungleichheiten im Kontext Sozialer Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela; Zorn, Isabel (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz Juventa, 115-128.
- Kahn, Robert L. & Antonucci, Toni C. (1980): *Convoys Over the Life Course: Attachment, Roles, and Social Support*. In: Baltes, Paul B. & Brim, Orville G. (Hrsg.): *Life-Span Development and Behavior*. New York: Academic Press, 383-405.
- Kalthoff, Herbert (1997): *Wohlerzogenheit. Eine Ethnographie deutscher Internatsschulen*. Frankfurt/M.: Campus.

- Kammerl, Rudolf (2011): Medien als Erzieher in den Familien? Medienerziehung in den Familien. In: Kammerl, Rudolf; Luca, Renate & Hein, Sandra (Hrsg.): Keine Bildung ohne Medien! Neue Medien als pädagogische Herausforderung. Berlin: Vistas, 181-193.
- Kessel, Fabian (2016): „Vermittlung trotz(t) Zwang?“ Einige Einsichten aus der empirischen Analyse geschlossener Unterbringung für eine Perspektive der Grenzbearbeitung. In: Zipperle, Mirjana; Bauer, Petra; Stauber, Barbara & Treptow, Rainer (Hrsg.): Vermitteln. Eine Aufgabe von Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, 27-39.
- Klepp, Nele (2017): Stationäre Hilfen aus der Sicht von Jugendlichen. In: Wolff, Mechthild; Schröer, Wolfgang & Fegert, Jörg M. (Hrsg.): Schutzkonzepte in Theorie und Praxis. Ein beteiligungsorientiertes Werkbuch. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 58-75.
- Köngeter, Stefan; Mangold, Katharina & Strahl, Benjamin (2016): Bildung zwischen Heimerziehung und Schule: Ein vergessener Zusammenhang. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Krotz, Friedrich (2001): Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Wiesbaden: Springer VS.
- Krotz, Friedrich (2017): Sozialisation in mediatisierten Welten. Mediensozialisation in der Perspektive des Mediatisierungsansatzes. In: Hoffmann, Dagmar; Krotz, Friedrich & Reißmann, Wolfgang (Hrsg.): Mediatisierung und Mediensozialisation. Prozesse – Räume – Praktiken. Wiesbaden: Springer VS, 21-40.
- Krotz, Friedrich (2020): Mediatisierung als Konzept für eine Analyse von Sozialer Arbeit im Wandel der Medien. In: Kutscher Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Weinheim: Beltz Juventa, 30-41.
- Kutscher, Nadia & Kreß, Lisa-Marie (2015): „Internet ist gleich mit Essen“. Empirische Studie zur Nutzung digitaler Medien durch unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Online unter: https://images.dkhw.de/fileadmin/Redaktion/1.1_Startseite/3_Nachrichten/Studie_Fluechtlingskinder-digitale_Medien/Studie_digitale_Medien_und_Fluechtlingskinder_Langversion.pdf (Abrufdatum: 28.01.2021).
- Mau, Steffen (2017): Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Berlin: Suhrkamp.
- Paus-Hasebrink, Ingrid (2010): Fernsehen als Familienmittelpunkt. Eine Panelstudie zum Medienhandeln sozial benachteiligter Eltern und Kinder. In: *merz – Medien und Erziehung*, 54 (4), 19-25.
- Paus-Hasebrink, Ingrid (Hrsg.) (2017): Langzeitstudie zur Rolle von Medien in der Sozialisation sozial benachteiligter Heranwachsender. Baden-Baden: Nomos.
- Paus-Hasebrink, Ingrid & Bichler, Michelle (2008): Mediensozialisationsforschung. Theoretische Fundierung und Fallbeispiel sozial benachteiligter Kinder. Innsbruck, Wien & Bozen: Studienverlag.
- Paus-Hasebrink, Ingrid & Bichler, Michelle (2009): Zur Rolle von Medien in sozial benachteiligten Familien. Eine österreichische Panelstudie. In: *Television*, 22 (1), 56-59.
- Paus-Hasebrink, Ingrid (2017): Praxeologische (Medien-)Sozialisationsforschung. In: Hoffmann, Dagmar; Krotz, Friedrich & Reißmann, Wolfgang (Hrsg.): Mediatisierung und Mediensozialisation. Wiesbaden: Springer VS, 103-118.
- Przybylski, Andrew K.; Murayama, Kou; DeHaan, Cody R. & Gladwell, Valerie (2013): Motivational, Emotional, and Behavioral Correlates of Fear of Missing Out. *Computers in Human Behavior*, 29 (4), 1841-1848.
- Statistisches Bundesamt (Destatis) (2020): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Erzieherische Hilfe, Eingliederungshilfe für seelisch behinderte junge Menschen, Hilfe für junge Volljährige. Online unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Kinderhilfe-Jugendhilfe/Publikationen/Downloads-Kinder-und-Jugendhilfe/erzieherische-hilfe-5225112197004.pdf?__blob=publicationFile (Abrufdatum: 19.01.2021).

- Steiner, Olivier; Heeg, Rahel; Schmid, Magdalene & Luginbühl, Monika (2017): MEKiS. Studie zur Medienkompetenz in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe. Basel: Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW).
- Wagner, Ulrike; Gebel, Christa & Lampert, Claudia (Hrsg.) (2013): Zwischen Anspruch und Alltagsbewältigung: Medienerziehung in der Familie. Berlin: Vistas.
- Wapler, Friederike (2017): Kinderrechte ins Grundgesetz? In: Sachverständigenkommission 15. Kinder- und Jugendbericht (Hrsg.): Materialien zum 15. Kinder- und Jugendbericht. Zwischen Freiräumen, Familie, Ganztagschule und virtuellen Welten – Persönlichkeitsentwicklung und Bildungsanspruch im Jugendalter. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Witzel, Marc (2015): Digitale Medien in der stationären Erziehungshilfe. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas & Seelmeyer, Udo (Hrsg.): Mediatisierung (in) der Sozialen Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 115-129.
- Wolf, Klaus (1999): Machtprozesse in der Heimerziehung. Eine qualitative Studie über ein Setting klassischer Heimerziehung. Münster: Votum.
- Wolff, Mechthild; Schröer, Wolfgang & Fegert, Jörg M. (Hrsg.) (2017): Schutzkonzepte in Theorie und Praxis. Ein beteiligungsorientiertes Werkbuch. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Zinsmeister, Julia (2019): Zwischen pädagogischem Anspruch und pädagogischer Wirklichkeit: Zur Geltung der Menschenrechte von Kindern und Jugendlichen in stationären Einrichtungen. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (Hrsg.): Herein-, Heraus-, Heran- – Junge Menschen wachsen lassen. Dokumentation des 30. Deutschen Jugendgerichtstages. Mönchengladbach: Forum Verlag Godesberg, 319-336.

*Christian Ghanem, Markus Eckl, Robert Lehmann und
Jean-Pierre Widerhold*

**„Irgendwie fühle ich mich als Angehörige alleine
gelassen“.**

**Eine automatisierte Analyse eines Onlineforums für
Angehörige von Inhaftierten**

Zusammenfassung

Der Entzug der Freiheit aufgrund einer Straftat bedeutet nicht nur für die inhaftierte Person, sondern auch für deren Angehörige eine tiefgreifende lebensweltliche Veränderung und Zäsur sowie ein erhöhtes Risiko für soziale, psychische oder materielle Problemlagen. Online-Selbsthilfeforen können in dieser Lebensphase eine Unterstützung darstellen. In diesem Beitrag wird ein Forum für Angehörige textanalytisch untersucht und folgende Frage verfolgt: Welche Themen sind für Betroffene von Inhaftierung von besonderer Relevanz und inwiefern lassen sich diese Themen automatisiert erkennen? Nach einer grundlegenden Einführung in die Bedeutung von Onlineforen für die Soziale Arbeit und Straffälligenhilfe (Kap. 1) wird das methodische Vorgehen des Topic Modelings erläutert (Kap. 2). Durch die Analyse konnten die am häufigsten diskutierten Themen identifiziert werden, wobei Forumsbeiträge insbesondere durch das Thema Hoffnung geprägt sind (Kap. 3). Da die Ergebnisse vielfältige Implikationen zulassen und derartige Studiendesigns mit spezifischen rechtlichen und ethischen Herausforderungen konfrontiert sind, wird dies in einem abschließenden Kapitel erörtert (Kap. 5).

1 Onlineforen und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit und Straffälligenhilfe

In fast allen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit existieren neben den professionellen Hilfsangeboten Selbsthilfestrukturen, die aus dem Engagement Betroffener entstanden sind und zumindest zunächst nicht von professionellen Fachkräften unterstützt werden (vgl. Karlheim & Steffen 2013). Mit dem Aufkommen des Internets entstanden dort Zusammenschlüsse von Personen, die von bestimmten Problemen betroffen sind (vgl. Brunner u.a. 2009). Diese Gruppen nutzten früh die neue Kommunikationsform des Internetforums. Dort erfolgt die Kommunika-

tion asynchron und der Austausch erfolgt unter Beteiligung vieler Nutzer*innen, teilweise innerhalb einer geschlossenen Community, teilweise öffentlich. In Foren besteht die Möglichkeit, dass andere Betroffene den Austauschprozess verfolgen, ohne selbst in Erscheinung zu treten oder auch selbst Peer-Unterstützung anbieten (vgl. Engelhardt 2018, 64ff.). Brandstetter u.a. (2012) konnten herausarbeiten, dass auch in den internetgestützten Selbsthilfeforen sensible Gemeinschaften entstehen, die neue Formen der sozialen Nähe und gegenseitigen Unterstützung begründen. Auch wenn etablierte Selbsthilfegruppen in aller Regel keine Onlineformate anbieten (für den Gesundheitsbereich vgl. Bremer u.a. 2020), entstehen neben diesen etablierten Gruppierungen zunehmend eigenständige Selbsthilfeforen im Internet, die nicht an eine bestehende Selbsthilfeorganisation angebunden sind und daher im wissenschaftlichen Diskurs kaum wahrgenommen werden.

Auch für Angehörige von Inhaftierten entstehen national und international zunehmend Onlineforen. Diese stellen eine niedrigschwellige Möglichkeit dar, sich auszutauschen und zu vernetzen und eine Lücke zu füllen, da Eltern, Partner*innen und Kinder von Inhaftierten mit spezifischen Problemen konfrontiert sind und häufig wenig Unterstützung erfahren (zusammenfassend vgl. Kawamura-Reindl & Schneider 2015, 303ff.). Vor dem Hintergrund, dass mit einer Inhaftierung von Angehörigen finanzielle, aber auch schwerwiegende gesundheitliche und soziale Risiken einhergehen (z.B. vgl. Jones u.a. 2013; Zwönitzer u.a. 2017), erscheint hier ein ungedeckter Bedarf, da neben Initiativen vor allem der Freien Straffälligenhilfe kaum Hilfestrukturen bestehen. Dies verwundert insofern, da bei 73.193¹ Inhaftierten in Deutschland von einer beträchtlichen Anzahl der Angehörigen ausgegangen werden kann, zumal bei dieser Stichtagserhebung die jährliche Fluktuation in den Justizvollzugsanstalten noch nicht berücksichtigt ist. Der einzige Bereich, in dem in den letzten Jahren wesentliche Entwicklungen erkennbar sind, ist die Förderung eines familiensensiblen Vollzugs und die Berücksichtigung der Bedürfnisse der jährlich etwa 100.000 Kinder von Inhaftierten (vgl. Kugler 2020).² Auch wenn es hier unverändert Verbesserungsbedarf gibt und sich die Maßnahmen innerhalb Deutschlands beträchtlich unterscheiden, haben die EU-Empfehlungen zur Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention (vgl. Europarat Ministerkomitee 2018) Entwicklungen angestoßen.

Angehörigen Hilfe zugänglich zu machen ist insbesondere deshalb erschwert, weil Themen rund um die Inhaftierung sehr schambesetzt sind und die Angehörigen viele Anstrengungen unternehmen, das Widerfahrene möglichst geheim zu halten (vgl. Kawamura-Reindl & Schneider, 2015, 308). Das daraus resultierende Dilemma hat Braman (2002) in seiner dreijährigen ethnografischen Studie in Was-

1 Zum Stichtag 30.6.2020 (Statistisches Bundesamt 2020).

2 In den letzten Jahren ist eine Zunahme an Hilfeangeboten insbesondere der Freien Träger zu beobachten. Viele der Angebote sind auf www.juki-online.de zusammengefasst.

hington rekonstruieren können. Die gesellschaftliche Stigmatisierung von Kriminalität und Gefängnis veranlasst die Angehörigen zum Schweigen und sozialen Rückzug, wodurch ein „verstummtes Problem“ (Braman 2002, 253) entsteht, das aufgrund seiner Unsichtbarkeit kaum adressiert werden kann. Um die Reichweite von Unterstützungsangeboten zu erhöhen, erscheinen die zunehmenden Onlineberatungsangebote³ oder internetgestützten Selbsthilfefomate für Angehörige vielversprechend. So konnte eine aktuelle Studie eines englischsprachigen Online-Selbsthilfeforums aufzeigen, dass der dortige Austausch helfen kann den Stress und die Stigmatisierung zu bewältigen, indem ein Netzwerk aufgebaut wird, das analog oft nicht vorhanden ist (vgl. Hinck u.a. 2019). Bisweilen lassen sich jedoch keine allgemeingültigen Aussagen über psychosoziale Wirkungen von Onlineforen treffen. Die Erkenntnisse darüber sind nicht eindeutig und umfassen mögliche positive und negative Effekte (zusammenfassend vgl. Döring 2019). Sicherlich stellen jedoch Onlineforen einen niederschweligen Zugang zu Informationen und Austausch dar (vgl. Ridings & Gefen 2004) und können insbesondere für Menschen aus ländlichen Gebieten eine Unterstützungsmöglichkeit bieten (vgl. Smith-Merry u.a. 2019).

Die Zunahme an Onlineforen, nicht zuletzt auch durch die Coronapandemie, zieht verstärkt die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich. Ein Erkenntnisinteresse hierbei ist zu untersuchen, welche Themen in diesen Communities diskutiert werden (z.B. vgl. Schielein u.a. 2008), was jedoch durch den rasanten Anstieg an digitalen Texten mit den herkömmlichen Methoden kaum mehr zu bewältigen ist. Daher werden in diesem Beitrag automatisierte Analysemethoden vorgestellt, um deren Potenzial auszuloten und Erkenntnisse darüber zu erhalten, welche Themen in einem spezifischen Forum zentral diskutiert werden.

2 Datenerhebung und Analysemethoden

In der vorliegenden Studie kam eine quantitative Inhaltsanalyse auf Basis automatisierter Analyseverfahren zum Einsatz, wie sie auch schon in der Sozialen Arbeit (vgl. Eckl u.a. 2020) und für die Analyse von Onlineforen eingesetzt wurde (vgl. Grandeit u.a. 2020). In diesem Kapitel werden sowohl methodologische Überlegungen (Kap. 2.1) als auch die Grundlagen der Datengewinnung (Kap. 2.2) und -analyse (Kap. 2.3) präsentiert.

3 So z.B. das Angebot von Treffpunkt e.V. (www.treffpunkt-nbg.de/bai/onlineberatung.html) oder der Caritas (www.caritas.de/hilfeundberatung/onlineberatung/straffaelligkeit/start).

2.1 Distant Reading, Close Reading und Blended Reading

Befindet man sich in der Situation, dass das zu untersuchende Datenmaterial in Form von Texten eine Menge überschreitet, die kaum oder gar nicht mehr durch das herkömmliche Lesen bewältigt werden kann, benötigt man ein Vorgehen, mit dessen Hilfe Komplexität reduziert wird (vgl. Janidis u.a. 2017). Es braucht Methoden, mit denen sich Texte ordnen und so strukturieren lassen, dass deren Inhalt analysierbar wird und Muster erkannt werden können. Der Literaturwissenschaftler Moretti (2009) brachte diese Herausforderung auf den Punkt, als er von „distant reading“ sprach. Damit meint er eine spezifische Perspektive auf den Text, wobei eine größere Distanz zum Text eingenommen wird und der Erkenntnisgewinn darin liegt, nicht mehr einzelne Elemente in ihrer Tiefe, sondern ihre Abhängigkeiten, Beziehungen und Strukturen zu untersuchen (vgl. Moretti 2009, 7). Dabei geht es eben nicht darum, das „close reading“, sprich klassische Methoden des hermeneutischen Textverstehens, zu ersetzen, sondern vielmehr eine neue Form der Beobachtung und somit Differenzierung vorzunehmen, die es erlaubt, große Textkorpora zu analysieren. „Distant reading“ und „close reading“ schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern können voneinander profitieren. Bezugnehmend auf Moretti schlagen daher Stulpe und Lemke (2016) das „blended reading“ vor, in dem Texte sowohl mit quantitativen als auch mit qualitativen Analysemethoden untersucht werden. Dabei werden die Ergebnisse des „distant readings“ mithilfe von qualitativen Methoden hinsichtlich ihrer Sinnhaftigkeit überprüft und kontextualisiert (vgl. Stulpe & Lemke 2016, 43).

Für den erschlossenen Textkorpus der vorliegenden Studie werden zunächst Methoden des „distant reading“ angewendet. Konkret wird auf eine spezifische Methode des Topic Modelings (s. Kap. 2.3) zurückgegriffen, um zentrale Themen aus dem Textkorpus automatisiert und explorativ zu identifizieren. Dadurch wird der Text so strukturiert, dass Teilkorpora entstehen, denen jeweils bestimmte inhaltliche Themen zugeschrieben werden. In einem zweiten Schritt werden diese Textkorpora herangezogen und gelesen, um durch „close reading“ einen tieferen Einblick zu bekommen. Dabei soll die Tiefenstruktur der jeweiligen Themen erfasst werden, sprich es soll eine Überprüfung und Kontextualisierung der Topics stattfinden.

2.2 Datenbasis

Das untersuchte Onlineforum wurde mit der Infrastruktur zur Forenanalyse des Instituts für E-Beratung der Technischen Hochschule Nürnberg (vgl. Lehmann u.a. 2020) gecrawlt. Unter Crawling ist ein explorativer Prozess zu verstehen, bei dem automatisiert Webseiten analysiert werden, um Informationen und Strukturen zu entnehmen (vgl. Ceri u.a. 2013, 75). Für dieses Forum wurde der Prozess so gestaltet, dass die hierarchische Struktur des HTML-Codes des Forums nach

vordefinierten Kriterien, die anhand des Aufbaus des Forums und der zu extrahierenden Informationen festgelegt wurden, durchsucht und Inhalte, wie z.B. Zeitstempel und Texte, entnommen wurden. Die vordefinierten Kriterien wurden in Form von CSS-Pfaden vorgegeben. CSS werden genutzt, um Gestaltungsanweisungen auf der HTML-Seite zu definieren. Ein CSS-Pfad repräsentiert dabei die Positionierung von Inhalten innerhalb der Struktur einer Webseite. Anhand dieser Struktur und Zuweisungen werden für jede Webseite Texte und weiterführende Webadressen entnommen. Die extrahierten Texte, wie z.B. Forennamen und Beitragstexte, wurden in eine Datenbank zur späteren Weiterverarbeitung gespeichert. Ausgehend von der Hauptseite des Forums wurde für die entnommenen Webadressen das vorher beschriebene Verfahren wiederholt, bis die Suche erschöpft war. Mithilfe dieses Prozesses konnten die Forenstruktur und Inhalte in einer Datenbank repliziert werden, was eine leichtere Weiterverarbeitung erlaubte. Durch diesen Prozess ergab sich ein Datensatz von 2.881 Forumsbeiträgen aus den Jahren 2005 bis 2020, wobei ein großer Teil davon aus dem Jahr 2019 stammt (549). Durch derartige Crawls ergeben sich spezifische forschungsethische und datenschutzrechtliche Herausforderungen, die in Kapitel 4.2 diskutiert werden.

2.3 Latent Dirichlet Allocation (LDA)

Die LDA kann dem „distant reading“ zugeschrieben werden (vgl. Stulpe & Lemke 2016, 44) und ist eines der bekanntesten Verfahren des sogenannten *Topic Modelings*. Mit *Topic Modeling* werden unterschiedliche Methoden der quantitativen Textanalyse bezeichnet, mit deren Hilfe latente semantische Strukturen und die Existenz von Themen in Texten erforscht werden können (vgl. Blei 2012; McFarland u.a. 2013). Die LDA ist dazu in der Lage, Themen aus großen Textkorpora explorativ zu ermitteln, ohne dass dabei die Forscher*innen selbst etwa Schlagwörter vorgeben müssen.

Der Algorithmus von Blei u.a. (2003), der mathematisch auf der bayesschen Statistik und speziellen Stichprobenziehungen basiert, ermittelt aus den Texten Wortlisten (s. Tabelle 1). Ohne hier auf die Mathematik dieser Methode näher eingehen zu wollen (bei Interesse wird der Artikel von Blei u.a. 2003 empfohlen), ist die grundlegende Vorannahme, dass mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit spezifische Themen in den jeweiligen Dokumenten enthalten sind. Ein Dokument (= Forumseintrag) besteht wiederum aus unterschiedlichen Themen, die je eine bestimmte Wahrscheinlichkeit besitzen, in dem Dokument vertreten zu sein (vgl. Blei u.a. 2003, 996). Eine zweite Wahrscheinlichkeitsverteilung gibt an, mit welcher Wahrscheinlichkeit bestimmte Wörter in einem Thema enthalten sind, wodurch sich diese Wörter einem Thema zuordnen lassen. Die Methode basiert auf der Kookkurrenz von Wörtern, spricht auf einem gemeinsamen Auftreten in Dokumenten. Dabei wird zwischen einer schwachen und einer starken

Kookkurenz unterschieden. Eine schwache Kookkurenz ist gegeben, wenn etwa ein Wort sehr häufig mit einer Vielzahl von Wörtern in unterschiedlichen Dokumenten gemeinsam genannt wird. Dies ist etwa bei dem Wort „und“ der Fall. Dies hat zur Folge, dass das Wort nur eine niedrige Wahrscheinlichkeit besitzt, ein Thema gut repräsentieren zu können. Bei einer starken Kookkurenz hingegen tritt ein Wort immer wieder mit *bestimmten* anderen Wörtern auf, was die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass dieses Wort ein Thema repräsentieren kann. Ein Beispiel wäre hier etwa das Wort „System“, das häufig mit Begriffen wie „Autopoiesis“, „Umwelt“ oder „Sinn“ genannt wird. Die algorithmisch erzeugten Wortlisten sind von Expert*innen des jeweiligen Themengebiets zu interpretieren (vgl. DiMaggio u.a. 2013). Die mit dieser Methode einhergehenden Möglichkeiten und Grenzen haben wir an anderer Stelle ausführlich diskutiert (vgl. Eckl & Ghanem 2020).

Tab. 1: Extrahierte Wortlisten mit Themenlabels

| Label | Wortlisten |
|-----------------------|--|
| Hoffnung | Daumen, Freund, hoffen, drücken, warten, lieben_grüßen, bald, morgen, endlich, bisschen |
| Bewährungswiderruf | Bewährungswiderruf, Monat, strafen, Bewährung, anrechnen, Jahr, widerrufen, verbüßen, Strafe, absitzen |
| Zeit & Knast | Zugang, Zeit, draußen, drinnen, vergehen, jed_tagen, wichtig, Woche, Leben, Knast |
| Trennscheibe & Besuch | Trennscheibe, besuchen, Beamte, Besuch, nett, Besucher, Raum, freundlich, Besuchstermin, Papa |
| Vorzeitige Entlassung | Stellungnahme, Antrag, Halbstrafe, Anhörung, Entlassung, Richter, ablehnen, Beschluss, 2/3_Termin, stellen |

3 Welche Themen werden im Forum diskutiert?

Abbildung 1 zeigt die zehn häufigsten Themen, die im Forum identifiziert wurden. Die Themenlabels wurden auf der Grundlage von jeweils zehn extrahierten Wörtern von den Autoren formuliert. Exemplarisch werden in Tabelle 1 für die fünf häufigsten Themen die zugrunde liegenden Wortlisten aufgeführt.⁴ Die folgende Ergebnisdarstellung wird ergänzt durch ausgewählte Zitate aus den Forumsbeiträgen, die im Rahmen einer Überprüfung der Themen durch Lesen

⁴ Für weiterführende Ergebnisse siehe https://github.com/MarkusEckl/Analyse_Selbsthilfeforum

des Datenmaterials identifiziert wurden, um dadurch Hinweise auf die qualitative Ausprägung und Kontextualisierung zu bekommen.

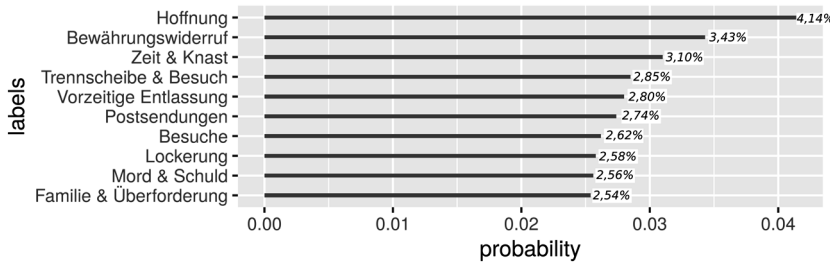


Abb. 1: Top 10 der Themen/Topics im Onlineforum

Das mit Abstand häufigste Thema im Korpus ist *Hoffnung*, dessen wahrscheinlicher Anteil im gesamten Korpus bei 4,14% liegt. In der dazugehörigen Wortliste finden sich Wörter mit Bezügen zur Zukunft („bald“, „morgen“, „warten“), was auf einen Austausch über individuelle Perspektiven schließen lässt.⁵ Diese Perspektiven sind durch Hoffnung geprägt („hoffen“, „Daumen“, „drücken“) und mit dem Begriff „Freund“ wird klar, dass es hier um nahestehende Personen geht. Die Forumsbeiträge zu diesem Topic zeigen, dass es nicht nur um langfristige Zukunftsperspektiven geht, sondern diese Hoffnungen sehr konkret aussehen können. So schreibt die Partnerin eines in Untersuchungshaft sitzenden Inhaftierten: „Jetzt hab ich mir aber gedacht ich warte vor dem Sitzungssaal und hoffe dass ich ihn mal drücken und küssen kann wenn er rein und rausgeht“ (H2, 2006)⁶. In dem Datenmaterial zeigt sich jedoch auch, dass es nicht nur um Hoffnungen in Bezug auf die inhaftierten Angehörigen geht, sondern auch um eine erhoffte Hilfe aus dem Forum: „Ich bin sowas von durcheinander und völlig fertig, das ist der pure Wahnsinn! Ich hoffe mir kann vielleicht jemand helfen“ (H6, 2010). Bei diesem Zitat wird auch deutlich, dass die Hoffnung oft einer Verzweiflung entspringt und Hoffnung für viele die noch verbliebene Bewältigungsstrategie darstellt, zumal viele davon sprechen, keine Unterstützung zu erfahren: „irgendwie fühle ich mich als Angehörige alleine gelassen, man kann kaum mit jemandem reden etc. brauchen wir nicht auch mal ein wenig Streicheleinheiten ????“ (H12, 2011). Das zweithäufigste Thema mit 3,43% ist *Bewährungswiderruf*. Hier geht es weniger um persönliche Befindlichkeiten, als vielmehr um die Bedingungen und Konsequenzen eines Widerrufs, wie bereits die Wortliste vermuten lässt. Worte

⁵ In der Wortliste wird deutlich, dass die durch eine LDA identifizierten Worte nicht alle zur Erklärung des Topics beitragen. So entstammt das zusammengefasste „lieben_grüßen“ vermutlich aus Abschiedsflöskeln am Ende von Beiträgen.

⁶ Topicextraktionen „Hoffnung“ (H), Beitrag Nr. 2, Jahr 2006

wie „Jahr“, „Monat“ oder „anrechnen“ verweisen auf rechtliche Auslegungen des Falls, um die Situation der Inhaftierten besser einordnen zu können. Bei einem näheren Blick in die Beiträge fällt auf, dass sich die Betroffenen hier ganz konkrete Ratschläge erhoffen. Häufig werden sehr detailliert Strafmaß, Gründe für den Widerruf und zugrunde liegende Paragraphen dargelegt, um dann im Forum nach einer Hilfe bei der Berechnung der verbleibenden Haftzeit zu fragen, weil z.B. „im Internet keinerlei Antworten“ (B13, 2015) gefunden werden.

Das dritthäufigste Diskussionsthema ist mit *Zeit & Knast* überschrieben. Dessen wahrscheinliches Auftreten im Textkorpus beträgt 3,1%. Hierbei tauschen sich die Angehörigen insbesondere über das Erleben der Inhaftierungszeit aus, was bereits durch die dazugehörige Wortliste deutlich wird (z.B. „draußen“, „drinnen“, „Zeit“, „Woche“, „vergehen“). In den Beiträgen wird deutlich, wie belastend diese Zeit empfunden wird und welche Herausforderungen damit verbunden sind. „Haus, Garten, Hund und Kinder und ich steh so gut wie alleine da, er wird wirklich gebraucht, irgendwie geht auch alles grad kaputt“ (Z21, 2019). Zeit spielt in den Diskussionen eine zentrale Rolle. So wird häufig über die wertvolle Zeit gesprochen, die sie mit den Inhaftierten bei Besuchen oder noch vor einer Inhaftierung verbringen (z.B. „Jeder Tag ist so kostbar, und wie viele wir davon haben ungewiss“ Z9, 2009). Die Zeit ohne die Angehörigen wird meist als eine besondere Belastung empfunden und die Forumsmitglieder tauschen diesbezügliche Bewältigungsstrategien aus und bestärken sich gegenseitig („glaub mir du wirst es schaffen und mit der Zeit wird es besser werden“ Z19, 2018). In einzelnen Fällen wird auch Wut gegenüber den Inhaftierten geäußert und ihnen eine Verantwortung der Probleme zugeschrieben, die sich durch die Inhaftierung ergeben, während der Verursacher „soweit seine Ruhe“ (Z18, 2018) hat.

Unter dem nächsten Thema, *Trennscheibe & Besuch* (2,85%), tauschen sich die Forumsmitglieder über die Besuchssituation in Haft aus. Die Wortliste verweist bereits darauf, dass über Einzelheiten der „Besuchstermin(e)“, wie das Verhalten der „Beamte(n)“ oder den „Raum“, geschrieben wird. Dabei berichten die meisten von einer relativ „freundlich(en)“ Atmosphäre, wenngleich auch Geschichten über negative Erlebnisse ausgetauscht werden. Dabei werden die Auswirkungen eines Trennscheibenbesuchs sehr häufig thematisiert und Eltern wird davon abgeraten, Kinder mitzunehmen, da es eine „zu große Belastung für die Kleinen“ (T1, 2007) darstelle. Dass die Väter/Mütter die Kinder nicht in den Arm nehmen dürfen, wird von vielen als „zu hart“ (T15, 2018) empfunden, um sich dieser Situation auszusetzen. Eine weitere Unsicherheit ergibt sich aus den strengen Zugangskontrollen. Auch hierbei wird auf bedenkliche Auswirkungen auf Kinder (oder durch Metalldetektoren auch auf ungeborene Kinder, T26, 2018) Bezug genommen. Ein weiteres Thema in diesen Diskussionen stellen die sogenannten Langzeitbesuchsräume dar, die einen Eindruck eines „Stundenhotels“ (T7, 2012) vermitteln würden und zu unangenehmen Sprüchen von Vollzugsbediensteten

führen könnten. In diesem Thema geht es also um einen Austausch und um Rat-suche bezüglich vergangener oder anstehender Besuche, die anscheinend bei den Angehörigen viele Fragen und Probleme aufwerfen und Unsicherheiten auslösen. Im Rahmen des letzten Themenbereichs, der hier vorgestellt werden soll, tauschen sich die Forumsmitglieder über die Möglichkeiten einer *vorzeitigen Entlassung* (2,8%) aus. Die Wortliste verdeutlicht, dass sich die Forumsmitglieder über die rechtlichen Möglichkeiten einer „Halbstrafe“, Entlassung zum „2/3 Termin“ und den diesbezüglichen Voraussetzungen („Antrag“, „Stellungnahme“, „Anhörung“) austauschen. Große Unsicherheiten sind in den Beiträgen erkennbar hinsichtlich der Bedingungen einer Strafrestausschreibung der Hälfte bzw. eines Drittels des Strafmaßes. Die rechtlichen Spielräume führen dazu, dass sich die Angehörigen ständig zwischen „warten, hoffen, bangen“ (V16, 2015) und Ernüchterung bewegen. So wird davon berichtet, dass eine Befürwortung der Haftanstalt zunächst Hoffnung auf eine Entlassung nach zwei Dritteln machte, diese dann aber jäh enttäuscht wurde, als das Gericht dieser Position nicht folgte. Entsprechend wird die Frage diskutiert, „auf welcher Grundlage ein Richter entscheidet“ (V27, 2019). Hierzu finden sich unterschiedliche Hypothesen wie z.B. die Einschätzung, dass „man als Drogenabhängiger schneller wieder auf freiem Fuß ist“ (V41, 2020). Interessant ist auch, dass diese Unsicherheiten nicht nur unter vielen Angehörigen verbreitet sind, sondern wohl auch unter den Inhaftierten selbst. Denn im Forum wird davon berichtet, dass die Inhaftierten telefonisch Fragen übermitteln, deren Antworten die Angehörigen im Internet und Forum finden sollten. Hier scheint die Onlinecommunity Expertise anzubieten, um im Idealfall mehr Klarheit für den individuellen Fall zu bekommen. Es besteht aber auch die Gefahr, mit unterschiedlichen Behauptungen konfrontiert zu werden, die zum Gegenteil führen könnten.

Neben den fünf Themen, auf die hier näher eingegangen wurde, zeigt Abbildung 1 weitere Diskussionen, die im Forum zu finden sind. Wie oben bereits ersichtlich wird viel über die Möglichkeiten des Kontakts mit den Inhaftierten gesprochen, wie z.B. der Ablauf von *Postsendungen*, zumal die Regeln, was versendet werden darf, und die Tatsache, dass Dritte den Postverkehr überwachen, einige Fragen aufwerfen. Das Thema *Besuche* wurde bereits oben als separates Topic analysiert. Hier fällt auf, dass der Algorithmus eventuell unterschiedliche Themen erkannt hat, da dieses Topic bei näherer Betrachtung konkreter als das obige erscheint, da hier spezifische Erfahrungen ausgetauscht werden – ob bzw. wie viel Kaffee oder Tabak mitgebracht werden kann, wie lange ein Besuch maximal dauert oder inwiefern vor Ort etwas gekauft werden kann. Auch die Möglichkeiten von *Lockerungen* im Vollzug werden häufig diskutiert. Hier wird nicht nur der Wunsch nach mehr Freiheiten für die Inhaftierten sichtbar, sondern auch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, z.B. im Rahmen von Hafturlaub oder Freigang. Das Thema *Mord & Schuld* stellt ein moralisches Thema dar. Hier wird insbesondere da-

rüber diskutiert, was eine Strafe im Kontext von Kapitalverbrechen wie Mord rechtfertigt, wer die Schuld für die Taten trägt bzw. wie mit Schuld und Scham umgegangen werden kann. Die letzten thematischen Diskussionen aus Abbildung 1 umfassen Diskussionen über *Familie & Überforderung*. Konkret findet hierbei ein Austausch über die Belastungs- und Überforderungsmomente statt, die sich durch die Inhaftierung innerhalb der Familie ergeben. Diese Themen wurden bereits oben unter Trennscheibe & Besuch diskutiert, was darauf verweist, dass die einzelnen Themen Bezüge zueinander aufweisen und Ergebnisse des Topic Modeling durch eine Netzwerkanalyse gut ergänzt werden können, um diese Zusammenhänge sichtbar zu machen (vgl. Eckl & Ghanem 2020). Die netzwerkanalytischen Ergebnisse sind für Interessierte zugänglich gemacht worden.⁷

4 Implikationen und Grenzen der Studie

4.1 Implikationen und Limitationen

Mit dieser Studie konnte aufgezeigt werden, dass Topic Modeling die latenten semantischen Strukturen unstrukturierter und großer Datenmengen identifizieren kann. Bei der Analyse des Onlineforums wurde sichtbar, dass sich Angehörige von Inhaftierten austauschen, um ein dialogisches Verständnis eines zunächst fremden Systems zu entwickeln. Die Sammlung von Erfahrungen durch Besuchssituationen oder Wissen über Strafrestaussatzung und Bewährungswiderruf kann der Community helfen die eigenen Erfahrungen oder Erwartungen einordnen zu können und Sinn zuzuschreiben. Als zentral erscheint in den Ergebnissen der Austausch über Emotionen, das Leid der Angehörigen und entsprechende Bewältigungsstrategien. Das Warten und die Ungewissheit sowie der Wunsch nach einer vereinten Familie scheint viele zu einer Beteiligung im Forum zu bewegen. Weil deutlich wurde, dass sich viele alleine gelassen fühlen und die Problemlösungsstrategien häufig ausgeschöpft sind, scheint Hoffnung oft die noch verfügbare Bewältigungsstrategie zu sein. Nicht zuletzt aus der Desistance-Forschung wissen wir, dass Hoffnung sehr wirkmächtig sein kann und zu Genesungsprozessen im Kontext der Straffälligenhilfe beitragen kann (vgl. Maruna & LeBel 2009). Ähnlich heißt es auch aus der Recoveryforschung, dass „das Herzstück aller erfolgreichen Recovery-Selbsthilfegruppen der Prozess des Austauschs von Erfahrung, Stärken und Hoffnung“ (White, Boyle & Loveland 2004, 246)⁸ sei. Die gegenseitige Hilfe im Forum oder auch die Erkenntnisse über die subjektive Bewältigung z.B. von Stigmatisierung darf nicht von den Strukturen ablenken, die sicherlich das Problem mit verursachen. Einerseits erschweren repressive Strukturen der Haft die

⁷ https://github.com/MarkusEckl/Analyse_Selbsthilfeforum

⁸ Eigene Übersetzung aus dem Englischen

Kommunikation zur Familie⁹ und andererseits besteht ein erheblicher Mangel an Hilfsangeboten für eben diese Zielgruppe (s. Kap. 1).

Über die Ergebnisse hinaus wirft eine derartige Analyse einige Implikationen und Diskussionspunkte auf. Die Strukturierung von Texten in Themeneinheiten kann nicht nur für Forschende interessant sein. Topic Modeling könnte auch in der Praxis Anwendung finden, um automatisiert einen Überblick zu erhalten, welche Themen für die Zielgruppen relevant sind, um so Anhaltspunkte für zielgruppenorientierte Interventionen zu bekommen. Besonders interessant erscheint dies, wenn die Interventionen ein Kollektiv von Menschen erreichen soll. So könnten themenspezifische Hilfeangebote oder Informationen z.B. im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit und Prävention zugänglich gemacht werden. In der Onlineberatung kann diese Methode eingesetzt werden, um einen Überblick über ein zu begleitendes Forum zu erhalten oder zielgerichtet bestimmte thematische Beiträge ansteuern zu können.

Auch wenn Topic Modeling eine hohe Validität verspricht, da die Daten aus einem natürlichen, nicht für die Erhebung geschaffenen Setting stammen, verlangen die Ergebnisse eine menschliche Interpretation. In der vorliegenden Studie wurden die Modellergebnisse durch eine intellektuelle Überprüfung („close reading“) auf Basis fachlicher Expertise in einen Sinnzusammenhang gestellt. Hier wäre eine systematische Anwendung qualitativer Forschungsmethoden in zukünftigen Studien ein noch besserer Ansatz, um die subjektiven Sinnstrukturen detaillierter zu erfassen. Unser Vorgehen zeigt jedoch, dass eine Verschränkung einer quantitativen Textanalyse mit qualitativen Methoden für die Analyse von Textinhalten einen hohen Mehrwert verspricht. Durch die Vorstrukturierung des Textes ist es möglich, dass eine qualitative Analyse zielgerichtet und themenspezifisch angelegt werden kann, sodass hier die jeweiligen Stärken nutzbar gemacht werden können. Dieses Vorgehen ist jedoch mit Hürden verbunden, da Topic Modeling sehr voraussetzungsvoll ist und spezifische computerwissenschaftliche Kenntnisse erfordert.

4.2 Rechtliche und ethische Reflexionen

Da diese Studie auf sensiblen Daten basiert, sollen abschließend zentrale rechtliche und forschungsethische Gesichtspunkte angesprochen werden. Aus rechtlicher Perspektive ist zunächst das Datenschutzrecht heranzuziehen. Die DSGVO definiert personenbezogene Daten als „Informationen, die sich auf eine identifi-

⁹ Ein aktuelles Beispiel, das dies verdeutlicht, ist die Petition eines Gefangenen aus einer bayerischen Anstalt (www.change.org/p/justizministerium-des-freistaats-bayern-isolation-ist-keine-option), in der Telefonate (im Gegensatz zu anderen Bundesländern) nur in dringenden Fällen gestattet werden. Ähnliche Länderunterschiede bestehen auch bezüglich unüberwachten Langzeitbesuchen, kinderfreundlichen Besuchsettings etc.

zierte oder identifizierbare natürliche Person ... beziehen“ (Art. 4 Nr. 1 DSGVO). Da in diesem Forum mit pseudonymisierten Nicknames agiert wurde, kann davon ausgegangen werden, dass die Identifikation der natürlichen Person kaum gegeben sein dürfte, sodass es sich bei den Daten nicht um personenbezogene Daten handelt und die DSGVO somit nicht auf diese Frage anzuwenden ist. Sollte die DSGVO dennoch zur Anwendung kommen, kann gemäß Art. 89 Abs. 1 davon ausgegangen werden, dass entsprechende Ausnahmen für die nichtkommerzielle Forschung gelten, zumal die in Art. 89 Abs. 1 Satz 3 und 4 genannten Maßnahmen zum Schutz der betroffenen Personen hier de facto Anwendung gefunden haben. Ein weiteres relevantes Rechtsgebiet ist das Urheberrecht. Nach § 60d UrhG ist die nichtkommerzielle Forschung mit Text-Miningverfahren explizit erlaubt (vgl. Schöch u.a. 2020). Insofern liegen keine rechtlichen Schranken für das vorliegende Vorgehen vor.

Von dieser rechtlichen Perspektive ist eine forschungsethische Bewertung zu trennen. Nach dem Forschungsethikkodex der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA 2020, 7) wäre die Beforschung der Aussagen der Zielgruppe nicht zulässig, denn vom „Erfordernis der informierten Einwilligung bzw. des Debriefings kann nur dann abgesehen werden, wenn die Studie der Abwehr von Gefahren oder dem Schutz wichtiger Güter (im Sinne der Menschenwürde) dient und die informierte Einwilligung die Forschung verunmöglichen würde.“ Diese Ausnahme, auf eine informierte Einwilligung zu verzichten, ist in der vorliegenden Studie nicht gegeben. In den Fachdiskursen zum Thema herrscht jedoch weitgehend Einigkeit, dass nonreaktive Verhaltensbeobachtungen im öffentlichen Raum zunächst keine informierte Einwilligung benötigen (vgl. Döring & Bortz 2016, S. 125ff., King 2011, Sugiura u.a. 2017). Auch wenn die Grenzen in digitalen Settings zwischen privaten und öffentlichen Räumen nicht ganz klar sind, gehen wir bei dem von uns untersuchten, nicht zugangsbeschränkten Forum von einem öffentlichen Raum aus. Jedoch sind auch hier Schranken gesetzt. Einerseits kann argumentiert werden, dass die erlebte Privatheit relativ hoch ist, da Nutzer*innen sehr sensible Daten preisgeben und unter Umständen davon ausgehen, dass ohnehin nur ähnlich Betroffene Interesse an einem Austausch haben (vgl. King 2011, 125f.). Zudem können Belastungen für die Community entstehen, wenn Mitglieder merken, dass sie ohne Einwilligung beforscht werden, was wiederum Einfluss auf zukünftige Interaktionen und das Verhalten von Hilfesuchenden haben kann. Zwar liegen keine kodifizierten Richtlinien zum Umgang mit dieser Problematik vor, wir haben uns jedoch dazu entschieden, die Nichtnachverfolgbarkeit der Aussagen in unserer Publikation sicherzustellen. Entsprechend haben wir ausschließlich direkte Zitate genutzt, die bei einer Rückwärtssuche über öffentliche Suchmaschinen nicht aufgefunden werden. Zudem haben wir uns entsprechend den Empfehlungen von King (2011, 127) für die Nichtnennung des Forums entschieden, wobei eine datenschutzkonforme Aufbewahrung des Da-

tensatzes eine wissenschaftliche Überprüfung und Replizierbarkeit gewährleisten soll. Diese Auslegung ist das Ergebnis intensiver Diskussionen und sicherlich gibt es davon abweichende Positionen. Die Autoren wären sehr an einem Austausch darüber interessiert. Ganz grundsätzlich ist jedoch unser Eindruck, dass neuere Forschungsmethoden in gängigen Forschungsethikdiskussionen in der Sozialen Arbeit, und wohl auch darüber hinaus (vgl. Sugiura u.a. 2016), kaum bedacht werden.

Quellenangaben

- Blei, David M.; Ng, Andrew Y. & Jordan, Michael I. (2003): Latent Dirichlet Allocation. In: *The Journal of Machine Learning Research*, 3. Jg., 993-1022.
- Blei, David M. (2012): Probabilistic Topic Models. In: *Communication of the ACM*, 55. Jg., H. 4, 77-84.
- Braman, Donald (2002): Families and Incarceration. Dissertation an der Yale University. Online unter: www.ncjrs.gov/pdffiles1/nij/grants/202981.pdf (Abrufdatum: 26.01.2021).
- Brandtstetter, Manuela; Neidl, Andrea & Stricker, Barbara (2012): Hilfforen im Internet. Hilfsbereitschaft oder Kunstfertigkeit – Ein Forschungsbericht. In: *Soziale Arbeit*, 63. Jg., 207-215.
- Bremer, Katharina; Schwinn, Silke; Borgetto, Bernhard; Nickel, Stefan; Kofahl, Christopher & Dierks, Marie-Luise (2020): Digitalisierung in der gesundheitlichen Selbsthilfe – Ergebnisse einer Online-Umfrage bei Einrichtungen der Selbsthilfeunterstützung. In: *Deutsche Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen e.V. (Hrsg.): Selbsthilfegruppenjahrbuch 2020*. Gießen: o.V., 142-152.
- Brunner, Alexander (2009): Theoretische Grundlagen der Online-Beratung. In: Kühne, Stefan & Hintenberger, Gerhard (Hrsg.): *Handbuch Online-Beratung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 27-45.
- Ceri, Stefano; Bozzon, Alessandro; Brambilla, Marco; Della Valle, Emanuele; Fraternali, Piero & Quarteroni, Silvia (2013): *Web Information Retrieval*. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (2020): *Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Sozialen Arbeit*. *Forschungsethikkodex der DGSA*. Online unter: www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Ueber_uns/Forschungsethikkodex_DGSA_abgestimmt.pdf (Abrufdatum: 28.01.2020).
- DiMaggio, Paul; Manish, Nag & Blei, David (2013): Exploiting affinities between topic modeling and the sociological perspective on culture: Application to newspaper coverage of U.S. government arts funding. In: *Poetics*, 41. Jg., H. 6, 570-606.
- Döring, Nicola (2019): *Sozialkontakte online*. In: Schweiger, Wolfgang & Beck, Klaus (Hrsg.): *Handbuch Online-Kommunikation*. Berlin & Heidelberg: Springer, 167-194.
- Döring, Nicola & Bortz, Jürgen (2016): *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften*. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Eckl, Markus & Ghanem, Christian (2020): Big Data, Textanalyse und Forschung in der Sozialen Arbeit. In: Kutscher, Nadia; Ley, Thomas; Seelmeyer, Udo; Siller, Friederike; Tillmann, Angela & Zorn, Isabel (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz Juventa, 625-638.
- Eckl, Markus; Prigge, Jessica; Schildknecht, Lukas & Ghanem, Christian (2020): Zehn Jahre Soziale Passagen: Eine empirische Analyse ihrer Themen. In: *Soziale Passagen*, 12. Jg., H. 1, 57-80.
- Engelhardt, Emily M. (2018). *Lehrbuch Onlineberatung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Europarat Ministerkomitee (2018): *Empfehlung CM/Rec(2018)5 des Ministerkomitees an die Mitgliedstaaten zu Kindern inhaftierter Eltern*. Online unter: <https://rm.coe.int/empfehlungen-europarat-kinder-inhaftierter-eltern-traduction-en-allema/16808edc9b> (Abrufdatum: 26.01.2021).

- Grandeit, Philipp; Haberkern, Carolyn; Lang, Maximiliane; Albrecht, Jens & Lehmann, Robert (2020): Using BERT for Qualitative Content Analysis in Psycho-Social Online Counseling. Online unter: <https://www.aclweb.org/anthology/2020.nlpccs-1.2/> (Abrufdatum 05.02.2021).
- Hinck, Alexandra S.; Hinck, Shelly S.; Smith, Jeffrey & Withers, Lesley A. (2019): Connecting and Coping with Stigmatized Others: Examining Social Support Messages in Prison Talk Online. In: *Communication Studies*, 70. Jg., H. 5, 582-600.
- Jannidis, Fotis; Kohle, Hubertus & Rehbein, Malte (2017): *Digital Humanities: Eine Einführung*. Weimar: Metzler.
- Jones, Adele D. & Wainaina-Woźna, Agnieszka E. (Hrsg.) (2013): *Children of Prisoners: Interventions and mitigations to strengthen mental health*. Online unter: <https://childrenofprisoners.eu/wp-content/uploads/2013/12/COPINGFinal.pdf> (Abrufdatum: 05.02.2021).
- Karlheim, Christoph & Steffen, Hermann (2013): Die fünfte Welle: Selbsthilfe in Deutschland zwischen ‚realer‘ und ‚virtueller‘ Selbstbezogenheit. In: *Neue Praxis*, 43, H. 3, 263-273.
- Kawamura-Reindl, Gabriele & Schneider, Sabine (2015): *Lehrbuch Soziale Arbeit mit Straffälligen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- King, Storm A. (2011): Researching Internet Communities: Proposed Ethical Guidelines for the Reporting of Results. In: *The Information Society*, 12. Jg., H. 2, 119-128.
- Kugler, Hilde (2020): Gemeinsam ganzheitlich anpacken – was Kinder von Inhaftierten brauchen. In: *Forum Jugendhilfe*, 69. Jg., H. 2, 44-49.
- Lehmann, Robert; Albrecht, Jens & Zauter, Sigrid (2020): CaSoTex, Computerunterstützte Analyse Sozialwissenschaftlicher Texte. Online unter: <https://doi.org/10.34646/thn/ohmdok-619> (Abrufdatum: 05.02.2021).
- Maruna, Shadd & LeBel, Thomas P. (2009): Strengths-Based Approaches to Reentry. Extra Mileage toward Reintegration and Destigmatization. In: *Japanese Journal of Sociological Criminology*, 34. Jg., 59-81.
- Moretti, Franco (2009): *Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ridings, Cathrine M. & Gefen, David (2004): Virtual Community Attraction: Why People Hang out Online. In: *Journal of Computer-Mediated Communication*, 10 (JCMC10110). Online unter: <https://doi.org/10.1111/j.1083-6101.2004.tb00229.x> (Abrufdatum: 05.02.2021).
- Schielein, Tanja; Schmid, Rita; Dobmeier, Matthias & Spießl, Hermann (2008): Selbsthilfe aus dem Cyberspace? In: *Psychiatrische Praxis*, H. 35, 28-32.
- Schöch, Christof; Döhl, Frédéric; Rettinger, Achim; Gius, Evelyn; Trilcke, Peer; Leinen, Peter; Jannidis, Fotis; Hinzmann, Maria & Röpke, Jörg (2020): Abgeleitete Textformate: Text und Data Mining mit urheberrechtlich geschützten Textbeständen. In: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*. Online unter: http://dx.doi.org/10.17175/2020_006 (Abrufdatum: 05.02.2021).
- Smith-Merry, Jennifer; Goggin, Gerard; Campbell, Andrew; McKenzie, Kristy; Ridout, Brad & Bayliss, Cherry (2019): Social Connection and Online Engagement: Insights From Interviews With Users of a Mental Health Online Forum. In: *JMIR Mental Health*. Online unter: <https://doi.org/10.2196/11084> (Abrufdatum: 05.02.2021).
- Statistisches Bundesamt (2020): *Rechtspflege. Bestand der Gefangenen und Verwahrten in den deutschen Justizvollzugsanstalten nach ihrer Unterbringung auf Haftplätzen des geschlossenen und offenen Vollzugs*. Online unter: www.destatis.de/DE/Themen/Staat/Justiz-Rechtspflege/Publicationen/Downloads-Strafverfolgung-Strafvollzug/bestand-gefangene-verwahrte-xlsx-5243201.xlsx?__blob=publicationFile (Abrufdatum: 26.01.2021).
- Stulpe, Alexander & Lemke, Matthias (2016): Blended Reading. In: Lemke, Matthias & Wiedemann, Gregor (Hrsg.): *Text Mining in den Sozialwissenschaften: Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse*. Wiesbaden: Springer, 17-61.

- Sugiura, Lisa; Wiles, Rosemary & Pope, Catherine (2017): Ethical challenges in online research: Public/private perceptions. In: *Research Ethics*, 13. Jg, H. 3-4, 184-199.
- White, William; Boyle, Michael & Loveland, David (2004): Recovery from addiction and recovery from mental illness: Shared and contrasting lessons. In: Ralph, Ruth & Corrigan, Pat (Hrsg.): *Recovery and Mental Illness: Consumer Visions and Research Paradigms*. Washington DC: American Psychology Association, 233-258.
- Zwönitzer, Annabel; Fegert, Joerg M. & Ziegenhain, Ute (2017): Eltern-Kind-Projekt Chance zur Unterstützung von Kindern inhaftierter Eltern. In: *Nervenheilkunde*, 36. Jg., H. 3, 156-160.

*Almut Leh, Annabel Walz, Felix Engel
und Matthias Hemmje*

Historische Biografieforschung und Soziale Arbeit. Interdisziplinäre Begegnungen im digitalen Raum

Zusammenfassung

Autobiografische Dokumente sind für die historische Forschung wichtige Quellen zur Rekonstruktion von Alltagswelten und der Dimension von Erfahrung als historisch relevante Größe. Der Prozess des Schreibens oder Sprechens im Erinnerungsinterview ist immer auch ein Akt der Selbstvergewisserung und Selbstermächtigung. Ähnliches findet im Kontext Sozialer Arbeit unter dem Stichwort Biografiearbeit statt. Wir wollen aufzeigen bzw. diskutieren, wie beide Bereiche voneinander profitieren können: Zum einen können die im Kontext Sozialer Arbeit entstandenen biografischen Erzählungen als Quellen in digitale Forschungsarchive eingebracht werden und so in künftige Forschung eingehen. Zum anderen können Klienten Sozialer Arbeit biografische Archive bei der Erschließung autobiografischer Inhalte unterstützen, indem sie ihr Erfahrungswissen einbringen. Am Beispiel des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ wird anschaulich gezeigt, wie sich Historische Biografieforschung und Soziale Arbeit gewinnbringend ergänzen und wie die Informationswissenschaften dieser interdisziplinären Zusammenarbeit digitale Räume eröffnen, die neue Formen des Arbeitens und Forschens ermöglichen.

1 Einleitung

Wir leben in einer schwarzen Zeit. Trug und Schein verhüllen die Wahrheit, alle Menschen t[ra]gen eine Maske, rohe Lust und Begierde spielen sich überall frech auf, und es ist ein Glück, eine Gnade, wenn man gerade und unverbogen bleibt [...]. (Bergerson & Muntschick, T&S 380504–1)

Diese Zeilen schrieb Roland Nordhoff im Mai 1938 an seine spätere Frau Hilde Laube. Die beiden hatten sich zwei Jahre zuvor in einem Chor kennengelernt und sich gerade ihre Liebe gestanden. Und da sie in unterschiedlichen Orten lebten, begann ihre Liebesgeschichte als Briefwechsel. Nachdem Roland im August 1940 zur Wehrmacht einberufen worden war, wurde das Briefeschreiben über weite

Strecken die einzige Kommunikationsmöglichkeit für das Paar. Bis 1946 schrieben sie sich über 4.000 Briefe, in denen sie sich über ihren Alltag austauschten, ihre Beobachtungen, Ängste und Sorgen, aber auch kleine und große Freuden einander mitteilten. Unter dem Namen *Trug und Schein* werden diese Briefe, die im handschriftlichen Original die Zeitläufe überstanden haben, seit 2013 in zeitlicher Abfolge, so wie sie geschrieben wurden, in Abschrift als Blog im Internet veröffentlicht (Bergerson u.a.).

Dass solche Briefe aufschlussreiche Dokumente für die historische Forschung – zumal für die an Alltag und Lebensgeschichte interessierte Biografieforschung – sind, ist einleuchtend. Interesse an Biografien gibt es in vielfältigen Kontexten. Doch was hat das mit sozialer Arbeit zu tun? Wie kommt die historische Biografieforschung ins Spiel? Und was können beide miteinander zu tun haben? Können beide vielleicht sogar voneinander profitieren? Und schließlich: Welche Rolle spielt dabei das Internet? Fragen, zu denen wir im Folgenden einige Überlegungen und Ideen vorstellen wollen.

Zunächst (Kapitel 2) umreißen wir beide Felder: das der Biografieforschung in den verschiedenen Disziplinen und insbesondere in der Geschichtswissenschaft und die in der Sozialen Arbeit geübte Praxis der Biografearbeit. Davon ausgehend benennen wir Überschneidungen und Anknüpfungspunkte, die in einer Zusammenarbeit beider Bereiche fruchtbar gemacht werden können. Am Beispiel des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ zeigen wir, wie die Informationswissenschaften die Arbeit mit den biografischen Quellen und somit die historische Biografieforschung unterstützen (Kapitel 3), und schließen mit konkreten Vorschlägen für eine beidseitig gewinnbringende Zusammenarbeit von historischer Biografieforschung und Sozialer Arbeit (Kapitel 4).

2 (Historische) Biografieforschung und Biografearbeit

Die historische Biografieforschung ist unter der Bezeichnung Oral History bekannt geworden. Ein Begriff, der auf die Quelle und zugleich auf die Methode verweist, die diese Richtung der Geschichtswissenschaft maßgeblich bestimmt hat: das Interview mit Zeitzeugen.¹ Oral History wird heute vielfach als Erfahrungsgeschichte verstanden, deren Gegenstand die Erfahrung von Menschen in historischen Kontexten ist. Wie haben Menschen Geschichte erfahren bzw. wie erinnern sie ihre Erfahrungen? Mit welcher Bedeutung werden Erlebnisse in der Erzählung zu einem narrativen Konstrukt verwoben und welche Rolle spielen die Erfahrungen für das spätere Handeln als historische Subjekte (vgl. Plato 1991)?

1 Der Begriff des Zeitzeugen wird im wissenschaftlichen Kontext mit Distanzierung gebraucht. Vgl. z.B. Sabrow 2012 und Wierling 2008.

Manifestationen solcher erinnerten Erfahrungen, in der Geschichtswissenschaft als Quellen bezeichnet, sind Interviews, in denen Menschen ihre Lebensgeschichte erzählen, aber ebenso autobiografische Texte wie Tagebücher oder Briefe als zeitnah entstandene Dokumente oder auch aus der Erinnerung im Rückblick verfasste Autobiografien. Die Bezeichnung historische Biografieforschung für diese Richtung der Geschichtswissenschaft verweist auf ähnliche Forschungspraktiken in den benachbarten Kultur- und Sozialwissenschaften, vor allem die der Soziologie und Bildungswissenschaft, in denen die Biografieforschung als eigenständiger Forschungsansatz etabliert ist (vgl. für die Soziologie z.B. Jost & Haas 2019, für die Erziehungswissenschaft Krüger & Marotzki 2006, aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive Leh 2010).

Alle diese Forschungsansätze eint das Interesse an der Rekonstruktion von Lebensverläufen, an lebensgeschichtlichen Narrationen und Sinnkonstruktionen (vgl. zu Theorien, Ansätzen und Forschungsfeldern der Biografieforschung Lutz u.a. 2018). Über die Disziplinen hinweg wird Biografie als soziales Konstrukt aufgefasst, in das gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Diskurse eingehen. Das Interesse der Biografieforschung besteht darin, die Sinn- und Deutungshorizonte der biografischen Konstruktionen zu entschlüsseln und aus dieser Fall-Perspektive soziale und – bezogen auf die Geschichtswissenschaft – historische Verhältnisse in den Blick zu nehmen.

Die Biografiearbeit ist demgegenüber ein eigener Gegenstandsbereich bzw. ein eigenes Praxisfeld im Kontext Sozialer Arbeit. Biografieforschung wie Biografiearbeit schließen an die als Grundbefindlichkeit des Menschen aufgefasste Praxis des autobiografischen Erzählens bzw. Schreibens an. Der Wunsch, über das eigene Leben nachzudenken und darüber zu sprechen oder mithilfe von autobiografischem Schreiben mit sich selbst in einen Dialog einzutreten, wird als verbreitete, in der Moderne geradezu notwendig gewordene Praxis der Selbstvergewisserung und -verortung wahrgenommen. Wenn die Moderne dadurch gekennzeichnet ist, dass Lebensentwürfe immer weniger qua Geburt und Herkunft vorgegeben sind, Statuspassagen ihre Bedeutung wandeln, Konventionen und Wissensbestände sich auflösen und immer wieder neu angeeignet werden müssen, dann erwächst daraus für den Einzelnen die Anforderung, seine Biografie selbst zu gestalten. Wo Traditionen nicht mehr tragen, muss der Mensch für sich selbst die entscheidenden Lebensfragen beantworten: Wer bin ich und was will ich? Biografische Arbeit als Arbeit an und mit der eigenen Biographie wird als Schlüsselkompetenz in der modernen Gesellschaft verstanden (Miethe 2017, 7). Sie umfasst die Notwendigkeit, das eigene Leben zu gestalten, und die Fähigkeit, dem Leben Sinn zu verleihen. Die autobiografische Erzählung ist dabei so etwas wie der Sinn-generator.

Geht es in der Biografieforschung darum, aus den subjektiven Sinnstrukturen Entstehungsprozesse und Wirkungszusammenhänge sozialer Phänomene zu entschlüsseln und zu verstehen, ist die Biografiearbeit in die Praxis Sozialer Arbeit

eingebunden (z.B. Nübel 2017). Gegenstand der Biografieforschung ist die Gesellschaft, in der Biografiearbeit geht es um Individuen in sozialen oder pädagogischen Unterstützungsprozessen. Eine wichtige Funktion der Biografiearbeit, so Christina Hölzl im Lehrbuch „Ressourcenorientierte Biografiearbeit“, „besteht darin, Menschen in ihrer Identitätsentwicklung, Lebensplanung und -bewältigung zu unterstützen, indem sie Hilfestellung zu einer sinnhaften Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sowie von individuellem, sozialem und historischem Kontext leistet und dazu beiträgt das eigene Leben im Strom widersprüchlicher, schöner und schmerzlicher Erfahrungen als sinnvoll, verstehbar und lebenswert wahrnehmen zu können“ (Hölzle 2011, 51).

Biografiearbeit, verstanden als Anregung biografischer Selbstthematizierung, findet in verschiedensten Kontexten und quer durch alle Altersgruppen statt: in schulischen und außerschulischen Bildungsprozessen, in der Pflege und Betreuung alter Menschen, der Unterstützung von Behinderten und Kranken, in Resozialisierungs- und Integrationsprozessen. Zwar gibt es inzwischen eine Fülle von Literatur zur Biografiearbeit, begriffliche Klarheit besteht gleichwohl nicht. Neben der Abgrenzung zur biografischen Forschung bedarf auch der Übergangsbereich zu Therapie und Beratung deutlicher Grenzziehung. Ungeachtet theoretischer Defizite ist die Biografiearbeit in der Praxis angekommen, wo sie sich offenbar bewährt. Dafür sprechen Praxishandbücher, die gezielt Hintergrundwissen vermitteln, traditionelle und kreative Methoden der biografischen Selbstreflexion vorstellen und Anregungen für den Einsatz in unterschiedlichen Handlungsfeldern vermitteln (Miethe 2017; Hölzle & Jansen 2011; Ruhe 2014; Specht-Tomann 2018). Vor diesem Hintergrund kann man professionelle Biografiearbeit als methodische Anleitung und Begleitung biografischer Selbstreflexion durch professionelle Fachkräfte in psychosozialen Arbeitsfeldern beschreiben.

Biografiearbeit regt dazu an, „Biografie aktiv-kreativ zu erleben als gestaltbaren Raum auch unter den Bedingungen schwieriger Lebenslagen und beschädigter Identität“ (Jansen 2011, 21). Sie verfolgt das Ziel, „aktuelle und lebensgeschichtlich erworbene Ressourcen für den Umgang mit kritischen Lebenssituationen und biografischen Herausforderungen zu aktivieren und verfügbar zu machen“ (Hölzle 2011, 42). Bei aller Vielfalt und Kreativität der vorgeschlagenen Methoden ist der biografische Rückblick in Form der erzählten Lebensgeschichte, wie er etwa in Erzählcafés praktiziert wird, die bekannteste Form der Biografiearbeit und hat in den Praxisanleitungen zur Biografiearbeit im Kontext Sozialer Arbeit einen prominenten Platz (z.B. Specht-Tomann 2018).

Die Nähe zur historischen Biografieforschung liegt auf der Hand. Das narrative lebensgeschichtliche Interview ist auch in der erfahrungsgeschichtlichen Forschung die bevorzugte Quelle. Tatsächlich können die in der Biografiearbeit entstehenden Lebensrückblicke als Quellen historisch-biografischer Forschung aufgefasst werden. Für unseren Zusammenhang ist noch eine weitere Dimension relevant.

Biografiefarbeit aktiviert nicht nur Ressourcen. In der Arbeit mit alten Menschen birgt sie auch deren Erfahrungswissen als wertvolles Potenzial, das im besten Fall genutzt werden kann. Biografiefarbeit bietet in dieser Perspektive Anerkennung und die Möglichkeit sozialer Partizipation (Erlemeier 2011, 246ff.).

3 Der Beitrag der Informationswissenschaften

Unter dem Namen Archiv „Deutsches Gedächtnis“ besteht seit den frühen 1990er Jahren am Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen ein Archiv für subjektive Erinnerungszeugnisse (<https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/deutschesgedaechtnis/>).² Entstanden aus Oral-History-Projekten des Instituts und einer regen Sammlungstätigkeit, stehen dort über 3.000 Audio- und Videointerviews und über 1.000 autobiografische Textquellen wie Briefsammlungen, Tagebücher und Autobiografien zur Verfügung. Genutzt wird das Archiv für historische, soziologische und auch bildungswissenschaftliche Forschungen, im Rahmen schulischer und außerschulischer Bildung, aber auch für Ausstellungen, Dokumentarfilme und Reportagen.

Die Nutzbarkeit dieser Quellen hängt ganz wesentlich an deren inhaltlicher Erschließung, und das heißt in aller Regel deren textlicher Erfassung bzw. Verschriftlichung plus Verschlagwortung. Das betrifft die mündlichen Interviews, aber auch viele der handschriftlich vorliegenden Textquellen. Ähnliche Briefe wie die von Roland und Hilde liegen auch im Archiv „Deutsches Gedächtnis“, Feldpostbriefe aus dem Zweiten, aber auch aus dem Ersten Weltkrieg. Ebenso archiviert sind hier Tagebücher, in denen das Kriegererleben Tag für Tag festgehalten wurde, Reisetagebücher oder auch Tagebücher des alltäglichen Lebens. Vieles davon ist nur mit Metadaten – Verfasser, Ort, Zeitraum – in der Datenbank erfasst, die Inhalte sind vielfach noch unerschlossen.

Das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ zeigt anschaulich, wie sich die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen der historischen Biografieforschung und der Sozialen Arbeit gewinnbringend ergänzt. Die Informationswissenschaften eröffnen dieser interdisziplinären Zusammenarbeit digitale Räume und erlauben damit neue Formen des Arbeitens und Forschens. Diese Räume ermöglichen und unterstützen die gemeinsame digitale Erschließungsarbeit und bilden die Grundlage für eine einfache und effiziente Verwertung der gewonnenen Ergebnisse durch die Archivnutzer*innen. Um die Herausforderungen und Grundlagen solcher digitalen Räume zu konkretisieren, sollen am Beispiel des Archivs „Deutsches

2 Ein ähnliches Archiv – ohne Schriftquellen – ist die Werkstatt der Erinnerung an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg: http://www.werkstatt-der-erinnerung.de/index_desktop.php.

Gedächtnis“ offene Herausforderungen zu dessen Erschließung durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien aufgezeigt werden.

Sogenannte Informations- und Kommunikationstechnologien beschreiben eine breite Palette an digitalen Angeboten, die uns heute selbstverständlich vorkommen. Dies umfasst u.a. das Internet, Mobiltelefone, Videokonferenzen, soziale Netzwerke und andere Medienanwendungen und -dienste, die es den Nutzer*innen ermöglichen, auf Informationen in digitaler Form zuzugreifen, sie abzurufen, zu speichern, zu übertragen und zu manipulieren. Gedächtnisinstitutionen wie das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ bewahren unser kulturelles Erbe und stellen den Zugang zu diesem und damit auch seine Nutzung langfristig sicher. Auch das „Deutsche Gedächtnis“ profitiert dabei von der zunehmenden Anzahl digital vorgehaltener Inhalte und der Verwendung von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien. So liegen die per Audio aufgezeichneten Interviews – etwa 80 Prozent des Interviewbestandes – inzwischen alle auch in digitaler Form vor. Bei den Videointerviews konnten bisher rund 20 Prozent digitalisiert werden. Auch Textquellen werden zunehmend digital archiviert oder digitalisiert (Salman u.a. 2017, 92f.). In Zusammenarbeit mit dem Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin wird ein bislang kleiner, aber wachsender Teil der Interviewsammlung online zugänglich gemacht (Leh 2018; Salman u.a. 2017, 92). Mit dem Vordringen des Digitalen in alle Wissen(schaft)sbereiche gewinnt die digitale Langzeitarchivierung dieser Daten an Bedeutung und Dringlichkeit. Einerseits handelt es sich um eine Chance, weil Daten und Informationen in digitaler Form ganz anders als in analoger Form genutzt werden können (Boonstra u.a. 2004, 9). So lassen sich Interviews in digitaler Form komfortabler interessierten Nutzer*innen zu Verfügung stellen. Zudem bietet die digitale Form die Möglichkeit computergestützter Recherchen und Analysen. Andererseits wächst bei digitalen Daten die Gefahr, dass ihre Lesbarkeit verloren geht (Kramski 2016, 185f.). Zugleich ist die dauerhafte und vertrauenswürdige Bewahrung und Zugänglichkeit von Forschungsdaten entscheidend für die Wissenschaft. Nicht nur, weil eine Nachnutzbarkeit und Vernetzung von Daten und Erkenntnissen innovative Wissenschaft fördert, sondern auch, weil die Nachprüfbarkeit von Ergebnissen Grundlage von Wissenschaftlichkeit ist (Altenhöner & Wagner 2013, 1). Bei quantitativen Forschungsdaten haben sich hier bereits in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen Standards und Infrastrukturen entwickelt, die die Langzeitarchivierung unterstützen (Harbeck u.a. 2018, 125). Im Bereich der qualitativen Forschungsdaten ist das Forschungsdatenmanagement dagegen noch weniger etabliert (Swygart-Hobaugh 2016, 153f.). Gerade deshalb birgt der Ausbau der Nachnutzbarkeit qualitativer Forschungsdaten großes Potenzial.

Qualitative Forschungsdaten können eine große Bandbreite an Formen einnehmen: von Bildern über Tonaufnahmen bis hin zu handschriftlichen Notizen (Harbeck u.a. 2018, 127). Zudem liegen diese Forschungsdaten meist in wenig

oder nicht strukturierter Form vor. Die Heterogenität dieser Daten erschwert eine standardisierte Beschreibung. Ein Beispiel für solche heterogenen qualitativen Datenbestände sind Sammlungen von Zeitzeugenquellen. Die Interviews werden meist in offener, narrativer Form geführt. Damit hat das Interview keinen standardisierten Aufbau, der für die Archivierung der Daten genutzt werden könnte. Auch thematisch sind die Interviews häufig völlig offen, da es sich zumeist um lebensgeschichtliche Interviews handelt. Gerade deshalb stellen sie für die Forschung verschiedener Disziplinen eine wertvolle Quelle dar. Nicht zu vergessen ist dabei, dass für die Erstellung von Zeitzeugeninterviews ein nicht unbeträchtlicher Aufwand betrieben wird. Eine Nachnutzung dieser Quellen erscheint auch unter diesem Blickpunkt sinnvoll.

Im Hinblick auf die Bestände biografischer Archive wie die des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ steht der Einsatz von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien noch vor vielen Herausforderungen und einigen Hindernissen. Einige sollen hier vorgestellt werden:

- *Homonymie, Synonymie und Begriffsveränderung*: Die bisherige Erschließung der Quellen ist in weiten Teilen nicht nach festgelegten Vokabularen erfolgt, sondern frei. In der Kombination aus individueller Erschließung, mündlichen, ggf. transkribierten Interviews und der Suche nach bestimmten Zeichenfolgen können im Suchergebnis Quellen fehlen, weil Beschreibung und Suchbegriff sich unterscheiden, obwohl semantisch gleiche oder ähnliche Dinge bezeichnet werden (Synonymie) (vgl. aus Perspektive der Informationswissenschaften z.B. Stock & Stock 2008, 54). Diese Problematik tritt z.B. auf, wenn nach einem Begriff gesucht wird, bei dem sich die Bedeutung seit Erschließung oder Entstehung des Interviews gewandelt hat, was mit zunehmender Dauer der Archivierung wahrscheinlicher wird (Begriffsveränderung) (vgl. aus dem Archivbereich z.B. Uhde 2019, 7). Zudem können Treffer erscheinen, die inhaltlich nicht zum eigentlich gesuchten Begriff passen, weil eine Zeichenfolge semantisch unterschiedliche Konzepte bezeichnen kann (Homonymie).
- *Recherchezugänge*: Die Volltextsuche ist sicherlich die von den meisten Nutzer*innen erwartete Form der Suche. Bei dieser Form der Suche werden aber individuell formulierte Begriffe eingegeben, die möglicherweise nicht der Erschließungssystematik entsprechen. Es ist deshalb hilfreich, wenn zusätzlich zur Volltextsuche die Option angeboten wird, anhand von (geordneten) Begriffen Ausschnitte der Sammlung zu bestimmen, die für den Forschenden von Interesse sind. Ein solches *Browsing* ermöglicht Nutzer*innen einen explorativen Zugang zu den Quellen (vgl. z.B. Hearst 2011, Bawden 2011, Case 2012.)
- *Lücke zwischen gesprochener und verschriftlichter Sprache*: Die Quellen im „Deutschen Gedächtnis“ sind in der Mehrzahl im Ursprung nicht schriftlich, sondern Audio- oder Video-Dokumente. Bei einer Erschließung, die nur auf der verschriftlichten Version basiert, entsteht eine Lücke zwischen den Originaldo-

kumenten und dem Forschungszugang (vgl. z.B. Jessee u.a. 2011, 1f.). Diese Lücke zu verkleinern oder aufzuheben stellt ebenfalls eine Herausforderung für die Forschung dar. Dabei können Speech-to-text-Techniken zum Einsatz kommen, aber auch nichttextuelle automatische Erschließungsmöglichkeiten wie Audio- oder Video-Mining sind denkbar (Leh u.a. 2017). In kombinierter Version können solche Techniken auch Basis für eine Sentimentanalyse sein.

- *Basis für die Vernetzung mit der Community:* Bei der Sekundärnutzung von Forschungsdaten greifen Forscher*innen potenziell auf verschiedene Datenquellen zu. Es ist deshalb sinnvoll zu überlegen, inwiefern für die Erschließung Vokabulare genutzt werden können, die zugleich die Grundlage für die Vernetzung mit Datenbeständen in anderen Gedächtnisinstitutionen bilden. Das ermöglicht auch eine Kollaboration bei der Pflege dieser Vokabulare. Ein Leuchtturmprojekt in diesem Zusammenhang ist das Projekt „GND4C – GND für Kulturdaten“. Es versucht, die Gemeinsame Normdatei, die bislang in erster Linie für die Katalogisierung im Bibliotheksbereich verwendet wird, so zu erweitern, dass sie auch von anderen Gedächtniseinrichtungen genutzt werden kann (vgl. z.B. Balzer u.a. 2019).
- *Metadatenstandards:* Bislang werden als Metadaten schemata für die Archive innerhalb des „Deutschen Gedächtnis“ für die Erschließung individuell entwickelte und historisch gewachsene Felder verwendet. Im Rahmen einer Masterarbeit (Grenzendorf 2020), die im Rahmen des Forschungsschwerpunktes *digitale_kultur* an der FernUniversität Hagen (<https://www.fernuni-hagen.de/forschung/schwerpunkte/digitale-kultur/>) entstanden ist, sind Teile der Sammlung auf Felder aus dem Vokabular von Dublin Core (<https://www.dublincore.org/>) gemappt worden. Eine stärkere Standardisierung in diesem Bereich hätte den Vorteil größerer Interoperabilität. Allerdings ist hier zu bedenken, dass das Mapping auf Standards zu einem Informationsverlust führt (Grenzendorf 2020, 20f.).
- *Integration von Verwendung von Vokabularen in die Langzeitarchivierung:* Im Rahmen der genannten Masterarbeit ist auch ein Konzept entwickelt worden, wie die subjektiven Erinnerungszeugnisse für die Langzeitarchivierung vorbereitet werden können. Bei einer Einbindung von Vokabularen in die Erschließung stellt sich also als zusätzliche Frage, ob und wie die Erschließung in die Langzeitarchivierung integriert werden kann und soll.

Diese auszugsweise Darstellung an Herausforderungen an das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ weist nicht ausschließlich auf technische Aspekte hin, sondern zeigt auch die vielen Herausforderungen auf konzeptioneller Ebene auf.

4 Anregungen für Kooperation und Austausch

Das eingangs genannte Projekte *Trug und Schein* ist in vielerlei Hinsicht anregend, ja geradezu beispielhaft für eine beidseitig gewinnbringende Kooperation von historischer Biografieforschung und Sozialer Arbeit und nutzt zudem vielfältig die digitalen Möglichkeiten der Textedition und Projektkommunikation. Ausgehend von diesem Projekt und vergleichbaren Ansätzen im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ sollen abschließend Anregungen für die interdisziplinäre Zusammenarbeit unter Beteiligung der Informationswissenschaften aufgezeigt werden.

Die Initiatoren bezeichnen das Format als „Public Humanities Projekt“ und verbinden damit Digital Humanities und Public History. Der Titel des Projektes – „Eine kritische Begegnung mit dem Alltag des Zweiten Weltkriegs“ – beschreibt die Absicht der Briefedition und endet mit der Aufforderung: „Schreib mit!“. Die über 4.000 Briefe wissenschaftlich nutzbar zu machen und zugleich so zu präsentieren, dass sie zu einer kritischen Begegnung mit dem Alltag des Zweiten Weltkrieges einladen, ist eine Mammutaufgabe, die nach einem arbeitsteiligen Kollektiv mit unterschiedlichen Kompetenzen verlangt. Genau das ist das Erfolgsrezept von *Trug und Schein*.

Seit 2012 werden die Briefe in chronologischer Folge von einem generationenübergreifenden Team aus Akademiker*innen und Bürger*innen in Deutschland, den Niederlanden, Österreich und den Vereinigten Staaten verschriftlicht sowie mit Schlagwörtern versehen. Eine zentrale Rolle bei dieser Erschließung spielt die *Freie Altenarbeit Göttingen e.V.* (<http://freialtenarbeitgoettingen.de>). Das Vereinsmotto „Wohnen und Lernen unter einem Dach“ wird im Projekthaus „Am Goldgraben“ verwirklicht, in dem eine Alten-WG (60 plus) lebt und das Göttinger Zeitzeugenprojekt realisiert wird. Hier finden ein regelmäßiges Erzählcafé, andere Veranstaltungen sowie Fortbildungen zum Thema Biografiearbeit statt. In der Alten-WG haben Mitglieder des Zeitzeugenprojektes gemeinsam mit Studierenden der Universität Göttingen einen großen Teil der Briefe von Roland und Hilde transkribiert. Besonders bewährt hat sich dabei die paarweise Zusammenarbeit von Jung und Alt, weil hier unterschiedliche Kompetenzen zusammengebracht werden. Die Älteren sind geübt im Handschriftenlesen – Roland verfasste seine Briefe in Sütterlin bzw. in deutscher Kurrentschrift –, die Jüngeren sind technisch bewandert und übernehmen die Eingabe in den Computer und den Upload in den Blog. Teils arbeiten die Tandems im direkten Kontakt zusammen, teils findet die Zusammenarbeit aber auch virtuell im Netz statt, was eine internationale Zusammenarbeit erlaubt. Seit 2019 wird die Transkription durch moderne Handschriftenerkennung unterstützt. Dafür müssen die Briefe gescannt, in TranskribusWeb hochgeladen und prozessiert werden – eine Aufgabe für die Jüngeren. Die Ergebnisse müssen am Original geprüft und korrigiert werden – eine Aufgabe für die Älteren. Beeindruckend ist die Vielfalt der medialen Nachnutzung. Neben

wissenschaftlichen Vorträgen, Workshops und Lehrinheiten gibt es Hörbücher, ein Schauspiel, szenische Lesungen und – aktuell in Vorbereitung – ein Computerspiel.

Zugeben: in diesem Projekt gehören die Älteren vermutlich eher zu den jungen Alten und sie sind überdurchschnittlich gebildet. Dennoch ist das Beispiel instruktiv und inspirierend für die Zusammenarbeit von Sozialer Arbeit und historischer Biografieforschung auch in weniger idealen Settings. Archive, die subjektive autobiografische Quellen sammeln, erhalten, aufbereiten und zur Verfügung stellen, bieten für solche Zusammenarbeit vielfältige Ansatzpunkte, die bisher noch viel zu wenig genutzt werden.

Wie im Projekt *Trug und Schein* könnten Ältere, die die Handschriften lesen können, und Jüngere, die mit Transkriptionsprogrammen umgehen können, gemeinsam solche Texte in Maschinenschrift übertragen. Im Archiv wären dann die Inhalte recherchierbar. Zugleich wären sie für viele, die schon heute diese alten Handschriften nicht mehr erlernt haben, überhaupt lesbar. Auch bei der Verschlagwortung solcher Texte könnten Laien – Junge wie Ältere – einbezogen werden. Das Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen (<https://tagebucharchiv.de>) ist schon lange auf dieser Spur unterwegs. Ganz analog werden hier Interessierte eingebunden, die die eingesandten Autobiografien lesen und verschlagworten oder auch transkribieren. Solcherart Unterstützung könnte auch aus der Biografiearbeit im Kontext Sozialer Arbeit heraus entstehen. Zum einen würden Fähigkeiten und Erfahrungswissen der Klient*innen genutzt, die dies als Wertschätzung erfahren. Dabei geht es nicht nur um alte Handschriften, sondern auch um Wissensbestände, die zum Verständnis zeitgeschichtlicher Quellen beitragen. Zum anderen können Text- und Bildquellen aus dem Archiv in der Biografiearbeit als Erzählstimuli genutzt werden. Auch die Transkription von Interviews kann von beidseitigem Nutzen sein. Für das Archiv ist die Textfassung Mittel der Inhaltserschließung; im Rahmen von Biografiearbeit verschafft die Transkription Zugang zu biografischen Narrationen, die Beispiele für Sinnstiftung und Lebensbewältigung sein können und eigene Lebensentwürfe zur Disposition stellen.

Und schließlich sind biografische Narrationen, die im Zuge der Biografiearbeit entstehen, selbst historische Quellen, die für künftige Forschung archiviert werden können. So sind im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ Aufzeichnungen aus Erzählcafés archiviert, z.B. des Erzählcafés Leipzig, dessen Teilnehmer*innen Erinnerungen an das Stadtleben der 60er Jahre zusammengetragen haben (<https://www.buergerfuerleipzig.de/erzaehlncafe>). Beispiel einer gelungenen Zusammenarbeit ist die Verbindung des Archivs zum Verein *Kriegskinder e.V. – Forschung, Lehre, Therapie* (<https://www.kriegskinder-verein.de>). Um den Erinnerungen von Kriegskindern ein Forum zu geben, hat der Verein an die einhundert Interviews mit Kriegskindern geführt und Erinnerungstexte gesammelt. Um diese Erinne-

rungen langfristig zu erhalten und Interessierten zugänglich zu machen, hat der Verein die Sammlung dem Archiv „Deutsches Gedächtnis“ übergeben.

Viele weitere Beispiele ließen sich anführen, die Möglichkeiten einer gewinnbringenden Zusammenarbeit von biografischer Forschung und Biografearbeit aufzeigen. Zum einen können die im Kontext Sozialer Arbeit entstandenen biografischen Erzählungen als Quellen in digitale Forschungsarchive eingebracht werden und so in künftige Forschung eingehen. Umgekehrt können Interviews, Text- und Bildquellen als Erzählstimuli in der Biografearbeit eingesetzt werden. Zum anderen können Klienten Sozialer Arbeit biografische Archive bei der Erschließung autobiografischer Inhalte unterstützen, indem sie ihr Erfahrungswissen einbringen und damit Wertschätzung erfahren. Dass sich diese Möglichkeiten durch digitale Kommunikations- und Austauschformen nochmals steigern, zeigt schon jetzt die Zusammenarbeit mit den Informationswissenschaften. Das Potenzial ist sicherlich noch nicht ausgeschöpft.

Quellenangaben

- Altenhöner, Reinhard & Wagner, Gert G. (2013): Herausforderungen der Archivierung sozial-, verhaltens- und wirtschaftswissenschaftlicher Datenbestände. In: RatSWD Working Paper 213, 1-5. URL: <http://hdl.handle.net/10419/75306> (Abrufdatum: 17.3.2021).
- Balzer, Detlev; Fischer, Barbara K.; Kett, Jürgen; Laux, Susanne; Lill, Jens M.; Lindenthal, Jutta; Manecke, Mathias; Rosenkötter, Martha & Vitzthum, Axel (2019): Das Projekt „GND für Kulturdaten“ (GND4C). In: o-bib. Das offene Bibliotheksjournal, 6. Bd. (4), 59-97. DOI: <https://doi.org/10.5282/o-bib/2019H4S59-97>.
- Bawden, David (2011): Encountering on the road to Serendip? Browsing in new information environments. In: Forster, Allen & Rafferty, Pauline (Hrsg.): Innovations in Information Retrieval. Perspectives from Theory and Practice. London: Facet Publishing, 1-22.
- Bergerson, Andrew Stuart; Fahnenbruck, Laura; Hartig, Christine & Muntschick, Thomas (2013-): Trug und Schein: Ein Briefwechsel, Bd. 1-5: 1938-44. URL: <http://www.trugundschein.org/> (Abrufdatum: 17.3.2021).
- Bergerson, Andrew Stuart & Muntschick, Thomas (2013): Trug und Schein: Ein Briefwechsel, Bd. 1: 1938, T&S 380504-1. URL: <http://www.trugundschein.org/> (Abrufdatum: 17.3.2021).
- Boonstra, Onno; Breure, Leen & Doorn, Peter (2004): Past, Present and Future of Historical Information Science. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 29 (2), 4-132. DOI: <https://doi.org/10.12759/hsr.29.2004.2.4-132>.
- Case, Donald O. (2012): Looking for Information: A Survey of Research on Information Seeking, Needs, and Behavior. 3. Aufl. Bingley, UK: Emerald Group Pub. Ltd.
- Consultative Committee of Space Data Systems (CCSDS) (2012): Reference Model for an Open Archival Information System (OAIS). Recommended Practice CCSDS 650.0-M-2, Washington D.C., URL: <https://public.ccsds.org/Pubs/650x0m2.pdf> (Abrufdatum: 17.3.2021).
- Erlemeier, Norbert (2011): Lebensqualität und Wohlbefinden unter erschwerten Bedingungen. Förderung von Ressourcen und Potentialen im Alter. In: Hölzle, Christina & Jansen, Irma (Hrsg.): Ressourcenorientierte Biografearbeit. Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. 2. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 236-253.
- Grenzendorf, Maria (2020): Integration of Distributed Archival Infrastructures for Biographical Research Including Preparation of Long-term Preservation. Masterarbeit. FernUniversität Hagen.

- Harbeck, Matthias; Imeri, Sabine & Sterzer, Wjatscheslaw (2018): Feldnotizen und Videomit-schnitte. Zum Forschungsdatenmanagement qualitativer Daten am Beispiel der ethnologischen Fächer. In: o-bib. Das offene Bibliotheksjournal 5.2, 123-141. DOI: <https://doi.org/10.5282/O-BIB/2018H2S123-141>.
- Hearst, Marti: User Interfaces for Search (2011). In: Baeza-Yates, Ricardo & Ribeiro-Neto, Berthier (Hrsg.): Modern Information Retrieval. 2. Aufl. Essex: Pearson Education, 21-55.
- Hölzle, Christina (2011): Gegenstand und Funktion von Biografarbeit im Kontext Sozialer Arbeit. In: Hölzle, Christina & Jansen, Irma (Hrsg.): Ressourcenorientierte Biografarbeit. Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. 2. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 31-54.
- Jansen, Irma (2011): Biographie im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung und im Handlungsfeld pädagogischer Biografiearbeit. In: Hölzle, Christina & Jansen, Irma (Hrsg.): Ressourcenorientierte Biografiearbeit. Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. 2. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 17-30.
- Jessee, Erin; Zembrzycki, Stacey & High, Steven (2011): Stories matter: Conceptual challenges in the development of oral history database building software. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 12. Jg. (1). DOI: <https://doi.org/10.17169/fqs-12.1.1465>.
- Jost, Gerhard & Haas, Marita (Hrsg.) (2019): Handbuch zur soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis. Opladen & Toronto: utb.
- Kramski, Heinz Werner (2016): Digitale Dokumente im Archiv. In: Lepper, Marcel & Raulff, Ulrich (Hrsg.): Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, 178-197.
- Krüger, Heinz-Hermann & Marotzki, Winfried (2006): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Leh, Almut (2010): Biographieforschung. In: Gudehus, Christian; Eichenberg, Ariane & Welzer, Harald (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart & Weimar: J.B. Metzler Verlag, 299-311.
- Leh, Almut; Köhler, Joachim & Gref, Michael (2017): KA³. Weiterentwicklung von Sprachtechnologien im Kontext der Oral History. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 30. Jg. (1-2), 43-59. DOI: <https://doi.org/10.3224/bios.v30i1-2.05>
- Leh, Almut (2018): Zeitzeugenkonserven. Interviews für nachfolgende Forschergenerationen im Archiv „Deutsches Gedächtnis“. In: Archivar, 71. Jg. (2), 155-157.
- Lutz, Helma; Schiebel, Martina & Tuiider, Elisabeth (Hrsg.) (2018): Handbuch Biographieforschung. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Miethe, Ingrid (2017): Biografarbeit. Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis. 3. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.
- Nübel, Damaris (2017): Biografie als Bildungsziel? Biografisches Arbeiten mit KJL in Jugendfreiwilligendiensten. In: AG Jugendliteratur und Medien (Hrsg.): Auf Bleistiftwegen. Außerschulische Literarische (Lern)Orte. KJL & m 17.3. München: kopaed, 77-82.
- Plato, Alexander von (1991): Oral History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der „mündlichen Geschichte“ in Deutschland. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 4. Jg. (1), 97-101.
- Ruhe, Hans Georg (2014): Praxishandbuch Biografarbeit. Methoden, Themen und Felder. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Sabrow, Martin (2012): Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen den Welten. In: Sabrow, Martin & Frei, Norbert (Hrsg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein Verlag, 13-32.
- Salman, Munir; Engel, Felix; Leh, Almut & Hemmje, Matthias (2017): Informationstechnologische Unterstützung der Archivierung biographischer Interviews und Erinnerungszeugnisse. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 30. Jg. (1-2), 92-100. DOI: <https://doi.org/10.3224/bios.v30i1-2.08>

- Specht-Tomann, Monika (2018): Biografiefarbeit in der Gesundheits-, Kranken- und Altenpflege. 3. Aufl. Berlin: Springer.
- Stock, Wolfgang G. & Stock, Mechtild (2008): Wissensrepräsentation. Informationen auswerten und bereitstellen. München: Oldenbourg.
- Swygart-Hobaugh, Amanda (2016): Qualitative Research and Data Support: The Jan Brady of Social Sciences Data Services? In: Thompson, Kristi & Kellam, Lynda (Hrsg.): Databrarianship. The Academic Data Librarian in Theory and Practice. Chicago: Association of College and Research Libraries, 153-178.
- Uhde, Karsten (2019): Zwischen Tradition und Online-Mainstream – Archivische Erschließung im 21. Jahrhundert. In: Archivpflege in Westfalen-Lippe, 90 Jg., 6-10. URL: https://www.lwl-archivamt.de/media/filer_public/cc/4f/cc4f4138-e21b-43da-8fcd-6fead0bd6948/06-10_uhde.pdf (Abrufdatum: 17.3.2021).
- Wierling, Dorothee (2008): Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 21. Jg. (1), 28-36. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-270208> (Abrufdatum: 17.3.2021).

Autor*innenverzeichnis

Bäcker, Eva Maria; Dr. Lehrgebiet Wissenschaftliche Weiterbildung und Hochschuldidaktik an der Fernuniversität Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Interkulturelle Kompetenz, Digitale Infrastrukturen in Afrika, Kompetenzerfassung von Studierenden, Internationalisierung von Bildungsprozessen.

Brandt, Anna-Sophie; M.A. War von 2018 bis 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Teilvorhaben „Reallabor Quartier“ des Projektes „HiRegion – Hochschule in der Region“. Arbeitsschwerpunkte: Stadtsoziologie, Stadtteilentwicklung, politische und soziale Partizipationsprozesse.

Eckl, Markus; M.A. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Digital Humanities an der Universität Passau und Mitarbeiter beim Bezirk Oberpfalz. Arbeitsschwerpunkte: Digitalisierung und Wissenschaft der Sozialen Arbeit, Sozialplanung, quantitative Textanalyse, soziale Netzwerkanalyse.

Engel, Felix; Dr. Lehrgebiet Multimedia und Internetanwendungen, FernUniversität in Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Information Retrieval, Digitale Archive, Semantic Web.

Ghanem, Christian; Prof. Dr. Professor an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Arbeitsschwerpunkte: Straffälligenhilfe, Professionalisierung und Digitalisierung in der Sozialen Arbeit.

Grottko, Markus; Prof. Dr. Prorektor für Innovation und duales Studium, AKAD University. Arbeitsschwerpunkte: Digitalisierung, Wirkung der digitalen Transformation auf Menschen und Organisationen, Hochschulmanagement.

Heinzelmann, Frieda; M.A. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm Nürnberg. Arbeitsschwerpunkte: Wohnungslosigkeit, geschlechtsspezifische Bewältigungsstrategien wohnungsloser Frauen, soziale Netzwerke.

Hemmje, Matthias; Prof. Dr. Lehrgebiet Multimedia und Internetanwendungen, FernUniversität in Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Multimediainformationssysteme, Soziale Netzwerke, Digitale Archive.

Holzmeyer, Tanja; M.A. Sozialpädagogin im Don Bosco Jugendwerk Nürnberg und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm in dem Forschungsprojekt „Smart Inklusion für Wohnungslose“ (SIWo).

Hoose, Fabian; Dr. Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsabteilung Arbeitszeit und Arbeitsorganisation am Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ) der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Arbeitssoziologie/Erforschung des digitalen Wandels der Arbeitswelt.

König, Andreas; Prof. Dr. König Leadership Coaching, Dozent an der AKAD University und der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW. Arbeitsschwerpunkte: Digital Leadership, sinnorientierte Unternehmensführung, e-knowledge-management, Digital Media, Digitalisierung.

Kubandt, Melanie; Prof. Dr. Juniorprofessorin für Gender und Bildung an der Universität Vechta. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Differenzlinien im Feld der FBBE, Berufliche Bildung in der Sozialpädagogik, Professionalisierung und Gender, methodologisch-methodische Zugänge in der qualitativen Forschung.

Kutscher, Nadia; Prof. Dr. Professorin für Erziehungshilfe und Soziale Arbeit am Department Heilpädagogik und Rehabilitation an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Digitalität und Digitalisierung in der Sozialen Arbeit, ethische Fragen Sozialer Arbeit, Bildung und Digitalisierung.

Lang, Anke; PD Dr. Diözesan-Referentin beim Caritasverband für das Bistum Essen im Fachbereich Frühkindliche Bildung; Privatdozentin im Fachgebiet Erziehungswissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Pädagogische Anthropologie, Theorien der Erziehung und Bildung, Interdisziplinarität, Professionalisierung.

Leh, Almut; Dr. Historikerin, Leiterin des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Biographieforschung, Oral History, Digital Humanities.

Lehmann, Robert; Prof. Dr. Professor an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm und Akademischer Leiter des Instituts für E-Beratung. Arbeitsschwerpunkte: Onlineberatung, Digitalisierung in der Sozialen Arbeit und Wirkungsforschung.

Proschek, Katrin; M.A., Dipl.-Ing. (FH) Expertin für Usability Engineering an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Arbeitsschwerpunkte: User Research, Usability Evaluation und Durchführung von menschenzentrierten Gestaltungsprozessen.

Rennstich, Joachim K.; Prof. Dr. Professor für Internationale Soziale Arbeit und Empirische Forschungsmethoden an der CVJM-Hochschule in Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Digitalisierung, Globalisierung, Internationale Soziale Arbeit und empirische Forschungsmethoden.

Rusert, Kirsten; M.M. Wissenschaftliche Mitarbeiterin in Bridges II: Werkstatt Digitalisierung in inklusiven Settings (Werkstattprojekt Prof.in Dr.in Margit Stein), Fakultät Erziehungswissenschaften – Allgemeine Pädagogik, Universität Vechta. Arbeitsschwerpunkte: Transformative Bildung zur nachhaltigen Entwicklung im Fokus von Digitalisierung, Flucht/Migration, Inklusion und Konfliktbearbeitung.

Schneider, Diana; M.A. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FH Bielefeld und am Fraunhofer ISI sowie Promovendin des Forschungsverbundes NRW Digitale Gesellschaft im Projekt MAEWIN und an der BTU Cottbus-Senftenberg. Arbeitsschwerpunkte: Technikfolgenabschätzung, Zukunftsforschung, ELSI, algorithmische Systeme.

Schneiders, Katrin; Prof. Dr. Professorin für Wissenschaft der Sozialen Arbeit mit Schwerpunkt Sozialwirtschaft an der Hochschule Koblenz. Arbeitsschwerpunkte: Analyse wohlfahrtsstaatlicher Settings der Mesoebene, insbesondere Wohlfahrtsverbände, Betriebliche Sozialpolitik und Professionalisierung sowie Inklusion.

Schönauer, Anna-Lena; Dr. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Arbeit und Wirtschaft der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Untersuchung von Technikakzeptanz, Einstellungs- und Wohlfahrtsstaatsforschung, Arbeitssoziologie.

Seelmeyer, Udo; Prof. Dr. Professor für Sozialarbeitswissenschaft am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Digitalisierung in der Sozialen Arbeit, Assistive, Technologien/Ambient Assisted Living (AAL), Integrierte Technikentwicklung

Sowa, Frank; Prof. Dr. Professor für Soziologie in der Sozialen Arbeit an der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm in Nürnberg. Arbeitsschwerpunkte: Kultur- und Organisationssoziologie, soziale Ungleichheiten und soziale Probleme, Wohnungslosigkeit und qualitative Methoden.

Stummbaum, Martin; Prof. Dr. Professor für Soziale Arbeit, Fakultät für Angewandte Geistes- und Naturwissenschaften, Hochschule Augsburg. Arbeitsschwerpunkte: Beratung, Gesundheits- und Ressourcenförderung, Methodische Professionalität, Praxisforschung und Qualitätsentwicklung, Soziale Innovationsprozesse

Tillmann, Angela; Prof. Dr. Professorin für Kultur- und Medienpädagogik an der TH Köln. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs- und Sozialisationsprozesse von Kindern und Jugendlichen mit Medien, Soziale Arbeit und Digitalisierung, Medien und Geschlecht

Unger, Alexander; Prof. Dr. Professor für „Digitale Lebenskultur und Medienbildung“ an der Hochschule Darmstadt. Arbeitsschwerpunkte: Medienbildung – Bildung und Lernen in der mediatisierten Gesellschaft; Lern- und Bildungspotenzial digitaler Spielkultur(en), Kooperative Medienproduktion und informelles Lernen; (hybride) Raumtheorie und Sozialraumanalyse

Veenker, Jaqueline; Erzieherin, Studium des Lehramtes an Berufsbildenden Schulen – Fachrichtung Sozialpädagogik an der Leuphana Universität; Promotionsstipendiatin der Universität Vechta. Arbeitsschwerpunkte: Digitalisierung, Berufliche Bildung in der Sozialpädagogik, Kindheit, Gender.

Waag, Philipp; M.A., hat Politikwissenschaft und Kindheitspädagogik studiert. Er ist seit 2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter an der FH Bielefeld. Dort arbeitet er im BMBF-Projekt „Stationäre Telepräsenzberatung im ländlichen Raum (STellaR)“, unter der Leitung von Prof. Dr. Udo Seelmeyer. Arbeitsschwerpunkte: soziologische Systemtheorie, Digitalisierung in der Gesellschaft und ihren Organisationen, insbesondere im Kontext der Nutzung von Internetplattformen in der Sozialen Arbeit und im Bildungssystem.

Walz, Annabel; M.A. Mitarbeiterin im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung. Arbeitsschwerpunkte: Digitale Langzeitarchivierung, Webseitenarchivierung.

Weßel, André; M.A. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TH Köln. Arbeitsschwerpunkte: digitale Spielkultur, Soziale Arbeit und Digitalisierung

Widerhold, Jean-Pierre; B.A. Softwareentwickler am Institut für E-Beratung der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Arbeitsschwerpunkt: Entwicklung von Softwarelösungen für Soziale Bereiche.

Witzel, Marc; Prof. Dr. Professur für Wissenschaft Sozialer Arbeit Evangelische Hochschule Dresden. Arbeitsschwerpunkte: Digitalisierung und Mediatisierung, Migration, Partizipation und Teilhabe, Sozialer Raum

Wunder, Maik; Dr. Bildungswissenschaftler. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrgebiet Bildung und Differenz der FernUniversität in Hagen. Arbeitsschwerpunkte: materielle Aspekten des Digitalen, Post-Humanismus und Digitalisierung von pädagogischen Feldern.

Digitalisierung umgreift mittlerweile sämtliche gesellschaftlichen Funktionsbereiche und ist aus den lebensweltlichen Vollzügen kaum mehr wegzudenken. Technische Artefakte vernetzen sich immer stärker und bilden unter anderem einen (unsichtbaren) Hintergrund, mit dem menschliche Handlungen auf vielfältige Weise implizit und explizit verwoben sind. Der Band nimmt einen kritischen Blick auf (mögliche) Transformationen und Herausforderungen, die sich für die Soziale Arbeit angesichts des sozio-technischen Wandels ergeben. Hierbei gewinnen alte Fragen wie z.B. die nach sozialer Ungleichheit neue Konturen. Zugleich erscheinen am Fragehorizont neuartige Problemkonstellationen wie etwa die Substituierung von menschlichem professionellem Handeln durch Big Data. Die im Band versammelten Beiträge versuchen, mit ihren Fragestellungen eine Brücke zu schlagen zwischen Theorie und Praxis bzw. zwischen Disziplin und Profession.



Der Autor

Dr. Maik Wunder, geb. 1977, ist seit 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrgebiet Bildung und Differenz der FernUniversität in Hagen. Ab dem Wintersemester 2021/22

Professor für Mediatisierung und Digitalisierung im Feld der Sozialen Arbeit an der Katholischen Hochschule NRW Abteilung Aachen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Beschäftigung mit materiellen Aspekten des Digitalen, Post-Humanismus sowie die Digitalisierung von pädagogischen Feldern.

978-3-7815-2473-6



9 783781 524736